

WILS  
CLS  
PT1337  
.B53x  
1908  
bd.4

# BIBLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



# Zwischen Campus

# Sammlung





**Ankündigungen** aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

# Einzig schön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Badebenl.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

**W**er eine sitzende Lebensweise führt u. wenig Bewegung in frischer Luft macht, **W**er mit Hartleibigkeit oder Obstipation zu kämpfen hat,

**W**er an Kopfschmerz, Schwindel oder Kongestionen leidet, **W**er von Verdauungsstörungen und deren Folgekrankheiten geplagt wird,



regele seinen Stuhlgang durch Gebrauch der Pillen **aperientes „Kleewein“**; sie sind das idealste unschädliche, sicher, milde und schmerzlos wirkende

## Abführmittel;

sie werden deshalb seit 25 Jahren von den Aerzten aller Kulturstaaten mit bestem Erfolge verordnet.

Preis einer Schachtel mit 50 Stück versilberten Pillen 1 Mark 70 Pf.

Niederlagen in allen Apotheken.



**Adler-Apotheke S. E. Kleewein,**  
Krems bei Wien.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

## Schatzkästlein des guten Rats.

Achte, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage mit 54 Illustrationstafeln. In modernem Einband 5 Mark.

Das „Schatzkästlein“ gibt auf alle Fragen des täglichen Lebens eingehenden und guten Rat. Zu haben in allen Buchhandlungen.



## Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch bei der künstlichen Ernährung der Säuglinge in geunden und kranken Tagen. Seit 19 Jahren von ersten Pädiatern erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

**Verdaunungsstörungen, sommerlichen Diarrhöen, Brechdurchfall, Anaemie, Rachitis, Skrophulose etc.**

Preis der  $\frac{1}{2}$  Büchse M. 1.90,  $\frac{1}{4}$  Büchse M. 1.20.

Einfache, zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

**Dr. Theinhardt's Dampfkocher.**

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung Ihres Lieblinges enthält.

**Vorrätig in den meisten Apotheken u. Drogerien.**



## Hygiama.

Wohlgeschmeckend. Leicht verdaulich. Billig.

Ein diätetisches konzentriertes  
Nähr- und Kräftigungsmittel,

welches sämtliche für den Aufbau und die Erhaltung des menschlichen Organismus nötigen Nährstoffe in überaus günstigem Verhältnis in sich birgt. Beist es Frühstück- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke jeden Alters.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Von ersten Ärzten seit 18 Jahren als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

**Magen- und Darmleiden, nervösen Verdaunungsstörungen, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen etc.**

Preis der  $\frac{1}{2}$  Büchse M. 2.50,  $\frac{1}{4}$  Büchse M. 1.60.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Brochüre  
„Ratgeber für die Ernährung in geunden und kranken Tagen“.







**Zu der Novelle »Ihr letzter Traum« von Eugen Stangen. (S. 100)  
Originalzeichnung von Hermann Abel.**



# **B**ibliothek der ◻ ◻ ◻ Unterhaltung und des Wissens

---

---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1908. Dierter Band.



◻ Stuttgart, Berlin, Leipzig ◻  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

**Druck der  
Union Deutsche  
Verlags-Gesellschaft  
in Stuttgart**

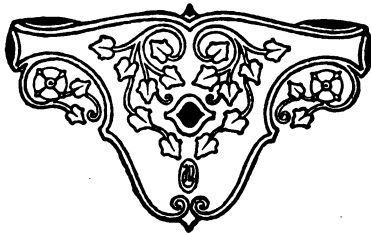




## Inhalts=Verzeichnis.

	Seite
<b>Der blaue Diamant.</b> Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung) . . . . .	5
<b>Ihr letzter Traum.</b> Novelle von Eugen Stangen Mit Illustrationen von Hermann Abel.	85
<b>Der Heringsfang.</b> Von R. Zollinger . . . . .	108
Mit 9 Illustrationen.	
<b>Ehestreit.</b> Novelle von Paul Cserna . . . . .	123
<b>In Südwest.</b> Bilder aus unseren Kolonien. Von L. Bren- kendorff . . . . .	156
Mit 11 Illustrationen.	
<b>Woher kommt Liebe?</b> Märchenhumoreske von Friedrich Thieme . . . . .	174
<b>Ein neuer Brutapparat.</b> Kapitel für die Hausfrauen von R. Hendrichs . . . . .	189
Mit 7 Illustrationen.	
<b>Mannigfaltiges:</b>	
Der Murillo . . . . .	202
Neue Erfindungen:	
I. Garnrollenträger »Heinzelmännchen« . . . . .	207
Mit Illustration.	
II. »Überall«, zerleg- und verstellbare Wärm- und Kühlflasche . . . . .	208
Mit 7 Illustrationen.	
Eine reiche Kriegsbeute . . . . .	210
Eine Hindufabel von der Erschaffung des Weibes . . . . .	211
Tote Sieger . . . . .	212
Eine dringende Frage . . . . .	213

	Seite
Merkwürdige Massage . . . . .	214
Mit Illustration.	
Aristokratische Ladeninhaberinnen . . . . .	216
Das römische Frühstück . . . . .	216
Brautgewicht und Mitgift . . . . .	217
Juwelendiebe . . . . .	218
Bestrafung der Götter . . . . .	223
Der Mut des Igels . . . . .	223
Der »Ifern Hinrik« . . . . .	224
Das Orlando-Sternradmotorboot . . . . .	226
Mit 2 Illustrationen.	
Selbstanklage im Schlaf . . . . .	227
Eine natürliche Seife . . . . .	229
Die Zahl 13 als Glückszahl . . . . .	230
Die Lederhose . . . . .	230
Die Kunst der Spinnen . . . . .	232
Der tausendjährige Rosenstock zu Hildesheim . . . . .	232
Mit Illustration.	
Diplomatische Kuriositäten . . . . .	234
Ein Begräbnisplatz in der Wüste Atacama . . . . .	236
Plünderung einer Kriegskasse . . . . .	236
Komponist und Drehorgelspieler . . . . .	238
Photographien berühmter Leute . . . . .	238
Die Dankbarkeit des Geretteten . . . . .	240
Abgeführter Weltschmerz . . . . .	240







## Der blaue Diamant.

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortsetzung.)

□ □

(Nachdruck verboten.)

### Fünfzehntes Kapitel.

**D**er Wind segt über die gelben Blätter, daß sie wie schlaftrunken von den Bäumen fallen und taumelnd ein Plätzchen suchen zum Bergehen. Aus der Oder kommen die Frühnebel gezogen, lange weiße Schwaden, und kleben ihre Feuchte auf Dächer und Straßen. Die Liebigshöhe, der Breslauer Stadtschmuck, durchragt mit kahlem Geäst die zeitige Dämmerung. Im Wiesen grün des Scheitniger Parkes verblühte längst die Herbstzeitlose. Der Winter stand auf den Glazer Bergen und streute Nachtreif aus.

In der Kaiser-Wilhelm-Straße, wo die Wohnungen schön und teuer sind, hatte Richard auf Ullas Wunsch eine Etage gemietet. Er hatte nach langer Weigerung ihrem Drängen nachgegeben in der Hoffnung, sich hiermit von allen anderen kostspieligen und überflüssigen Wünschen losgekauft zu haben.

Es war ein hübsches Heim, das Ulla nach ihrem Geschmack eingerichtet, kapriziös in Zusammenstellung und Farben, aber anmutend. Auf der Hochzeitsreise hatte sie ihre Zeit wahrgenommen und an Möbeln und Dekorationsstücken so viel zusammengekauft, daß

sie jetzt sechs Zimmer reichlich auszustatten vermocht. Ihre Seele, ungesättigt wie zuvor, hatte das bißchen Neuheitsreiz längst abgestreift. Die leidenschaftliche Liebe ihres Gatten in Selbstlosigkeit mitzuempfinden, hatte sie nicht vermocht; zuweilen im stillen belächelte sie dieselbe als angenehme Schwäche und als ein nie versagendes Mittel, ihre Macht zu behaupten. —

Der Nordost fuhr gegen die Scheiben und ließ trotz der Doppelfenster die Spitzentores im Luftzug sich bewegen, als Ulla hastig in Richards Zimmer trat.

„Richard — Schatz! Ich habe eine großartige Idee!“

Er warf sogleich die Feder beiseite und wandte sich um. „Na, dann schieß los!“

Sie setzte sich auf die Lehne seines Schreibessels und umfaßte schmeichelnd seinen Hals. „Wir sind doch nun schon oft genug eingeladen gewesen — nicht wahr?“

„Das stimmt auffallend.“

„Jetzt kommen wir nun selbst dran — was?“

„Balb wenigstens.“

„Rein — gleich, Schatz! Ich will — und das ist die großartige Idee — keinen faden Teeabend, ich will ein Diner geben — intim, aber fein.“

„Ulla,“ sagte er, ihren Arm küssend, „davon kann doch keine Rede sein.“

„Aber warum denn nicht?“

„Aus dem einfachsten Grunde,“ sagte er, „weil wir das Geld nicht dazu haben, Kind.“

Sie schlug die Hände zusammen. „Dazu nicht — und dazu nicht! Weißt du, Schatz, das wird langweilig. Davon habe ich zu Hause genug gehabt. Wenn wir vom Leben weiter nichts haben, als jede Mark zählen, dann lieber gar keines.“

Ihre sonst schmeichelnde Stimme war scharf genug geworden, um sein Gefühl zu verletzen. „Du tust ja,

als ob es nichts Höheres in unserem Leben gäbe als kostspielige Launen. Die Hauptsache ist doch die Liebe und der Wunsch, einander glücklich zu machen.“

„Ja, bitte sehr!“ lachte sie. „Das letztere vergiß ja nicht. Ich füge noch hinzu, angenehm soll man es sich auch machen. Du versinkst mit deinen Anschauungen in Bierphilisterei, mein Schatz, aus der ich dich retten muß. Ich möchte mit ausgebreiteten Armen durch die Welt stürzen und fassen und genießen. Inzwischen sitzt du auf dem Geldbeutel und berechnest, was ein neuer Anzug kostet. Pfui, Schatz! Wo ist der elegante, feste Richard v. Saldorf? Der Mann mit den schönen Romanaugen?“

Er vermochte augenblicklich nicht auf den scherzenden Ton einzugehen. „Meine liebste Ulla —“

„Ich bin nicht deine Liebste,“ sagte sie, den Arm zurückziehend, „sonst ließe dich hier nicht wie ein Schulmädchel um ein paar Gerichte betteln. Was ist denn das für eine Stellung, die du mir gibst! Jeder Kauf, den ich mache, wird bekrittelt, jeder Gut, den ich aufsehe, schiefe angesehen. Wenn das jetzt schon am grünen Holze geschieht, was dann erst später am dürren?“

Sie war aufgesprungen und rechte ihre Gestalt, als sei ihr das Zimmer zu eng geworden.

„Du hast meine Verhältnisse gekannt,“ sagte er, sich zur Ruhe zwingend, „du solltest sie mir niemals zum Vorwurf machen!“

„Ich dir?“ rief sie, sich mit gekreuzten Armen an den Schreibtisch lehrend, so daß sie Auge in Auge ihm gegenüberstand. „Aber da müßte es bei mir im Oberstübchen nicht ganz richtig sein.“

„Wir haben alle Ursache,“ fuhr er fort, als hätte er den Einwurf nicht gehört, „unser Auftreten in

gegebenen Grenzen zu halten, damit unsere Häuslichkeit keinen Abbruch an Behaglichkeit erfährt.“

„Wer sagt denn solchen Unsinn?“ rief sie hastig.

„Niemand sagt es. Aber ich fürchte, Jürgen empfindet es.“

Sie lachte scharf auf. „Aha, Jürgen! Wo steckt denn der nicht dahinter! Wo hält dich denn der nicht in Zwang und Furcht! Wenn er sich selten sehen läßt, meine Schuld ist es nicht. Soll ich ihn bei den Ohren nehmen und herbeiziehen?“

„Du irrst,“ fiel er hastig ein. „Die Teilnahme an meiner Häuslichkeit hatte jederzeit für ihn etwas höchst Verlockendes, und daß er die Absicht hatte, sich bei uns heimisch zu fühlen, liegt außer allem Zweifel —“

„Sehr gütig von ihm,“ unterbrach sie ihn jäh. „Also du meinst, ich hätte ihm nicht genug den Hof gemacht?“

„Ich meine —“ Richard sprang auf und ging an ihr vorüber zum Fenster. Durch die beschlagenen Scheiben sah er die windbewegten Wolfenscharen im Nebelgrau des Tages vorüberziehen. Er dachte daran, mit welcher Spannung er Jürgens ersten Eintritt in diese Räume erwartet, und wie herzlich seine Begrüßung durch Jürgen erwidert ward. Aber dann — ja dann?

Dann war ein Etwas in der überladenen Einrichtung der Zimmer, des hochmodern gedeckten Tisches, im Wesen der liebenswürdigen Hausfrau — ein Etwas, das ihm Unbehagen zuzuwehen schien, das Richard vergeblich zu bannen suchte — ein Etwas, demzufolge des Obersten Besuche immer seltener wurden und kürzer.

Dieses Etwas war es, welches Richard in diesem Augenblick schwer auf die Nerven fiel.

„Ich meine,“ sagte er leiser, „daß Jürgen das nicht bei uns gefunden hat, was er erwartet. Er ist sehr



ernst in letzter Zeit geworden. Ich habe ihn schon oft in tiefen Gedanken überrascht. Wenn er sich Sorgen machte?"

„Um unser Auskommen?“ fiel Ulla in die Hände klatschend ein. „Famos, Schatz! Da hätte er ja das Mittel zur Abhilfe in der Hand! Es ist überhaupt ein Skandal. Fürgen, der es nicht braucht, hat an fünfzigtausend Mark Renten — und wir, die es dringend nötig haben, müssen uns mit lumpigen sechstausend Mark Zuschuß begnügen. Was wird er als Junggeselle denn außer seinem Gehalt verbrauchen? Sein Vermögen gehört eigentlich ebensogut dir wie ihm —“

„Daß das!“ sagte er auffahrend. „Ich kann so etwas nicht hören.“

„Aber ich — nicht wahr?“ rief sie nervös lachend. „Ich kann es alle Tage mit anhören, daß die Fleischtöpfe Ägyptens nicht unser Fall sind?“

„Du weißt, daß wir ohne ihn nie hätten heiraten können,“ fiel er ein, sich rasch umwendend, „du weißt, daß er mir zum Umzug ohne weiteres eine ansehnliche Unterstützung zukommen ließ, du weißt, daß ich mir diese ungewohnte Bitte an ihn schwer abgerungen habe und mich daneben verbürgt, seine Hilfe in außergewöhnlicher Weise nicht wieder in Anspruch zu nehmen.“

„Das letztere war voreilig,“ warf sie achselzuckend ein. „Man kann für sich nicht bis an die nächste Ecke gutfagen.“

Er biß sich auf die Lippen. „Und ich sage dir, Ulla, daß eine Fortsetzung dieser Bettelei nicht erfolgen darf, daß diese Art Ausnutzung von meiner Seite fortan unterbleibt, daß der Haushaltungsetat, den ich jetzt aufgestellt habe, um keine Mark überstiegen werden darf.“

„Ach — bitte, bitte, setze doch gleich Siegel und

Petschaft darunter! Wenn es sein muß, machen wir einen notariellen Akt daraus!“ rief sie spöttisch. „Wenn du deine Vierteljahrzzulage demütig dankend quittierst, erlaubst du mir wohl auch, ein ersterbendes Dankeswort hinzuzufügen — dem großen, erhabenen Fürgen, deinem ganz extra gebadenen Fürgen!“

Er war sehr bleich im Gesicht geworden, als er dicht vor sie hin trat. „Weißt du, daß du mir mit diesen lieblosen Ausfällen gegen Fürgen auf die empfindlichste Weise wehst, Ulla? Und daß ich nie gestatten werde, daß auf den Mann, der mein Bruder und Wohltäter ist, ein Flecken geworfen wird? Wenn du es nun weißt, dann tue es nicht noch einmal — ich bitte und warne dich.“

„Und was denn sonst noch!“ rief sie, sich auf dem Absatz herumdrehend. „Bange machen gilt nicht bei mir, davor brauchst du keine Sorge zu haben. Ich werde diesen Abgott Fürgen nicht anbeten wie du, ich werde ihn so taxieren, wie es richtig ist: knausrig gegen den Stiefbruder und gegen mich, seine Schwägerin.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie aus dem Zimmer.

Es war das erste Mal, daß sie auf Widerstand stieß, und ihre fadenscheinig gewordene Neigung empörte sich dagegen wie gegen eine persönliche Beleidigung. Das Unerfreulichste indessen blieb doch die Wahrnehmung, daß ihr persönlicher Zauber in dieser Stunde machtlos geblieben war. Sie trat vor den Spiegel und musterte ihr Gesicht.

Das Mädchen erschien und überreichte einige Visitenkarten. Gottlob! Das war eine Ablenkung.

„Benachrichtigen Sie den Herrn Regierungsrat! Ich lasse bitten!“

Sonst hatte sie dergleichen Meldungen rasch selbst in Richards Zimmer gerufen, bevor der Besuch erschien, heute hätte sie es nicht um den Verlust des kleinen Fingers getan.

Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Familie Grüzig in den Salon treten zu sehen.

„Nein,“ rief die jekige Frau Oberforstmeister Richard entgegen, so liebenswürdig, als hätte er ihr nie einen Strich durch die Rechnung „Kamilla“ gemacht, „daß unsere Versekung uns gerade hierher führen muß, ist doch zu nett!“

„Die Herrschaften kannten sich schon?“ fragte Ulla neugierig, die inzwischen um fast zwei Jahre gealterte blonde Willa betrachtend.

„Und ob!“ rief Frau Grüzig.

„Ich vertrat eine Zeitlang den Landrat in —“

Der Oberforstmeister, dessen Redewerkzeuge durch die seiner Gemahlin immer schnellstens lahmgelegt wurden, sagte, um überhaupt zum Wort zu kommen, schleunigt: „Wir haben damals alle sehr bedauert, Sie so bald zu verlieren, Herr Regierungsrat.“

„Ja, das ist wahr,“ fiel Frau Grüzig temperamentvoll ein, Ulla die Hand drückend. „Ein so vielbegehrter, vielumworbener Kavälier! Überall Hahn im Korbe. Mein Gott, dachte ich immer, was soll aus dem Städtchen werden ohne diesen Herrn Lepsius — verzeihen Sie, bitte! — Herrn v. Saldorf? Das war auch so eine große Überraschung! Die ganze Stadt stand auf dem Kopf. Und jetzt!“ Sie lächelte von Richard zu Ulla und von Ulla zu Richard. „Nun, wir kommen mit unseren Glückwünschen immer noch nicht zu spät.“

Der Oberforstmeister verneigte sich stumm, Willa errötete.

„Wir sind seit dem Frühjahr verheiratet,“ warf Ulla trocken ein.

„Sollen wir uns denn alle hier wiederfinden?“ rief Frau Grüzig, als hätte man sie mit einem köstlichen Geschenk überrascht.

„Alle?“ fragte Richard. „Ich wüßte nicht —“

„Nein?“ lachte Frau Grüzig erst ihren Gatten und dann ihre Tochter verständnisvoll an. „Das wissen Sie nicht? Das ist ja das reinste Verstedspiel im eigenen Hause! Die Etage unter Ihnen, Herr Regierungsrat —“

„Sie spannen wirklich unsere Neugier, gnädige Frau,“ sagte Richard v. Saldorf weit höflicher als interessiert.

„Frau Kleber zieht morgen dort ein!“ rief die Oberforstmeisterin fast jauchzend. „Und keine Ahnung hatten Sie?“

„Frau Kleber? Was ist denn das für eine Frau Kleber?“ fragte Ulla stark von oben herab.

Richard war es, als stieße ihn jemand gegen die Brust.

„Sie hat uns vom Hotel aus gleich einen Besuch gemacht. Denken Sie noch an die — ach ja, gehört müssen Sie noch davon haben, Herr Regierungsrat! Oder waren Sie schon abgereist? — Nein, gnädige Frau, war das eine Geschichte! Bloß daß der Spaß der armen Kleber ein bißchen teuer kam —“

„Mietchen,“ warf der Oberforstmeister mißbilligend ein, „laß doch die altbackenen Geschichten ruhen!“

Mietchen aber war im besten Zuge. „Habe ich denn schon einen Namen genannt? — Nein, gnädige Frau, wenn ich Ihnen das schildern sollte! Bloß eine einzige Minute — diese Spannung! Drei Tage fühlte ich es noch in allen Gliedern. Meine Milla weinte sogar im Traum.“

„Um was?“ fragte Ulla etwas wärmer.

Richard sah vor sich hin auf das Teppichmuster, aus welchem das Gespenst der Vergangenheit von neuem aufstieg und sich an ihn herandrängte, näher als zuvor. Und in demselben Maße, wie es sich ihm näherte, schwand seine Macht, es in die Vergessenheit zurückzustoßen. Der Liebesrausch hatte es verschwinden lassen, nun regte und rechte es von neuem die Hand.

„Ja, denken Sie,“ sagte Frau Grüzig, sich in einer Art Kampfstellung höher aufrichtend, „da war eine sehr schöne Person, die stahl wie ein Kabe —“

„Aber Miekchen!“ rief der Oberforstmeister in stiller Verzweiflung.

„Kenne ich Namen? — In einem Damentee fingerte sie der armen Frau Kleber einen kostbaren Diamantohrering weg. Na, sie wird Ihnen die Sache schon noch selber erzählen!“

Frau Grüzig empfand bei diesem Thema ein doppeltes Vergnügen: Richard wegen seiner damaligen Schwärmerei für Renate zu sticheln und die getäuschten Hoffnungen ihrer Tochter zu rächen.

„Was hat man denn mit der Person gemacht?“ fragte Ulla interessiert.

„Man hat sie hinausgeworfen, und der Staatsanwalt hat ein bißchen Hausfuchung bei ihr halten lassen — sonst nichts.“

„Und da fand man den Diamanten?“

„Nein,“ sagte Frau Grüzig einigermaßen verblüfft, „gefunden hat man nichts.“

„Und dann?“

„Dann verschwand sie. Gott weiß, wo sie sich seitdem im Handwerk weiter ausgebildet hat.“

„Aber Miekchen!“

Richard wurde die Luft im Zimmer erstikend

schwül. Er konnte nicht aufstehen und für die so niederträchtig Beschuldigte eintreten, denn er selbst war von allen zuerst kopfüber von ihr fortgestürzt.

Es brannte eine wunde Stelle in seinem Gewissen. Hatte er denn je an ihre Schuld mit Überzeugung geglaubt? War er nicht bloß aus Standes- und Stellungsrücksichten treubruchig geworden?

Und da stand plötzlich Renate vor seinen Geistesaugen, wie sie auf der Eisbahn neben ihm hin glitt und seiner Verheißung für den kommenden Tag lauschte.

„Ich traue dieser Mildner — ach, ich wollte ja keine Namen nennen!“ rief Frau Grüzig, scherzhaft den Muff gegen die Lippen drückend. „Na, heraus ist heraus!“

Der Oberforstmeister kam nicht dazu, sein Kopfschütteln in Worte umzusetzen, denn Ulla rief scharf auflachend: „Das ist allerdings eine sehr pikante Beleuchtung dieser sogenannten Schönheit, die sich augenblicklich als Gesellschaftsdame bei der Gräfin Stadelburg, meiner Tante, herumdrückt. Dort dürfte es aber mit den Diamanten hapern.“

„Gnädige Frau kennen sie?“ rief Frau Grüzig mit respektvoller Anrede in der dritten Person, da das Wort Gräfin auf sie überwältigend wirkte.

Ullas Züge nahmen ihren härtesten Ausdruck an im Andenken an den verunglückten Dresdener Besuch. „Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich sie noch etwas anders behandelt haben.“

Einen Augenblick glaubte Richard v. Saldorf das Opfer einer Gehörtäuschung zu sein. Ulla kannte Renate! Er wagte es nicht, eine weitere Frage zu tun. Er hätte nur eines tun mögen — die Klatschbase und Schwägerin auf dem Sofa aus seinem Hause weisen.



„Na, und die arme Kleber!“ fuhr die Oberforstmeisterin fort. „Die gute Testarp — Herr Regierungsrat, Sie erinnern sich, nicht wahr? — gab die Parole aus —“

„Aber Mietchen!“ warf der unglückliche Gatte unruhig dazwischen.

„Schließlich stand sie — die Kleber — solo da. Wenn sie einlud, bekam sie jedesmal Körbe und Absagen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, verkaufte ihre Villa und zog weg. Und jetzt schlägt sie ihre Zelte unter Ihnen auf, Herr Regierungsrat!“

„Nun,“ sagte Ulla, sich mit der geschäftigen Bednerin erhebend, „es wird mir interessant sein, diese Frau Kleber kennen zu lernen.“

Richard dachte an den Gang in die Villa Kleber, den sein schwankendes Rechtsgefühl ihn hatte gehen heißen, an die unsagbare Noheit, mit der die Frau darin Schmach und Schande auf Renate häufte, an ihr boshaftes Schadloshalten bezüglich verwandtschaftlicher Beziehungen, die Fürgen und er ihr vorzuenthielten — und eine Ungeduld ohnegleichen packte ihn. Sein Gehör empörte sich gegen das durch unausgesezte Übung scharf gewordene Organ der Oberforstmeisterin, gegen Ullas Vorhaben, die Kleber auszufragen.

„Da haben Sie recht, gnädige Frau,“ sagte Frau Grüzig. „Ich kann versichern, sie verdient Aufmunterung. Die Neustädter Damen haben das Menschenmögliche an Rücksichtslosigkeit gegen sie geleistet. Ich hätte bloß hören wollen, was die gute Testarp angegeben hätte, wenn ihr selbst achttausend Mark verloren gegangen wären.“

„Ich denke, Mietchen —“ drängte der Oberforstmeister.

„Allerdings, das ist kein Spaß!“ sagte Ulla überzeugt.  
 „Wie ich denken Sie, ganz wie ich!“ rief Frau Grüzig, Ullas Hände fassend und gewissermaßen beglückwünschend drückend. „Und Sie werden sehen, daß die verschrieene Frau gar nicht so übel ist. — Adieu, Herr Regierungsrat! Unsere Freude, Sie wiederzusehen, wird durch die Bekanntschaft mit Ihrer reizenden Frau Gemahlin verdoppelt.“

Die überwältigende Frau, welche alles, was Mann und Tochter etwa zu sagen beabsichtigten, auf ihre Zunge nahm, rauschte mit ihnen davon.

Als die Thür ins Schloß fiel, wandte sich Ulla mit plötzlicher Eingebung zu Richard. „Hast du diese Kleber denn nie gesehen?“

Es zuckte in seinen Mienen auf, aber er bezwang sich. Was war da noch zu verschweigen? Er dachte an Jürgen — und die Gewißheit stieg in ihm auf, daß ihr Hierherkommen ein erneuter Versuch sei, seinem Bruder ihre ihm so tief verhaßte Leidenschaft aufzudrängen, ihn für die Ehe einzufangen.

„Du bist da durch eine unberufene Schwägerin,“ sagte er, Ullas neugierigen und mißtrauischen Blicken standhaltend, „auf eine Persönlichkeit gestoßen worden, die für Jürgen und mich schon längst nicht mehr existiert.“

Es zitterte ihm durch das Herz, daß ihm das Vertrauen zu Ullas Verständnis und selbstloser Liebe fehlte, so daß er nicht vor sie hin treten konnte mit dem Bekenntnis seiner letzten Begegnung mit Lotte Kleber und aller daran haftenden Gründe.

„Schon wieder Jürgen!“ rief sie spöttisch. „Ich sage es ja, man kann sich nicht die Hände waschen, ohne daß Jürgen irgendwo auf der Lauer liegt. Es ist gerade, als wärest du mit und von ihm behert.“

Er überhörte den Zwischenruf, obwohl er ihn in seiner Bruderliebe tief verletzte. „Diese Kleber,“ sagte er rasch, „ist die Schwester der verstorbenen Frau meines Bruders, ein Weib allergewöhnlichster Art, was ihre Charaktereigenschaften betrifft, insofgebesen an sich schon kein Umgang für dich. Ganz unmöglich wird eine Annäherung aber durch die Stellung, welche Jürgen seit Anbeginn seiner Ehe dieser Frau gegenüber bewahrt hat — aus triftigen Gründen. Es wird genügen, Ulla, wenn ich dir dies sage, um dich von ihr so fern als möglich zu halten.“

„Das weiß ich noch nicht,“ sagte sie mit dem einft von ihm fo bewunderten Flimmern in den Augen, welches ihn jetzt in Unruhe und Ungewißheit ftürzte. „So unbedingt, lieber Schatz, lasse ich mir meinen Verkehr denn doch nicht vorschreiben. Wenn ihr beide — Jürgen natürlich immer voran — euch in edlen Born verbeißt, kann ich immer noch tun, was ich will.“

Sie sagte es aus angeborenem Widerspruchsgeist und in schlechter Laune, aber ihre Absicht, dem Geschehenen Troß zu bieten, war offenbar.

„Das wirst du nicht tun, Ulla!“ rief er bestürzt und beschwörend zugleich. „Das darfst du nicht, ohne Jürgen aus unserem Hause zu treiben. Es ist mir schon mehr als fraglich, ob er, wenn er diese Frau unter uns wohnen weiß, noch einen Fuß hierher setzen wird. Du kennst die Verhältnisse nicht, weißt nicht, wie sie ihn mit ihrer Zubringlichkeit verfolgt hat, bis er sie auf den Standpunkt stellte, wo sie jetzt steht. Laß deine Finger davon, Ulla — rühre nicht daran! Du kannst dir Jürgen nicht mehr entfremden, als wenn du diesem Weibe die geringste Annäherung gestattest.“

„Ich habe wirklich nicht geglaubt,“ sagte sie und die hellen Flämmchen in ihren Augen zuckten wie Irr-

lichter hin und her, „daß ich aus Pappas Obhut unter die Vormundschaft deines Bruders käme. Du selbst bist ja nur sein Echo. Du würdest es schon über das Herz bringen, sie zu besuchen. Wenn dir heute achttausend Mark gestohlen würden, dürftest du wohl auch Lärm schlagen und nach dem Staatsanwalt rufen. Eine Schwester ist so gut wie die andere — meinst du nicht? Wenn Jürgen die eine nicht für zu gewöhnlich hielt, kann er die andere auch nehmen. Dein Erbe wird um so größer. Und was die Noblesse anbelangt, so ist dein Bruder ja ein so hervorragend vornehmer Mann, daß er drei Kleber damit noch veredeln kann.“

Sie war zornig über das abgeschlagene Diner, sonst hätte sie ihrem Temperament nicht so die Zügel schießen lassen. Die Wirkung auf Richard blieb dieselbe.

„Ich gebe dir hiermit mein Wort,“ sagte er, ihre Hand erfassend und kräftig drückend, „daß diese Frau mit keinem Fuß in meine Häuslichkeit kommen wird, daß ich vielmehr jedes Opfer bringen will, mich aus dem Mietkontrakt loszulaufen, um eine andere Wohnung zu beziehen, damit Jürgen von der Unannehmlichkeit befreit wird, an ihrer Tür vorübergehen zu müssen, möglicherweise auf sie zu stoßen. Wir werden uns einschränken, dieses Opfer ihm bringen zu können. Jetzt wirst du wissen, Ulla, was du zu tun hast.“

„Allerdings!“ sagte sie nervös lächelnd, obgleich ihr Gesicht bleich geworden war vor Überraschung und Zorn. „Daß ich um solcher Liebedienerei willen keinen Stuhl vom Platz tragen lasse, geschweige denn mich selbst — das weiß ich. Frage doch Jürgen, ob er die Kute für mich schon gebunden hat? Sonst kannst du ihm ja helfen.“

Er ließ ihre Hand los und ging, ohne noch ein Wort zu verlieren, aus dem Zimmer.

Sie sah ihm mit zitternden Lippen nach. Zweierlei Gewißheit drängte sich ihr auf: Richard war nicht der lenkbare Mann, den die Braut- und Flitterwochenzeit ihr vorgegaukelt, der nur willens war, durch ihre Augen zu sehen und durch ihre Ohren zu hören. Sodann gab es in seinem Herzen ein Band, das, unabhängig von der Liebe zu ihr, so fest mit dem Herzen seines Bruders verknüpft war, daß jeder Versuch ihrerseits, es zu lockern, lediglich eine Niederlage ihrer Macht bedeutete.

Auch in dem bohrenden Gefühl ihrer Eifersucht gab es zwei Elemente: Eifersucht auf ihres Gatten Bruderliebe und Eifersucht auf Jürgens Gegenneigung.

Von Jugend auf an Huldigungen und Bewunderung gewöhnt, empfand sie dem Oberst gegenüber zum ersten Male, daß ihre Persönlichkeit keinen Reiz ausübte. Sie fühlte es vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an aus aller Zuborkommenheit und Liebenswürdigkeit heraus. Und je mehr sie die Eigenart ihres Wesens spielen ließ, ihn für sich einzunehmen und zu bezaubern, desto unbeeinflusster verblieb er auf dem Standpunkt unausgesprochener Antipathie.

Daher ihre Abneigung gegen ihn, gepaart mit dem leidenschaftlichen Begehrt, Teilhaberin seines Reichthums zu sein.

#### Sechzehntes Kapitel.

An einem der folgenden Tage, als Jürgeu Salborf auf ein Stündchen zur Dämmerzeit erschien, stand Ulla mit hochgespannten Nerven und lauschte, wie sich das Gespräch der unliebsamen Hausgenossin zuwenden werde.

„Wenn ich es dir ersparen könnte,“ sagte Richard, die Hand auf seines Bruders Arm legend, „täte ich es sicher. Aber — das einzige, was ich tun kann, geschieht — verlaß dich darauf. . . Lotte Kleber hat die Wohnung unter uns gemietet und bereits bezogen.“

Der Oberst, überrascht aufstehend, zuckte die Achseln.

„Denken Sie nur, lieber Schwager,“ sagte Ulla sich über die Sessellehne neigend, halb im Spott, halb im Ernst, „Richard will mich glauben machen, daß wir deswegen unsere Zelte abbrechen und weiterwandern müßten.“

„Ulla scheut die Unbequemlichkeit der Räumerei,“ fiel Richard hastig ein; „aber davon kann keine Rede sein, sobald es sich darum handelt, dieser Frau aus dem Wege zu gehen.“

Der wunde Punkt in seinem Gewissen brannte wieder. Sein letztes Gespräch mit Lotte Kleber durfte nicht verraten werden.

„Du magst handeln, wie du willst, Richard,“ sagte Saldorf, dem Gefühl, das ihn um Renates willen beherrschte, keinen Ausdruck gebend. „Ich werde stets davon überzeugt sein, daß du mein Interesse dabei nicht aus dem Auge verlierst.“

„Aber das meine darf er doch auch daneben im Auge behalten?“ rief Ulla scherzend. Aber die Frage schwirrte wie ein Pfeil zwischen die Brüder.

„Wie habe ich zu verstehen, was Sie eben sagten?“ fragte der Oberst kopfschüttelnd.

„Das wirst du doch längst gemerkt haben, Jürgen,“ sagte Richard mit erzwungenem Lachen, „daß Ulla mächtig eifersüchtig ist auf dich?“

„Wenn das der Fall sein könnte, müßte ich mir einen schweren Vorwurf machen,“ sagte Saldorf sehr ernst.

„Aber ich bitte dich, das ist doch alles nur Scherz!“  
fiel Richard hastig ein.

„Selbstverständlich nur Scherz!“ lächelte Ulla. „Ich meine sogar, ein sehr schmeichelhafter für alle Teile. Aber in einem Punkt, lieber Schwager, da sollten Sie mir gegen Richard recht geben — was nämlich diese Kleber anbelangt. Als ihr durch eine junge diebische Person — Mildner heißt sie — ein Diamant im Wert von achttausend Mark gestohlen wurde, war sie da im Recht oder Unrecht, den Staatsanwalt zu bemühen?“

„Was soll diese Frage, Ulla?“ rief Richard mit fiebernder Unruhe. „Wie kann Jürgen sie aus dem Stegreif beantworten, ohne die näheren Umstände zu kennen?“

Saldorf sah Renate auf der „Hochfluh“ vor sich stehen und, Abschied nehmend von allem Glück und allem Hoffen, ein letztes Mal an seine Brust sinken — und ein tiefer Ingrimmschärfte seine Stimme, als er erwiderte: „Wenn ein rechter Mann zur rechten Zeit neben der Verleumdeten gestanden hätte, ein Mann von Ehre und Pflichtgefühl, so würde er den Staatsanwalt bemüht haben, die Verleumder zur Rechenschaft zu ziehen, nicht umgekehrt. Unbewiesene Schuld verdammen, ist wahrlich kein Beweis des eigenen Wertes.“

„Aber, lieber Schwager,“ sagte Ulla, obwohl anfänglich eingeschüchtert von dem Nachdruck dieser Worte, „Sie könnten die Schleppenträgerin der wunderbaren Litta Stadelburg nicht glänzender verteidigen, wenn Sie als ihr Rechtsbeistand vor den Schranken ständen. Auch scheint Ihnen die saubere Diamantengeschichte nicht ganz fremd zu sein.“

„Ich hörte davon bereits vorigen Herbst durch eine

Frau v. Testarp," sagte er ruhig, wemgleich seine Abneigung gegen die Fragestellerin an Stärke bedeutend zunahm in dieser Stunde. „Es kommt mir soeben sehr lebhaft ins Gedächtnis.“

„Das merken wir," lächelte Ulla. „Aber so leicht lasse ich mich in meinem Urtheil doch nicht beirren. Wegen dieses frechen Diebstahls kann ich Frau Kleber nicht in Acht und Bann tun, würde auch nie ermangeln, ihr meine Sympathie für diesen Fall kundzugeben. Ditta Stadelburg, die vermutlich ihre paar Juwelen Nachts unter das Kopfkissen steckt, würde gegebenensfalls auch nicht mehr Federlesens mit der Ramsell machen.“

„Ich glaube, Richard, meine Zeit ist um," sagte der Oberst, nach der Uhr sehend. „Wir haben heute Regimentsabend.“

Richard erhob sich mit ihm. Er fühlte sich belastet, zu belastet, um Ullas Herausforderung viel Gehör zu schenken. Die Worte seines Bruders, die zerfchmetternden Worte, mit denen er zu jenem Ereignis Stellung nahm, lagen wie Bergeslast auf seinem Gewissen.

Seine Blässe verriet ihn. Saldorf nahm sie für das, was ihn selbst erfüllte. Allertwärmstes Mitleid mit der verlegenen Stellung seines Bruders zwischen ihm und Ulla ließ ihn Richards Hand ergreifen und bedeutungsvoll drücken.

„Auf Wiedersehen, Richard! Ich will in meinem Hause regelmäßige Herrenabende veranstalten, Stat- und Whistpartien — du bist selbstverständlich zu allen im voraus eingeladen. Desgleichen zu jedem Diner, das alle vier Wochen stattfinden wird. Ich schicke dir aber sicherheitsshalber immer vorher eine Karte, wenn ich sie nicht selbst bringen sollte," fügte er schonend hinzu.

„Sehr nett von dir, Jürgen." Er hielt des Obersten



Hand ein paar Sekunden fest, als dränge ihn der Wunsch nach Erleichterung. Dann ließ er sie fallen und wiederholte seine Worte. „Sehr nett von dir, Jürgen.“

Er ging in sein Zimmer und ans Fenster, zu dem das Laternenlicht hinaufflammerte und die Stube mit blassem Schein erfüllte.

Ein frostiger Nebel verbüfferte die Luft, daraus hervor die Gasflammen wie rotumspunnen schimmerten. Und durch diese rotumspinnene Helle sah er Jürgen über den Fahrdamm schreiten und die Straße hinabgehen, aufrecht und unbesleckt von jeglichem Vorwurf.

Da ballte sich seine Hand in machtloser Erregung. „Ein Mann von Ehre und von Pflichtgefühl —“

Den letzten Flicken Selbstentschuldigung riß dieses Urteil von ihm ab. Er brauchte die Worte nur zu ergänzen, so lauteten sie: „Kein Mann von Ehre und Pflichtgefühl hätte so gehandelt wie du.“ Wie ein Keil schob sich dieses Urteil zwischen sie beide. Er hinterging seinen Bruder, wie er Renates Glauben hintergangen, wenn er schwieg.

Und wenn er sprach —? Seine Stirn feuchtete sich. Er vermochte den Gedanken nicht fortzuspinnen.

Die Tür öffnete sich. Ulla trat herein.

Sie fühlte, daß sie sehr weit gegangen war. Hätte Richard ein Wort zu ihrer Verteidigung gesagt, würde sie so herausfordernd nicht geworden sein. Daß er schwieg und keine Lanze für ihre Anschauungen brach, stachelte den Widerspruchsggeist so zügellos in ihr auf.

„Es tut mir leid,“ sagte sie, an seine Seite tretend, in der Absicht, das Kriegsbeil zu begraben, „uns um dieser Mildner willen, die uns allesamt ja gar nichts angeht, so in Unkosten gestürzt zu haben.“

Gerade diese Worte, die ihn geißelten, rissen ihn zur Heftigkeit hin. „Dir tut nichts leid!“ Er schüttelte

ihre Hand von seiner Schulter, ohne zu bemerken, daß sie bei dieser Abweisung fahl im Gesicht ward vor Überraschung und Bohn. „Dazu muß man ein Herz haben, das mitfühlen und teilnehmen kann. Du hast kein Herz, du hast nur Eigenliebe und Eigenwillen. Sonst müßtest du längst das Einsehen gewonnen haben, daß jede Enttäuschung, die du Jürgen bereitest, mich doppelt und dreifach trifft, sonst müßtest du vor Scham erröten, deinen Troß in das hineingemischt zu haben, was wir an dieser Kleber aufs tiefste verabscheuen, — sonst müßtest du jetzt dich fragen, wie du dazu kommst, meinen Bruder aus meinem Hause zu vertreiben, aus dem Hause, das seine Güte uns geschaffen hat. Nein, du hast kein Herz —“

Er schmiegt, über sich selbst erschreckend, und sah wie zuvor hinaus in das nebelige Dämmerlicht.

Ihm schien es, als sei dies der Qualm und Dunst, der eine gestürzte und versinkende Welt umstob, seine Welt, die er auf Blendwerk gebaut, die nur noch einen letzten Schatten auf ihn warf.

Ulla's zornsprühende Augen hatten jedes Wort in sich eingesogen. „Wenn ich also kein Zuckerherz habe,“ sagte sie mit scharfem Lachen, „das bei jeder Berührung in Süßigkeit zerfließt, so habe ich doch so viel Verstand, um einzusehen, daß ich in dem, was ich in der Ehe erwartete, gründlich getäuscht worden bin. Du bist überhaupt gar nicht in der Lage, aus eigener Machtvollkommenheit glücklich zu machen oder glücklich zu werden, du bist nur ein Anhängsel deines Bruders.“

„Ich bitte dich, Ulla,“ stieß er gepreßt hervor, „laß dieses Ziehen und Zerren an Jürgen und an mir. Du weißt nicht, wie es mich martert. Ich will dir nicht wehtun. Ich will an dein Herz, also auch an deine Liebe glauben. Aber zeige sie mir, zeige mir den

Wunsch, Nachsicht zu üben, wenn du dich, sehr mit Unrecht, benachteiligt glaubst. So gespickt mit Borwürfen und Klagen ist doch an kein eheliches Glück zu denken. Wir verderben es uns ja mit jedem solchen Auftritt, wir setzen seinen Wert herab. Mir wäre es eine Wohlthat, könntest du mich wieder in meine alte Sorglosigkeit zurückführen, wo ich den Tag im Tage lebte.“

Sie hörte die Selbstanklage aus diesen letzten Worten nicht heraus, sie hörte nur, was sie hören wollte. „Wenn du das möchtest,“ sagte sie, nach seiner Hand haschend, „so mußt du dich nicht wie ein Maulwurf vor der Sonne verkriechen. Laß uns doch leben — leben, wie ich mir das Leben denke. Wir haben beide Durst und fürchten uns, zu trinken. Es wäre ja doch für uns der allerschönste Zufall, wenn Jürgen sich mit der Kleber die zweite Million anheiratete. Wir müßten ja Narren sein, wenn wir dagegen hekten und nicht vielmehr alles versuchten —“

Er entriß ihr seine Hand. „Ich verbiete dir,“ sagte er, und seine Stimme klang unsicher vor Erregung, „noch mit einem Wort diese Spekulation zu erwähnen, die dein weibliches Gefühl eher abschrecken als locken müßte.“

„Wenn er an der ersten Frau nicht gestorben ist,“ fiel Ulla, ihren Standpunkt behauptend, lachend ein, „so wird er auch durch die zweite nicht umkommen. Das sind Phrasen und können mich nicht hindern, zu tun, was ich für richtig halte. Pferde und Wagen, Dienerschaft, Reisen, Dinners und alles, was dein Bruder sich von der Million seiner ersten antut, schmecken ihm nicht bitter, lieber Schatz. Du nahmst und nimmst ja auch die Zulage von dem Geld der ersten. Wozu müßt ihr euch denn so aufblasen und moralisch ent-

rüsten, wenn die Schwester gern die zweite Frau v. Salldorf werden möchte?"

„Es ist mir nie schwer geworden, die Güte meines Bruders in Anspruch zu nehmen,“ sagte er, seine Fassung wiedergewinnend, „du bringst mich dazu, sie wie eine Last zu empfinden.“

„Im Gegenteile, ich bringe dich dazu, sie richtig anzusehen, Schatz. Was dir einst gehören muß, ist jetzt schon so gut wie dein Eigentum. Wenn wir erst alt und grau sind, brauchen wir keine Million mehr. Die Probe auf das, was ich dir sage, ist sehr einfach — versuche es nur einmal, du wirst sehen. Tritt mit dem Bewußtsein in ein Geschäft, deines Bruders Erbe zu sein, sie legen dir den ganzen Laden mit allem, was darin ist, zu Füßen. Du kannst dir Pferde und Wagen halten — für nichts. Und das“ — sie sah zu ihm auf mit demselben Nixenlächeln und Nixenblick, die ihn widerstandslos in ihre Bande verstrickt — „siehst du, Schatz, das gerade möchte ich für mein Leben gern haben. — Schweig noch! Ich will auch dafür,“ sie schlang ihre Arme um seinen Hals, „immer lieb sein und nie mehr ein Wort über Jürgen sagen. Und wenn ich das nicht tue, dann — meinst du nicht, daß es dann sehr schön werden wird?“

Es wurde ihm beängstigend heiß ums Herz.

„Noch ist die blühende, glühende Zeit,“ flüsterte sie, die Stirn an seine Brust lehrend, „noch sind die Tage der Rosen.“

Er fühlte, daß er aus dem Splitterwerk von Unrecht und Torheit nichts retten konnte als diese Liebe, die wie ein Haschischrausch kam und wie ein Haschischrausch ging. Er legte den Arm um sie und zog sie an sich. „Wir wollen aufhören, uns bittere Dinge zu sagen, wollen da wieder anfangen, wo es schön und glücklich

war. Wenn du fortfährst, unsere Liebe mit Nebendingen zu verquiden, muß ich zuletzt glauben, daß du diese Nebendinge geliebt hast und nicht mich oder mich in diesen Nebendingen.“

Wie er es sagte, sprang wieder ein Riegel in seinem Gewissen auf. Er selbst hatte ihr ja gestattet, seinen Wert, seine ausschlaggebende Persönlichkeit nebensächlich zu betrachten einem adeligen Namen gegenüber, hatte nicht den Stolz besessen, diese bedingte Zuneigung nach seiner Nobilitierung mit Protest zurückzuweisen. Er durfte sich gar nicht wundern, daß sie fortfuhr, mit ihrer Liebe zu markten, sein Gefühl zu verletzen.

„Ich höre dich gern so reden,“ sagte sie lächelnd, und die heiße Lebensucht flimmerte und zuckte wieder in ihren Pupillen. „Es ist wie ein Märchen. Aber mit der Wirklichkeit haben hübsche Märchen nichts zu tun, Schatz. Wenn du ein solches Phantasiestückchen erleben möchtest, dann laß uns in ein Paradies im Süden gehen. — Das wäre noch ein Gedanke! Ich kann ja leidend sein. Nimm Urlaub, laß uns auf Reisen gehen!“ Sie streckte die Arme weit aus und hob sich auf den Fußspitzen. „Es gibt nichts Schrecklicheres, als so eine Last unbefriedigter Wünsche mit sich herumschleppen. Ist es nicht recht und billig, daß man sich auslebt, um Ruhe zu haben? Dieses Genasche an allem — wie jammervoll! Sehen, ahnen — und nie satt essen! Bloß den Geruch von dem, was andere genießen. Du bist mein lieber Schatz — aber laß die Pflichtduselei. Rechne nicht — lebe!“

Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Du willst doch einen rechtschaffenen Mann haben, Ulla,“ sagte er, sie an sich drückend, „keinen Schuldenmacher! Du willst dich doch nicht selbst in Sorgen bringen!“

Rechtshaffen! Es war, als habe er sich selbst einen Schlag versetzt. „Ein Mann von Ehre und Pflichtgefühl —“ hatte Jürgen gesagt. Und wie würde er sich zu dem Erfolg des Namenswechsels gestellt haben? Wie zu der Werbe- und Verlobungsszene im Kaffeezimmer des Casinos?

„Ich will dich haben, wie du warst,“ rief Ulla lachend — „verliebt! Damit ist alles gesagt. Das übrige laß meine Sorge sein.“

„Eine reiche Null möchtest du haben!“

Es fuhr ihm heraus wie ein Blitz.

Sie zuckte heftig mit den Wimpern und trat zurück. „Was soll das heißen?“

„Nichts, als was du schon weißt,“ sagte er, sich über die Stirn streichend, und ging aus dem Zimmer.

---

### Siebzehntes Kapitel.

Als Richard das Zimmer verließ, sah Ulla ihm mit sprühendem Zorn nach, nicht zum wenigsten, weil sie ihn zum letzten Ende im Recht wußte.

Wenn er ihre Gesellschaft so leicht entbehren konnte, wollte sie ihm nicht nachstehen. Da keine Einladung für diesen Abend vorlag, beschloß sie, ins Theater zu gehen, jedenfalls sich nicht zu Hause allein zu langweilen.

Als sie im Abendmantel und Kopfstuch die Treppe herabrauschte, öffnete sich die Korridortür des unteren Stockwerks, und Frau Kleber, majestätisch eingehüllt in rote Seide, donnerte hinter sich die Tür ins Schloß.

Den neugierigen Blick der jungen Frau auffangend, trat sie sofort näher. „Frau v. Saldorf, wenn ich nicht sehr irre? — Charlotte Kleber!“

Ulla nickte. Aus Trotz gegen ihren Mann wollte sie höflich sein.

„Es freut mich ganz unaussprechlich,“ sagte Frau Kleber, ihr bepudertes Gesicht zu vertraulichem Lächeln verziehend, „daß ich wenigstens durch diesen Zufall Gelegenheit habe, meinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, Ihnen die Hand zu drücken.“ Sie streckte ihre gewichtige Rechte aus und erfaßte ohne weiteres Ullas Finger. „So viel habe ich schon von Ihnen gehört durch die liebe Frau Grüzig! Sie ist voller Bewunderung. Sie dürfen nicht böse sein, wenn ich diese Bewunderung begreife und teile.“

Das hörte sich angenehmer an als das, was Ulla soeben droben vernommen. Ihre Eitelkeit erwärmte sich. „Frau Grüzig ist eine sehr angenehme Dame,“ sagte sie leichtthin, das Brillantgefunkel in den Ohren ihres Gegenüber bewundernd. Dabei fiel ihr die Diebstahls Geschichte ein.

„Sind Sie denn auch so zufrieden mit Ihrer Wohnung, wie ich es bin, liebe Frau v. Saldorf? Ach — na, Sie wissen vielleicht schon, was ich sagen wollte. Aber davon später, wenn es Sie überhaupt interessiert. — Ich würde mich zu riesig freuen, wenn Sie schnell einmal einen Blick in meine Zimmer werfen wollten. Ihr Urteil wäre mir doch sehr willkommen, und der letzte Nagel ist noch nicht eingeschlagen.“

Das, was Ulla im Wesen von Frau Kleber abstieß, ward aufgewogen durch ihre Neugier, die Einrichtung der Millionärin in Augenschein zu nehmen. „Ganz gern,“ sagte sie und dachte nicht daran, daß sie sich mit diesem Schritt außerhalb des Vertrauens von Mann und Schwager stellte.

„Seien Sie nur nicht enttäuscht.“

Frau Kleber riß die Tür auf und ließ Tageshelle

werden im Umfang der ganzen Wohnung. Dann nahm sie mit dem breiten Lächeln gelungener List dienstfertig Ulla Mantel und Kopftuch ab. „Bloß einmal durchgehen. Das Theater fängt ja nie so pünktlich an.“

„Meinen Sie?“ fragte Ulla, im Moment ganz benommen von der Pracht dieses Raumes.

„Ich möchte wirklich wissen, liebe Frau v. Salldorf, welchen Stil Sie oben gewählt haben. Das wäre mir äußerst interessant — man lernt so gern.“

Ulla verglich ihre Aussteuereinrichtung mit diesem Prunk, während sie langsam durch sämtliche Zimmer schritt, und ihre Nasenflügel zitterten in nervöser Spannung. Das Speisezimmer nötigte ihr einen Auf der Bewunderung ab. Auf beiden Kolossalbüfetten waren wahre Silberschätze ausgestellt, überall auf den Borden und Wandtischen prunkten massiv silberne Geräte, Vasen und Kannen.

„Vieles ist noch von den Eltern her,“ sagte Frau Kleber. „Ich mag im Wohnzimmer nichts anderes leiden als Silber. Ist das auch Ihr Geschmack, liebste Frau v. Salldorf?“

Ulla nickte. Wo blieb da ihr Duzend Silberbesteck!

„Sehen Sie bloß her, was sich so zusammenhamstert mit der Zeit,“ lachte Frau Kleber selbstgefällig, ein paar Fächer aufschließend. „Dies ist allein eine kleine Villa wert. Das Beste haben wir, Lina und ich, uns geteilt.“

Ulla fühlte, wie die Sehnsucht nach Besitz ihre Brust beengte. „Hatte Ihre Schwester ebensoviel?“

Die Blicke Lotte Klebers streiften sie mit pffrigem Verständnis. „Die? Ach wo! — Na ja — von den Eltern und die Aussteuer — und dann wohl hie und da was Neues. Sie war nicht fürs Sammeln, auch nicht fürs — sie war eigentlich gar nichts, die gute,



dumme Dine. Wollen Sie ihr Bild sehen, Frau v. Saldorf?"

Sie faßte vertraulich Ullas Arm und führte sie in den Salon zurück.

Und Frau v. Wittwegs Tochter, die sich zu gut dünkte, dem bürgerlichen Assessor ihre Hand zu reichen, fand sich nicht entwürdigt, im Speisezimmer der Frau Kleber Gott Mammon und das goldene Kalb anzubeten.

„Ich will sie wenigstens in die richtige Beleuchtung setzen,“ scherzte Lotte Kleber, ihren Gast zur Seite führend. „So — jetzt!“

Ulla sah erstaunt zu dem Frauenantlitz empor, dessen unschöne Züge viel Sanftmut und Herzensgüte verrieten.

„Das — war sie?“

Ulla fing den selbstgefälligen Blick nicht auf, den Lotte Kleber bei diesen Worten im Pfeilerspiegel über ihre eigene Person gleiten ließ. Sie stellte diese Frau in Gedanken neben die Persönlichkeit ihres Schwagers — und lächelte ein wenig boshaft.

„Na, nicht wahr, es ist herzerreißend, wenn man ihr Bild sieht?“ rief Frau Kleber. „Und wenn man bedenkt, wie die nächsten Verwandten — Sie nehmen doch eine Tasse Tee bei mir ein? Zum Theater ist es jetzt zu spät geworden.“

„Zu spät? — Wirklich!“

Wenn Ulla noch unschlüssig gewesen wäre, so wurde ihre Neugier abermals rege, als sie die Jungfer mit dem kostbaren Teegeschirr wie auf Verabredung eintreten sah.

Allerdings hörte sie in diesem Moment über sich den Schritt ihres Gatten, aber Lotte Kleber zog sie schon mit schmeichelnder Gewalt in die Sofaecke.

„Sie haben keinen Begriff, wie ich diese Stunde

segne! Ja, wahrhaftig, der Segen kommt auch hier von oben! Mein Herz — so mißverstanden zu sein! Und alles einstecken müssen wie einen Barmherzigkeitsgrofchen! Ich sagte immer, kein anderer Mensch hätte sich das gefallen lassen, was mir geboten worden ist. Ach, meine liebste Caldorf — verzeihen Sie, aber ich kann nicht sagen, wie entzückend ich Sie finde! Und wenn Sie irgend etwas brauchen, bitte dringend! Alles steht zu Ihrer Verfügung.“

Dabei überlegte sie schlau, ob sie Richards Besuch und Fürbitte in Renate Mildners Angelegenheit Ulla verraten sollte oder nicht. Vorläufig beschloß sie, noch zu warten.

In Ulla veränderte sich die Ansicht nicht, daß keine der Schwestern vor der anderen den Vorzug verdiene. Sie fand alle beide recht gewöhnlich. Aber im Hinblick auf das, was ihr selbst einst im Wege der Erbschaft zufallen mußte, und da Jürgen v. Caldorf doch schon einmal in den sauren Apfel gebissen, war es ihr brennender Wunsch, daß er diesen Biß jetzt zum anderen Male tat.

Lotte Kleber las ihr auch diesen Gedanken listig von der Stirn. „Denn — nicht wahr? — ich bin ja auch sterblich, warum mich also so zurückstoßen in meinen guten Absichten?“

„Sie sehen aber so blühend aus!“ warf Ulla mit prüfendem Blick ein.

„Kirchhofszrosen, liebste Caldorf! Mein Herz hat einen Knacks weggekriegt, da ist nun nichts dran zu ändern. Alles, was man aufgesammelt hat, will doch einen Erben haben. Na, nun steht und liegt das alles hier. Wer wird's kriegen? Das macht mir immer so vielen Kummer, wie ich nicht sagen kann.“

„Sie haben sonst keine Verwandten mehr?“ fragte Ulla lebhaft.

„Nein. Das ist ja eben der Jammer, liebste Saldorf! Und auch das Grausame. Ich bin so sehr für Familie und Familienleben — darüber geht mir rein gar nichts. Und nun sehen Sie, wie man mich beiseite schiebt, mich, die einzige Schwester!“

Sie drückte ihr parfümiertes Spitzentuch gegen die Augen und umfaßte abermals Ullas Hand.

„Ich verstehe das auch nicht recht,“ sagte Ulla, um irgend etwas zu erwidern, da dieses Thema anfang ihr peinlich zu werden.

„Das können Sie auch nicht, Sie geliebte und von Ihrem Gatten angebetete Frau,“ seufzte Lotte Kleber, nicht vorhandene Tränen trocknend. „Wie können Sie verstehen, was im Busen einer Einsamen und Verkannten brennt: die Sehnsucht nach Entgegenkommen, nach Gemeinschaft, nach einem Häppchen Liebe! Sehen Sie, liebste Saldorf, wenn ich irgend etwas versehen hätte, oder wenn ich je ein Reihhammel gewesen wäre — schön, der Oberst sollte recht haben. Aber nie, auf Ehrentwort, nie! Ganz im Gegenteil —“

„Wenn von Überhebung die Rede ist —“ fuhr es Ulla heraus im Andenken an die Nachmittagszene.

„Nicht wahr?“ rief Lotte Kleber triumphierend. „Da haben wir es ja! So ist es richtig. Ihren lieben Gemahl natürlich total ausgenommen. Ich kenne die Verhältnisse — wess Brot ich esse, des Lied ich singe.“

Ulla, bei dieser groben Anspielung errötend, schob Frau Klebers Finger von ihrem Schoß, um sich zu erheben. Aber in demselben Moment hatte die erfahrene Dame von neuem ihre Hand ergriffen und an ihr Herz gedrückt.

„Was will alles Gold der Welt sagen gegen den Schatz, den er in Ihnen besitzt! Ich weiß es voraus — auch ich werde in Ihrer Nähe so weich wie Wachs, Sie

werden mir die Sorge um mein herrenloses Gut einst abnehmen. Wenn ich wagen dürfte, Ihnen ein Andenken an diese schöne Stunde anzubieten — wir sind ja doch so nahe Verwandte!“

Schon eilte sie an ihren Schmudschrank und kehrte mit einem Etui zurück. Es wurde ihr nicht leicht, dieses Grundkapital anzulegen, aber im Hinblick auf die Zinsen, welche es tragen sollte, überwand sie den Schmerz.

„Sie werden mich doch nicht so kränken, es abzulehnen!“ Damit öffnete sie das Etui und ließ einen Brillantstern in allen Farben spielen. „Ich will ja nur ein kleines Häppchen Liebe, Sie süße kleine Frau. Sie können den Stern im Haar tragen, in dem entzündenden dunklen Haar. Wenn ich Sie einmal so bewundern könnte! Ja, ja, das darf ich, nicht wahr? Schnell heraufhuschen, wenn Sie in Toilette sind?“

Ulla hielt das glitzernde Ding mit heftiger Regung der Freude in der Hand. Sie fragte sich, ob wohl jemand so töricht sein könnte, ein solches Unterpfand demütiger Verehrung zurückzuweisen um des Vorurteils anderer willen. Wenn sie Richard um ein solches Schmudstück bitten würde, welcher Antwort könnte sie sich versichert halten?

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie rasch und mit einer gewissen Gönnermiene. „Eigentlich sollte ich es nicht annehmen. Aber da Sie von seiten der Familie wirklich nicht viel Freundliches erfahren haben, will ich die Unfreundlichkeit nicht fortsetzen.“

„Daran erkenne ich Ihre vornehme Gesinnung!“ rief Lotte Kleber, den Stich verschmerzend.

Wieder ward oben Richards Schritt laut, und wieder drückte eine zärtliche Hand die junge Frau in die Sofaecke zurück.

„Sie haben sich,“ sagte Ulla, all den Reichtum ihrer Umgebung schon als Eigentum empfindend, „in den Augen meines Schwagers und meines Gatten sehr geschadet durch die schroffe Behandlung der Mildner — das will ich Ihnen verraten.“

„Na, sollte ich so eine Person auch noch schonen!“ rief Lotte Kleber auf ihr Knie schlagend. „Fragen Sie Frau Grüzig, ob man die Frechheit weiter treiben konnte als die. Wenn Sie diese Mamsell kennen —“

„Ich kenne sie.“

„So!“ rief Lotte Kleber giftig. „Haben Sie die Schönheit auch gesehen? Wir Frauen sind, Gott sei Dank, nicht solch Feuerzunder wie die Männer, wir legen uns vor solchen Gesichtern nicht gleich platt hin und verhimmeln.“

Ulla hatte eine Weile nachgedacht, dann fragte sie rasch: „Kannten mein Mann und mein Schwager denn die Mildner persönlich? Es ist doch wunderbar, daß man sich so ereifert für eine unbekannte Persönlichkeit.“

Lotte Kleber überlegte wieder. Aber allzu scharf macht schartig. „Ihr Gatte war ja damals in Neustadt. Sie können ihn ja fragen, ob er das Fräulein Langfinger kennt,“ erwiderte sie, boshaft und schadenfroh lächelnd. „Was unseren Herrn Schwager anbelangt, so steinigt er mich bloß aus Rachsucht, weil die Lina ihm das Leben ein bißchen versalzen hat. Der sieht doch keine Mildner an! Lehrerin und Kanzleirats-tochter! Nicht durchs Fernglas!“

„Dann spielt er sich also als Moralprediger auf,“ lächelte Ulla geringschätzig. „Er meinte übrigens — das will ich Ihnen auch verraten, damit Sie seinen Standpunkt erkennen —, es habe nur an einem energischen Kopf damals gefehlt, der sich der Mildner an-

genommen hätte, sonst wären Sie samt der Teegesellschaft belangt worden wegen gröblicher Beleidigung.“

„Was?!“ Lotte Kleber fuhr wie gestoßen in die Höhe. „Zu meinem Verlust will mich Fürgen noch ins Loch stecken? Oder ins Loch gesteckt sehen? Mich, die ihm jeden Tag eine Million und darüber zubringen könnte, wenn er sich nicht die Augen zubände? Hat Ihr Gatte, frage ich bloß noch, diesen Wunsch unterschrieben?“

„Er schwieg dazu,“ sagte Ulla, das zornrote Gesicht neben sich mit stillem Ergötzen betrachtend. Gleich darauf packte sie wieder der Grundzug ihres Charakters, die Eifersucht. „Verkehrte denn die Mildner damals in der Gesellschaft? Kam sie auf Bälle?“

„Keine Spur! — Aufs Eis ging sie,“ pustete Lotte Kleber noch immer in Wut heraus. „Da machte sie sich niedlich und ließ sich die Cour schneiden, daß andere junge Mädchen, zum Beispiel Kamilla Grüzig, den ganzen Tag mit dick verweinten Augen herum-liefen. Sie soll es zuletzt so arg getrieben haben, daß sie einen jungen Mann ins Gerede brachte. Zum Glück kam er fort — und zu ihr kam die Polizei.“

„Wie hieß der junge Mann?“ fragte Ulla mit flimmernden Pupillen.

„Der Name wird mir schon wieder einfallen,“ sagte Lotte Kleber sich bosinnend.

„Richard Lepsius hieß er nicht?“

Statt der Antwort sank Frau Kleber Ulla um den Hals und küßte sie. „Wir müssen Freundinnen sein, wir müssen zusammenhalten. Ja, Ihr Gatte hatte damals ein Techtelmechtel mit dieser Sirene. Aber das ist ja nun vorbei. Ich will nur sagen, aus welchen selbstfüchtigen Gründen die beiden Brüder mich steinigen.“

„Da haben Sie recht,“ sagte Ulla hastig aufstehend. „Sehr lächerliche, sehr verächtliche Gründe!“

„Sie werden mich nicht fallen lassen, nicht wahr? Sie nicht?“ lispelte Lotte Kleber. „Ihr stolzer Geist wird sich nicht befehlen lassen, mir wehzutun? Sie werden mich anerkennen als das, was ich bin, Lines Schwester? Verlassen Sie sich ganz auf meine Dankbarkeit. Wer zu mir hält, liebste Frauchen, zu dem halte ich auch.“

Ulla nickte. „Wir sprechen noch darüber.“

Damit ging sie, Mantel und Kopftuch über dem Arm tragend, die Stufen hinauf.

Hinter der geschlossenen Korridortür stand Lotte Kleber und rieb sich mit vielem Vergnügen die ringbeladenen fleischigen Finger. —

Als Ulla droben die Glocke zog, war es Richard selbst, der öffnete und erstaunt in der Tür stehen blieb. Er hatte sie nach dem Zwist versöhnlich aufgesucht und ihr Zimmer leer gefunden. Als er erfuhr, daß Ulla ausgegangen sei, kam steigende Unruhe über ihn. Er hatte sie von Minute zu Minute mit größerer Angst erwartet.

Nun stand sie vor ihm mit heißen Wangen und blickenden Augen, im hellen Anzug.

„Willst du nicht die Güte haben, mich eintreten zu lassen?“ sagte sie.

Er ließ sie an sich vorübergehen ins Schlafzimmer, aus welchem sie mit nervöser Hast noch vor ihm in den Salon trat.

„Was sollte denn das heißen, Ulla?“ fragte er, und seine Stimme durchklang heiße Sehnsucht, an ihrem Herzen zu vergessen, was diese einsame Stunde in ihm aufgewühlt. „Du gehst fort und sagst mir nicht einmal wohin?“

„Ich könnte ja meine Heimlichkeiten ebensogut haben wie du,“ sagte sie den Kopf zurückwerfend, „aber ich verzichte darauf. Das Vergnügen ist mir zu gefährlich. Allerdings würde ich klüger dabei zu Werke gehen.“

Er sah sie verständnislos an. „Was meinst du?“

„Ich meine, daß die Kleber nicht schuld daran ist, wenn du dich in Fräulein Mildner sterblich vergafftest.“

Er fuhr zusammen. „Wo kommst du her? Wo warst du?“

„Unten — bei der Kleber, um keine Täuschung aufkommen zu lassen,“ sagte sie spöttisch.

Es war ihm wieder, als stieße ihn die harte Faust gegen die Brust. „Du hast mir und Jürgen das angetan?“ Seine Stirnader schwoh an. „Das hast du gewagt? Nach dem, was heute erst zwischen uns besprochen wurde?“

„Zum Staunen ist's!“ sagte sie, und ihre zuckenden Wimpern verrieten die zornige Erregung, in welche diese Frage sie versetzte. „Ja — das habe ich gewagt. Habe gewagt, ohne Erlaubnis in die Höhle des Löwen zu gehen, sogar Tee dort zu trinken, ohne vor Abscheu und Entsetzen zu sterben. Und mehr noch — ich bin von dort zurückgekommen mit der Neuigkeit, in dir einen gewesenen Verehrer der schönen Mildner zu sehen — und weiß nun, was deine hochtrabenden Gründe, mir die Kleber verächtlich zu machen, zu bedeuten haben. Ja, das alles habe ich gewagt und — lebe noch.“

Er ließ sie stehen und schritt langsam auf und nieder, die Augen auf den leuchtenden Teppichgrund gerichtet, totenbleich im Gesicht vor unterdrückter Erregung.

Da schwirrte doch ein Anflug von Bedauern durch ihre Seele. Sie ging ihm nach und faßte seine Hand.



Er stieß ihre Berührung heftig zurück.

Von neuem aufgepeitscht durch diese Abweisung, brach sich ihr Zorn in lautem Lachen Bahn. „Wenn du jetzt den Donnerkeil hättest! Hu! — Aber du hast ihn nicht — und selbst kleine Kinder graulen sich nicht vor dir.“

Er blieb stehen und brachte mit seinem Blick ihren Heiterkeitsausdruck zum Schweigen. „Ich spreche nicht von mir.“ Seine Stimme klang heiser, denn das, was ihn empörte und schmerzte, legte sich dämpfend darauf. „Nur von dir, von dem spreche ich, was du durch diesen Besuch aufgegeben und verloren hast: mein Vertrauen und das meines Bruders. Fortan kann zwischen ihm und mir kein vertrauliches Wort mehr gesprochen werden in deiner Gegenwart, weil ich die Gewißheit habe, daß es durch dich an das Weib kommt, das sich soeben nicht gescheut hat, ihr Gift zwischen dich und mich zu spritzen. Wie und womit sie dich aus Pflicht- und Bartgefühl herausgelockt hat, weiß ich nicht und will es nicht wissen. Das aber weiß ich, daß du einen tiefen Fall getan hast von der Höhe, auf die mein Glaube und meine Liebe dich stellten. Das Band bedingungslosen Vertrauens ist zwischen uns nicht mehr vorhanden. Du zwingst mich, dir zu mißtrauen, in dir eine Zwischenträgerin zu sehen, die den Zwecken jenes Weibes dient. Zürnen würde eher manches andere begreifen als dies.“

„Ich habe nichts dagegen, daß ihr euch beide einschließt und über eure Vortrefflichkeit psalmodiert, es wird mir sogar sehr lieb sein, dieses Groß- und Erhabentun nicht mehr mit anhören zu müssen. Ich finde es nur stark lächerlich deinerseits, die Kieber für deine Schwärmerei verantwortlich zu machen und mich,“ fügte sie mit scharfem Flüstern hinzu, „zu beleidigen, weil diese Neuigkeit mir das Herz beschwert.“

„Das lügst du!“

Er wollte es nicht ausrufen, aber was in ihm bohrte und wühlte, schleuderte ihm die Worte über die Lippen. Und wie sie gesagt waren, quoll die zurückgestaute Leidenschaft hinterdrein. Aufzuhalten war sie nicht mehr, auch nicht durch den Farbenwechsel in Ullas Zügen.

„Wie du belogen worden bist, so lügst du weiter. Dieses Weib, das sich nicht gescheut hat, meinem Bruder von seiner Braut, ihrer Schwester, die verlogenensten Dinge über deren Gesundheitszustand anonym zu schreiben, damit ihre Leidenschaft ihn für sich gewänne, dieses Weib, das seit dem Augenblick, wo ihre Handschrift erkannt ward, stillschweigend von uns gemieden wurde und doch nie aufgehört hat, ihr Begehrt auf Jürgen zu richten, dieses lügenhafte Weib bringt ihre schamlose Verleumdung der eigenen Schwester mit meiner einseitigen Neigung für Renate Wildner zusammen —“

„Also doch zugestanden!“ rief Ulla, diesen einen Punkt aufgreifend und mit bitterem Hohnlachen festnagelnd. „Da kommt mein Gefühl wenigstens auch etwas in Rechnung.“

„Dein Gefühl?“ fragte er. „Dein Gefühl für mich? In den neun Monaten unserer Ehe hast du diese Seifenblase schon hin und wieder schillern lassen, hauptsächlich dann, wenn es dir darum zu tun war, Jürgen und mich auseinander zu bringen. Mit diesem starrsinnigen Troß für alles, was mir widerstrebt, mit der lieblosen Gleichgültigkeit gegen meine Anschauungen, mit der gehässigen Undankbarkeit gegen meinen Bruder — und jetzt mit diesem kompromittierenden Besuch dort unten hast du den Beweis erbracht, daß von Gefühl für mich in dir keine Rede ist.“

Sie hatte ein nervöses Brennen im Hals, das sie bis zur Zungenspitze empfand, nicht überwunden, als sie schrill dagegen rief: „Desto herrlicher ist deine Liebe für mich! In diesem Augenblick strahlt sie so außerordentlich, daß ich davon ganz geblendet bin. Was hast du darauf zu sagen?“

Er ließ die Hand sinken. „Nichts!“

„Das ist etwas wenig für gewisse Verheißungen und Gelübde,“ sagte sie mißächtlich und erbittert.

Ihm trat der Augenblick nahe, da sie ihren Arm in den seinen legte, das vergessene Taschentuch mit ihm gemeinsam zu suchen, jene Stunde im abgeschiedenen Kaffeezimmer, wo er, verstrickt in Leidenschaft, ihre Werbung für den Ausfluß allüberwindender Liebe nahm, wo er taub ward gegen die Mahnung innerer Stimmen, urteilslos in der Herabsetzung seines persönlichen Wertes. Wie eine Flamme brauste es ihm durch das Gehirn, daß er, gleichsam im Schwindel, die Selbstbeherrschung verlor.

„Du hörst nicht auf,“ sagte er mit bebenden Lippen und glühender Stirn, „an dem zu zerren, was alles andere eher ertrüge als diesen Vorwurf. Wenn du in deinem Verhalten zu mir dich darauf stütze, daß ich es mir gefallen ließ, den Namen Lepsius für minderwertig und den Namen v. Saldorf für annehmbar taxiert zu sehen, daß ich die Charakterchwäche besaß, diese Unterscheidung gutzuheißen — wenn du darin dein Recht siehst, mir Achtung und Rücksicht zu verweigern, so hast du mir das Recht gegeben, mich über deine Gefühlstiefe, über deine Beweggründe, über dich selbst ganz und gar getäuscht zu fühlen in dem Entgegenkommen, dem direkten Antragen deiner Hand —“

Sie schrie auf wie von einer Peitsche getroffen. Das Wort ihrer Mutter, die ihr gesagt hatte: „Jede

„Delikatessse vor der Ehe rächt sich in der Ehe,“ schwirrte ihr in den Ohren. Nun war es geschehen. Die nackte Wahrheit stand vor ihr und grinste sie an.

Er fühlte, daß er über die Grenze dessen gegangen war, was zwischen Eheleuten erörtert werden durfte, er fühlte auch, daß an ein Zurücknehmen dieses Vorwurfs nicht gedacht werden konnte, und daß es keine Gegenversicherung gab, ihr die Erinnerung daran aus ihrem stolzen, harten Herzen zu nehmen.

Und wie er das fühlte, ging ihm ein tiefer Schmerz — Vorwurf und Mitleid — durch die Seele und das lähmende Vorgefühl einer hoffnungslosen Zukunft, durch welche sie nebeneinander gingen ohne Glauben und Liebe, ohne Zweck und Ziel, gefesselt bis ans Ende.

„Vergib mir!“ sagte er, und die Anstrengung, mit der er diese Worte fand, machte sie rauh klingen. „Aber unterlaß es, mich über meine Kräfte zu reizen.“

„Ich weiß, was ich zu unterlassen habe fortan.“

Sie war wie vergiftet, nicht allein von der Wahrheit des Vorwurfs, sondern auch von der Gewißheit, am Ende ihrer Macht über Herz und Willen des Mannes zu stehen, den am Lenkseil zu leiten sie als selbstverständlich vorausgesetzt. Das Seil lag am Boden, ihre Hand hob es nicht wieder auf.

„Daß uns das wenigstens retten, was noch lebensfähig ist,“ sagte er nach ihrer Hand greifend, „den guten Willen, einander zu verzeihen.“

Sie stieß seine Hand zurück. Noch immer wechselte die Farbe ohne Unterlaß auf ihren Wangen, zitterten und zuckten Wimpern und Lippen. „Ich werde retten, was ich retten will!“ schrie sie auf, stürzte ins Schlafzimmer und schloß die Tür von innen ab.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Was sollte sie tun? Ihre fiebernde Leidenschaft riß sie von Entschluß zu Entschluß. Den Koffer packen und fortgehen — und damit Verlegenheiten aller Art auf ihren Gatten häufen? Zu Lotte Kleber heruntersteigen und dort bleiben? — Aber deren Anerbietungen beruhten ja nur auf Gegenleistung, auf einer bestimmten Gegenleistung ihrerseits. Und diese schwand, sobald sie das Recht der Hausfrau aufgab.

Wenn sie aber Stolz und Scham überwand und heimkehrte zu den Eltern, dann klammerten sich die alten Zwangsverhältnisse wieder an ihr fest, kam das tödliche Einerlei und Gehorchen wieder über sie, dem zu entfliehen sie das Taschentuch im Kaffeezimmer ja vergessen hatte.

In diesem Kampfe mit sich selber verborrte das kümmerliche Liebesgefühl gänzlich, wurzellos, wie es stets gewesen, der Sturm ging darüber hin und schleuderte es zur Seite. Ein schroffes Ringen um Recht und Macht, ein troziges Herausfordern jeglichen Widerstandes und eine überreizte Feindseligkeit gegen Gatten und Schwager traten an seine Stelle. Sie blieb in ihrem Zimmer und ließ sich tagelang nicht sehen.

Aber in dem Maße, wie sie in ihren vier Wänden fremd und gelangweilt dahinlebte, entfaltete sie ihre Liebenswürdigkeit nach außen, berauschte sich ihre Eitelkeit in der Bewunderung anderer, denen die pikante und elegante Frau ungewöhnlich reizvoll erschien.

Von nun an kannten ihre Toilettenbedürfnisse keine Beschränkung mehr. Was die Mode Extravagantes erfand, das leuchtete, rauschte, flimmerte auf ihren Schultern, um ihre Hüften. Wo sie auch an Richards

Seite erschien, stand sie im Brennpunkt der Aufmerksamkeit. Mit ewig ungestillter Begier stürzte sie sich in den wirbelnden Tanz, atemlos ausharrend, bis der letzte Geigenstrich verklang.

Er ließ sie gewähren, um den Zankapfel nicht wieder und wieder rollen zu sehen. Was sich mit Geld noch gutmachen läßt, ist nicht das Schlimmste. Und hinter ihm stand Jürgen.

Richard fühlte, daß diese Schwäche verdammenstwert war, und stürzte sich seinerseits, ihrer zu vergessen, in eine Arbeitswut, die, mochte sie seiner Anwartschaft zu den höchsten Stellen der Verwaltung noch so förderlich sein, auf seinen Körper entkräftend wirken mußte.

Er wußte es nicht, daß während seiner Abwesenheit Lotte Kleber mehr als einmal heraufgeschlüpft kam, die junge Frau mit Geschenken und Verheißungen in ihrem Sinne zu bearbeiten, bis sie das Versprechen erhielt, mit Jürgen v. Salldorf zusammengebracht zu werden.

Sobald dieses Versprechen gegeben war, empfand Ulla, eine letzte Scheu überwindend, prickelnden Reiz darin, ihre Unabhängigkeit auf die Spitze zu treiben. Die Vorstellung der versteinerten Gesichter beider Brüder preßte ihr sogar herzliches Lachen ab. — —

Als der Tag nahte, an welchem der Regierungsrat v. Salldorf und Gemahlin ihre erste Einladung hielten, erinnerte sich Ulla daran, daß für dreißig Personen sechzig silberne Bestecke erforderlich seien, desgleichen eine Anzahl silberner Schalen und Gefäße, die sie zur Aussteuer nicht erhalten hatte.

Im Vertrauen auf Richards Erbe, wie im Hinblick auf die Verheißungen der Kleber entnahm sie beim Juwelier zwei Silberkasten zu je zwei Duzend kompletter Bestecke. Das noch Fehlende erbat sie sich von

Lotte Kleber. Nach diesem Hauptschlag konnten ihr weder die Bestellungen beim Traiteur, ganz übermäßig kostspielig bemessen, noch die beim Gärtner, noch die bei der Modistin irgendwelche Bedenken erregen.

An diesem Abend, der ihr das Ideal näher bringen sollte, nach welchem sie sich in ihrer Ehe bisher vergeblich gesehnt, um das sie sich losgerungen hatte von allen hemmenden Fesseln, sollte Richard zu seiner Beschämung erfahren, daß der Schmetterling, den er philiströs in der Larvenhülle festhalten wollte, diese Hülle glänzend gesprengt und in der ihm zukommenden Luft in Glanz und Überfülle sieghaft dahinschwebte — unerreikbaar für ihn.

Nur eins verursachte ihr bis zur letzten Stunde Bedenken: ob der Oberst, der, wie Ulla sehr wohl und mit Genugtuung fühlte, diesem großartigen Feste mißbilligend gegenüberstand, noch in letzter Stunde absagen würde. Sie wußte nicht, daß Richards Bitte, ihm den Abend nicht völlig unerfreulich zu machen, Jürgen bewogen hatte, einen schon gefaßten Entschluß aufzugeben.

Des Obersten Besuche im Wohnzimmer der Hausfrau, jene verwandtschaftliche Plauderstunde, deren Beginn Richard einst kaum erwarten konnte, waren längst vergessene Dinge. Wenn die Brüder im Herrenzimmer zusammen saßen, schlich sich wohl hie und da der alte harmlose Verkehrston in ihre Unterhaltung, aber die Schatten des Sommers, welche Jürgen's Herz unerträglich schwer belasteten, und das offene Geheimnis der verfehlten Ehe, unter welcher Richard zusehends litt, dämpften schnell genug das aufgehende Licht — löschten es aus.

„Ich kann mich also darauf verlassen, Jürgen — du kommst? Dir zu sagen, im gegensätzlichen Falle

könnte ich auch dein Gast nicht mehr sein, wäre lächerlich. Aber wenn du nicht kämst, würde es mir Mühe machen, einen annehmbaren Wirt vorzustellen. Mein hoher Chef," fügte er mit halbem Lächeln hinzu, „bekäme dann eine gar zu mindertwertige Meinung von mir.“

„Ich komme, Richard — selbstverständlich!“

Inzwischen waren über die Hintertreppe aus dem ersten Stockwerk in das zweite alltäglich Körbe mit Porzellan und Silber heraufbefördert worden, von Ulla in Empfang genommen und sorglich vor Richards Blicken verborgen.

So kam es, daß, als die Tafeldecker ihr Werk verrichtet hatten, eine Prunktafel ersten Ranges sich im Kronenlicht spiegelte. Eine Fülle blühenden Flieders und langstieliger Rosen, verschwenderisch in Schalen und Jardinieren aufgetürmt und über das Tischtuch verstreut, verbreitete Frühlingshauch zu dem Metallgefunkel.

Lotte Kleber hatte sogar unaufgefordert noch ein übriges getan und ihre allerneuesten Glasgarnituren mit heraufgesandt, so daß allein von diesen farbigen Prachtexemplaren ein Regenbogenschimmer ausging, der besonders reizvoll mit dem Silberton zusammenfiel.

Als Ulla die Tür des Speisezimmers abschloß und den Schlüssel in die Tasche steckte, kam Richard abgespannt die Treppe herauf.

„Kann ich irgendwie helfen?“

„Ich danke,“ sagte sie kurz. „Ich brauche keine Hilfe mehr. Die Sache geht jetzt ihren Gang.“

Er war es zufrieden. Der Kopf war ihm benommen von schlaflosen Nächten und anstrengendem Tagewert. So war er Ulla dankbar dafür, daß sie die ganze Last auf sich nahm und es ihm nur überließ, in seinen Frackanzug zu schlüpfen.



„Dein Bruder kommt doch bestimmt?“ fragte sie, sich noch einmal hastig umwendend.

„Er kommt. Die Tischordnung ist geschrieben.“

„Ich habe —“

Sie brach ab, und er sah ihr nach, wie sie über den Korridor in ihr Schlafzimmer eilte, leicht wie auf Flügeln, ohne einen Anhauch von Gram oder Schmerz, ganz so wie er sie über die Bühne des Liebhabertheaters einst hatte eilen sehen, nur daß die Sphinx, für welche er sie damals hielt, nichts Rätselhaftes mehr für ihn besaß, nichts, das der Mühe wert war, zu ergründen.

Und während er diesem Wandel, der sich mit jedem Tage überwältigender auswuchs, nachgrübelte, kehrte Ulla ins Vorzimmer zurück, wo die Platzordnung zur Kenntnissnahme der Gäste aufgestellt war. Mit leisem Lachen hob sie dieselbe aus dem Rahmen und schob eine andere dafür ein, auf welcher ein Name so undeutlich geschrieben stand, daß der Betreffende, dem diese Dame zuerteilt war, sein Heil beim Ausbruch zur Tafel auf gut Glück versuchen mußte.

Nach diesem flink beendeten Geschäft huschte sie ebenso leichtfüßig in ihr Gemach zurück, um eine Toilette anzulegen, wie sie für ihre graziöse Erscheinung nicht vorteilhafter erdacht werden konnte. Ein in Opalfarbe flimmerndes Kleid mit kostbaren Spitzeninkrustationen tauchte ihre Gestalt in Goldtöne, die bei jeder Bewegung wellig ineinanderflossen, um an dem jungen Körper niederzurieseln. Arme und Hals leuchteten alabastrweiß aus dieser Goldfassung, welcher ein paar graziös angestechte Weilchensträuße einen ganz besonderen Schmelz verliehen. In ihrem dunklen Haar blühte Lotte Klebers Erstlingsgabe, der Brillantstern, um ihren Hals die Perlenschnur, Jürgens Hochzeitsgeschenk.

Als Richard die mit Blumenpracht und etlichen

Prunkstücken aus der unteren Etage geschmückten Empfangszimmer betrat, fast in demselben Moment, als drunten der erste Wagen sich seiner Insassen entledigte, sah er, das lähmende Gefühl des Fremdseins im Herzen, ungläubig auf das, was sich seinen erstaunten Blicken bot.

Ihr Triumph war vollkommen. Sie warf das Haupt zurück. „Unsere Gäste kommen!“

Ihm trat der Verdacht nahe, von Sinnen zu sein, solchem Verschwendungsgelüst nicht beizeiten entgegenwirkt zu haben. Das Bewußtsein der Schwäche, die schlimmer ist als Gewalt, packte ihn mit grausamem Griff, flüsterte ihm die harten Worte zu: Narr, Schwächling, Feigling!

Aber das Rauschen und Säbelfirren im Korridor, welches durch die Tür schallte, entriß ihn der Qual dieses Selbstgerichts. Er ging in das angrenzende Zimmer, um seine Gäste zu bewillkommen und seiner Gattin im Salon zuzuführen.

Und nun rasselten die Wagen in schneller Reihenfolge vor die Tür. Das Salborsche Fest stand ja auf dem Programm des Tages. Frau Grübig, die Liebedienerin der ersten und zweiten Etage, hatte nicht verjäumt, in die Ruhmesposaune zu stoßen und fabelhafte Dinge von den zu erwartenden Herrlichkeiten zu prophezeien.

Eine Anzahl Offiziere von Jürgens Regiment mischten ihre Uniformen zwischen die Fülle schwarzer Fräcke, welche die Person der Hausfrau umdrängten. Es war ein buntes, schillerndes Bild, immer von frischem aufgerollt bei jeder neuen Begrüßung und immer um eine neue Schattierung farbiger.

Jetzt erschien der Oberforstmeister mit Familie. Milla ganz Schneeglöckchen, die sparsame Mutter in

einem nie versagenden schwarzen Spitzenkleid, welches sie damals auf dem verhängnisvollen Damentee bei Frau v. Testarp eingeweiht hatte.

Durch ihre Freundin Lotte Kleber in die verwandtschaftliche Rücksichtslosigkeit der beiden Herren v. Saldorf eingeweiht und ganz Feuer und Flamme für die Heldentat der jungen Frau, ihren Schild über die schutzlos Verfermte zu halten, ließ die Frau Oberforstmeister ihre Augen prüfend über die Versammelten gleiten.

Nein, die untere Etage war noch nicht vertreten.

Dagegen trat eben jetzt der Oberst ein. Seine Erscheinung und seine Haltung sicherten ihm überall ungeteilte Aufmerksamkeit, so daß er auch hier als hervorragende Persönlichkeit die Reihen durchschritt. Seinem Bruder die Hand drückend näherte er sich Ulla, die mit dem wunderbarsten Gemisch von Übermut, Befriedigung und Abneigung ihm die Fingerspitzen entgegenstreckte.

In dem nämlichen Moment, da er sich über ihre Hand neigte, sie leicht an seine Lippen zu drücken, öffnete sich der Türflügel zum letzten Male.

Lotte Kleber erschien.

Wenn je, so hatte sie für dieses Ereignis eine pompöse Toilette angelegt. Funkelnagelneu, direkt aus einem Pariser Magazin, präsentierte sich das Gebilde aus mattblauem Goldbrokat, der in langer Schleppe bergab floß, und weißem, goldgesticktem Spitzenüll. Eingezwängt in äußerste Fesseln erreichte ihre Taille eine unnatürliche Dünne zu den Fleischmassen der Arme und des Halses, auf welchen ganze Reichtümer an Perlen und Steinen ruhten. Ganz besonders auffallend über dem bepuderten Gesicht machte sich eine Art Diadem, das, als Krönung des Ganzen ge-

dacht, die groben Züge nur unschöner hervortreten ließ.

Unter dem allgemeinen Staunen, welches sich in diskretem Schweigen äußerte, rauschte Lotte Kleber auf die Hausfrau zu, ohne daß Richard im Stande gewesen wäre, ihr einen Schritt entgegenzutreten.

Er stand einen Moment wie entgeistert, erstarrt über die ungeheuerliche Vergewaltigung in seinem eigenen Hause, durch seine eigene Frau. Sein Blick tauchte in Fürgens Blick — fragend, entschuldigend, bittend.

Der Oberst hatte sich schon gefaßt, Ulla lächelnde Miene flüchtig gestreift und Lotte Klebers Anwesenheit durch eine Verbeugung als tatsächlich anerkannt.

Ulla fühlte doch zu genau das Parvenümäßige in dieser Erscheinung aus aller Pracht heraus, als daß sie sich, trotz befriedigter Schadenlust, nicht einer leichten Verlegenheit hätte erwehren müssen, als sie den übermäßig zärtlichen Gruß Lottes erwiderte, aber die Zuvorsicht, alles das, was an jener gleißelte und glitzerte, dereinst ihr eigen nennen zu können, gab ihr frischen Mut, die Vorstellung zu übernehmen, nachdem der Regierungsrat mit kaum unterdrückter Borneswallung ein paar Worte geäußert, die für ihn als Gastgeber unumgänglich waren.

Es genügte, daß Ulla und neben ihr Frau Grüzig die „Schwester der verstorbenen Frau v. Saldorf“ in den Vordergrund stellten, um jedermann das Erscheinen derselben als selbstverständlich empfinden zu lassen. Nebenbei tat der Ruf ihres Reichthums hier wie überall seine Wirkung.

Im Nebenzimmer, wohin der Oberst sich zurückgezogen hatte, trat Richard hastig zu ihm. „Auf mein Wort, wenn es zu geben nötig ist —“

Jürgen schüttelte ihm warm die Hand. „Kinderei! Laß ruhen — es ist nicht wert, sich darüber aufzuregen!“

Richard wagte nicht, ein Wort zu Ullas Entschuldigung einzulegen. Die geistige Trennung lag so klar zu Tage, daß ihm das Blut zu Kopfe stieg, wenn er daran dachte.

„Weißt du vielleicht, wer ihr Tischnachbar ist?“ fragte der Oberst rasch.

„Sie wird doch nicht —“

Jürgen hielt ihn zurück. „Nein — nein. Laß jetzt nur alles so, wie es ist. Wir beide allein nehmen ja daran Anstoß und werden es zu ertragen wissen.“

Richard faßte seine Hand in jenem Drangsalgefühl, das ihn jetzt so oft beschlich. „Ich danke dir, Jürgen. Deine Gegenwart bewahrt mich allezeit vor falschen Schritten. Ich wollte, du wärest immer in meiner Nähe gewesen — ja, bei Gott, das wünschte ich!“

„Du bist erregt, Richard. Komm! Wir sollen zu Tisch gehen.“

Sein Rang sicherte ihm den Arm der Regierungspräsidentin zu, während der Präsident die strahlende Wirtin zu geleiten hatte.

Vor den Augen der überraschten Gäste hatte sich der Speisesaal mit seiner Festtafel aufgetan. Ein diskreter Ruf des Entzüdens ließ sich vernehmen.

„Ja, wer es so haben kann!“ sagte Lotte Klebers Tischnachbar und ahnte nicht, wie sauer es ihr wurde, das Kompaniegeschäft zu verschweigen.

Sie hatte ihren Platz dem Oberst gegenüber erhalten, da sie weder rechts noch links neben ihn placiert werden konnte. Auf diese Weise durfte sie ihrer Leidenschaft ungestört Nahrung geben und neue Hoffnungen an veraltete anknüpfen.

Er sah hinüber zu ihr, die in aller Uppigkeit sich

des Daseins erfreute, in Trägheit und Übermut die Fahne des Reichthums vor sich hin pflanzte und weiter kein Verdienst um irgend einen Nebenmenschen aufwies. Und er dachte daran, wie mitleidlos diese Frau Kenate ins Unglück gestürzt hatte.

Die stille Stunde droben auf einsamer Höhe, die der Morgentwind vom Rothorn her umstrich, jene Stunde, da er Kenate für sich rettete und das Gesändnis der Liebe von ihren zitternden Lippen küßte, trat ihm so nahe in Erinnerung, daß er noch den Druck ihrer Hand in der seinen zu empfinden glaubte. Und weiter sah er sie auf der Hochfluh stehen, die Arme um seinen Hals geschlungen, das Gesicht in Tränen gebadet, Abschied nehmend von ihm und allem Glück — selbstlos und um seinetwillen. Salborfs Blicke hafteten von neuem an den verhaßten Zügen ihm gegenüber, welche mit unverbüllter Befriedigung diese mißverständene Aufmerksamkeit erwiderten.

Um dieser Frau willen hatte Kenate sich von ihm losgerungen, so ganz und gar von ihm geschieden, daß selbst auf seine Briefe nie eine Antwort folgte!

Der Regierungsrat erhob das Glas, seine Gäste willkommen zu heißen. Er mußte sich Gewalt antun, die paar Redensarten mit einem lebenswürdigen Lächeln zu begleiten. Ihm war die geborgte und verlogene Tafelpracht, das ganze Pumpsystem dieses Abends bis zur Unerträglichkeit auf die Nerven gefallen. Das falsche Licht, in welches er sich gestellt sah, die Bewunderung, die wie Nadelstiche auf ihn wirkte, und ein kaum in Schranken zu haltender Zorn gegen die Urheberin dieser Täuschung und ihre schamlose Helferin folterten seine Reizbarkeit auf das höchste.

Wenn er zu Jürgen hinüber sah, der mit seinem Reichthum nie geprunkt hatte und dem dieses Prokentum

verächtlich erscheinen mußte — um so mehr, da es aus Lotte Klebers Besitz kam, wenn er sich seines Bruders, als des besten Kenners seiner pekuniären Verhältnisse, Gedanken und Gefühle ausmalte und mit dem verglich, was er in seinem Hause zu finden gehofft und gewünscht hatte, dann durchschloß Richard v. Saldorf eine Blut, die wie Fieber durch sein Blut jagte.

Als er das Hoch auf seine Gäste ausbrachte, erhob Lotte Kleber mit bemerkenswerter Hast ihr Glas und hielt es dem Oberst entgegen. „Auf die Verwandtschaft! Wie lange ist es her, daß wir uns zu Eines Lebzeiten so gegenüberfaßen! Was ist seitdem für Wasser den Berg heruntergeflossen! Mein Herz ist darüber krank geworden. Ich kann wohl sagen, daß es —“

„Da ist Nauheim sehr zu empfehlen,“ sagte Saldorf, sich an seine Nachbarin wendend. „Meinen Sie nicht auch?“

Und drüben, von den Goldtönen ihres Kleides umflossen, liebenswürdig bei strahlender Heiterkeit, gefeiert und bewundert als Frau und Wirtin, saß Ulla, alle Sorgen der Welt hinter sich, in dem Zaubergranz der Jugend und Schönheit.

Lotte Klebers zärtliches Zunicden und Zutrinken bedeutete ja jedesmal eine Testamentsklausel zu ihren Gunsten. Und sie nickte wieder und trank ihr gleichfalls zu, mochte sich darüber ärgern, wer da wollte.

Als die Tafel aufgehoben war, kam Ulla, um angesichts der leidenden Blässe ihres Gatten ihm zuzuflüstern: „Tue doch nicht so, als ob dir alle Felle weggeschwommen seien! Sei doch vergnügt! Wie lange sind wir denn jung? Jedes Tierchen hat sein Pläflerchen — warum ich nicht auch?“

Er sah ihr in die glitzernden Augen, deren Reiz für ihn erloschen war. „Wir sprechen uns später —“

Sie warf lachend den Kopf in den Nacken wie über einen guten Witz. „Herzlich gern! Für Scherze bin ich immer zu haben — das solltest du doch wissen!“

Als der Kaffee herumgereicht wurde, hatte Frau Grüzig in Ullas Wohnzimmer neben der Kleber im Divan Platz genommen und unterhielt sich sehr lebhaft mit ihr über das gelungene Fest.

„Wissen Sie,“ sagte Lotte mit breitem Gönnerlächeln, „die Ulla könnte man geradezu anbeißen. Wenn man diese reizende Puppe ansieht und dann denkt, daß ihr Mann dieser Mildner nachgelaufen ist —“

„Unglaublich!“ seufzte die Frau Oberforstmeister. „Ich glaube, er ist jetzt wahnsinnig verliebt.“

„Ich könnte ihn durchprügeln, wenn er es nicht wäre,“ sagte Lotte, ihren mächtigen Arm in die Höhe hebend.

„Mir scheint,“ flüsterte die Frau Oberforstmeister liebebedienend, „der Oberst hat heute bei Tisch stark Feuer gefangen. Ein Wunder wäre es ja nicht.“

Lotte schlug ihr statt der Antwort mit dem Fächer sanft auf die Wange.

„Frau Oberst v. Saldorf — nicht übel!“ flüsterte Frau Grüzig neckisch.

„Dann sollte Ihre Milla bald an den Mann kommen, das versichere ich Sie!“ rief Lotte erregt.

Die Oberforstmeisterin, obwohl etwas verletzt, umarmte die gütige Freundin just in dem Moment, als nebenan im Salon der große Ausbruch begann.

Sie sprangen beide auf und eilten hinein, während ein Teil der Gäste bereits an ihnen vorüber zum Ausgang schritt.

In einer Gruppe mitten unter dem Kronleuchter standen sie, als der Lohndiener in seinem Bestreben, der Frau Präsidentin den vergessenen Blumenstrauß zu holen, neben Frau Grüzig und Lotte Kleber trat,



um mit scharfer Wendung zwischen ihnen hindurchzuschlüpfen. Ohne es zu merken, stellte er den einen Fuß dabei auf Frau Grüzigs Spitzenkleid, und da die Oberforstmeisterin zu gleicher Zeit eine hastige Bewegung machte, Ulla zu erreichen, riß das dünne Zeug in langen Fetzen auseinander, wobei sich das seidene Unterfutter ebenfalls löstrennte.

In demselben Moment rollte ein lichter Gegenstand aus diesem Riß hervor und über den Teppich, wo er wie ein schillernder Taupfen liegen blieb.

Die bedauernden Rufe über das verdorbene Kleid verloren sich in einem allgemeinen Ausruf des Erstaunens.

Noch näherte sich niemand, das funkelnde Ding aufzuheben, als plötzlich Lotte Kleber wie ein Habicht darauf zustürzte und es aufnahm.

„Mein Ohrring! Mein blauer Diamant!“

Stille im Salon. Neugier auf der einen Seite, tiefste seelische Erschütterung auf seiten der Beteiligten.

„Na, hören Sie mal, Frau Oberforstmeister!“ rief Lotte, glührot im Gesicht.

„Ich bin des Todes!“ hauchte Frau Grüzig, nach Hilfe ausschauend.

„Das kann jeder sagen!“ rief die zärtliche Freundin, die verwandtschaftliche Einbuße berechnend, welche ihr aus diesem Fall erwachsen war. „Das ist, geradezu gesagt —“ sie wollte sagen „niederträchtig“, begriff aber und sagte „empörend!“

„Ich beschwöre Sie — ich will des Todes sein, wenn ich eine Ahnung habe, wie dies möglich war. Es tut mir ja so furchtbar leid, so furchtbar —“ sie brach in Tränen aus — „für das arme Mädchen —“

Richard war das Blut aus dem Gesicht gewichen, er fühlte es wie mit Hammerschlägen im Herzen.

Eben raffte er sich auf, der Szene ein Ende zu machen, als Ulla, durch die tränenreiche Hilfslosigkeit der Oberforstmeisterin und das verheißungsreiche Bohnrot der Kleber unwiderstehlich gereizt, in helles Lachen ausbrach und Beifall klatschend in die Hände schlug.

In diesem Moment höchstgeschraubter Spannung wirkte ihr Heiterkeitsausbruch auf alle Nichtbeteiligten erlösend. Über sämtliche verbuchte Gesichter huschte ein diskretes Lächeln, welches an Ausdrücklichkeit in dem Maße zunahm, als Ulla ihrem Temperament die Zügel schießen ließ.

„Das ist aber doch die drolligste Geschichte von der Welt!“ rief sie, sich die Wimpern trocknend, ohne zu ahnen, was in ihres Gatten Seele bei diesen Worten vorging. „Die Frau Oberforstmeister trägt zwei Jahre lang ein Kapital von achttausend Mark in der Schleppe ihres Kleides und ahnt es nicht. Frau Kleber kommt in Gefahr, gesteinigt zu werden, weil sie den Staatsanwalt zu Hilfe ruft — Hausfuchung, Mord und Totschlag. Derweil schleppt die Frau Oberforstmeister das Kleinod überall mit sich herum, unschuldig wie ein Kind.“

Hier brach auch Lotte Kleber, allerdings mehr in Wut als in Freude, in ein tiefes Lachen aus, während die Nichtmitglieder der Familie sich nunmehr in bester Laune verabschiedeten.

„Meine teuerste Freundin,“ flüsterte Frau Grüzig, schon auf der Schwelle stehend, und eilte nochmals zu der Bürenenden, „ich finde keine Erklärung —“

„Na, wissen Sie,“ stieß Lotte erboht hervor, die weißen Handschuhspitzen mit einem Fächerstoß von ihrem Arm entfernend, „da können Sie mir leidtun — aber sehr! Sie haben an dem Ding so lange herum-

gespielt, bis es heruntergesegelt ist auf Ihr Spitzenkleid —“

„Gewiß nicht,“ beteuerte die Oberforstmeisterin.

„So ist die Sache gewesen und nicht anders!“ trumpfte Lotte sie mitleidlos ab. „Ich frage jeden Menschen, ob es anders gewesen sein kann!“

Die Gegenversicherung der unglücklichen Frau Grützig, nicht herumgespielt zu haben, fiel ins Wasser.

„Und nun haben wir die Bescherung!“

„Ich will sofort dem armen Mädchen —“

„Ach, was — armes Mädchen!“ fiel Lotte noch grimmiger ein, da von seiten der beiden Saldorfs auch nicht ein einziges Wort fiel. „Mich kann jeden Moment der Schlag rühren vor Erregung. Leben Sie wohl!“

Während die Reste der zerfetzten Spitzenschleppe unter der Tür verschwanden, herrschte Schweigen im Salon.

Plötzlich trat der Oberst mit wuchtigen Schritten vom Kamin fort und zu Frau Kleber. Eine hohe, sein Fühlen und Denken beherrschende Freude leuchtete von seiner Stirn, durchklang seine Stimme, wie ernst und vorwurfsvoll die Worte auch sein mochten, die er sprach. „Wir beide, mein Bruder und ich, haben niemals an die Schuld der von Ihnen Verfolgten geglaubt, haben uns beide mit unserem Urteil auf die Seite des jungen Mädchens gestellt. Deshalb ist es für uns eine besondere Genugtuung, die Wahrheit in unserer Gegenwart an den Tag kommen zu sehen, in unserer und in Ihrer Gegenwart, die Sie nun darüber belehrt worden sind, was es heißt, einem Menschen leichtfertig die Ehre abschneiden.“

„Erlauben Sie, bitte —“ Der Kampf zwischen Leidenschaft und Verdruß neigte sich zu Gunsten der

ersteren, als sie in Saldorfs erregtes Antlitz sah. „Wenn Sie damals dabei gewesen wären —“

„Ich kann nur wiederholen,“ fiel er nachdrücklich ein, „daß es ein Akt der Grausamkeit war, auf einen wichtigen Verdacht hin so übereilt das Äußerste zu tun. Wenn ich mich in Ihre Seele hineinversetze, so könnte ich Sie fast bemitleiden um dieser letzten Stunde willen.“

„Ja, wahrhaftig,“ rief Ulla dazwischentretend, „zu allem Ärger sich auch noch die Leviten lesen lassen, ist ein bißchen zu viel auf einmal!“

„Das meine ich auch,“ sagte Lotte Kleber, die junge Frau dankbar an sich ziehend. „Statt mein Herzleiden zu schonen, wie dieser Engel hier, pufft man darauf los, als ob es von Pappe wäre. Der Herr Regierungsrat,“ fuhr sie böshaft fort und nur durch Ullas Gegenwart in Schranken gehalten, „ist, wie mir scheint, ganz alle geworden vor Entsetzen. So etwas wie Vorwürfe macht sich ja wohl jeder mal — und ein Kleckschen Neue findet sich überall im Leben. Ohne Blöße hie und da kommt keiner durch. Darum sollte man sich nicht aufs hohe Pferd setzen und hinten und vorn ausschlagen als Tugendbold. — Gute Nacht, mein süßer Engel! Kleine Saldorfer Perle! Morgen sehe ich Sie bald — nicht wahr?“

Sie machte eine Schwenkung nach Fürgen hin mit einem Anflug von bittender Verschämtheit, welche ihren Zügen ein seltsames Aussehen verlieh.

„Darum keine Feindschaft nicht! — Geld stopft manches Loch zu. Ich will dieser Mildner ein anständiges Schmerzensgeld geben, daß sie eine Aussteuer hat. Dann wird sie mit ihrem Lärvochen schon einen Mann kriegen, und die Geschichte ist tot. Verlassen Sie sich darauf, dieser Grüßig tränke ich es noch extra ein, denn die allein ist an allem schuld!“

Sie hatte ihm die Hand entgegengestreckt und war beglückt, als Jürgen sie anstandshalber erfaßte und mit leichter Verbeugung wieder fallen ließ. Noch ein Kuß auf Ullas Stirn — und sie rauschte hinaus und die Treppe hinunter, während Ulla ins Speisezimmer eilte, um nach ihren Silberschätzen zu sehen.

„Was sagst du dazu, Richard?“ Es quoll Jürgen etwas bis an die Lippen, aber er unterdrückte es.

„Diese Megäre!“ flüsterte Richard heiser, die Faust ballend.

„Ich meine, es zieht sich doch ein Faden durch das Ganze,“ sagte der Oberst ruhig. „Rückwärts betrachtet kommt man zu der Erkenntnis. Eine bessere Lösung könnte ich mir zum Beispiel nicht denken. Der sensationelle fünfte Aktluß — nicht wahr?“

„Ich weiß nur, daß ich diesem Umgang ein Ende mache,“ stieß Richard hastig hervor, „wenn es sein muß, mit Gewalt. Diesen zügellosen Troß breche ich!“

„Das sind Sachen, in die ich mich nicht mischen kann,“ sagte der Oberst, ihm die Hand schüttelnd. „Du solltest ruhiger bleiben. — Aber noch eins,“ fügte er hinzu, als Richard ihn in den Korridor geleitete, „wenn du wegen der Rechnungen des heutigen Abends Schwierigkeiten haben solltest, bin ich selbstverständlich —“

Der Regierungsrat biß sich auf die Lippe. „Du bist sehr gütig.“

„Unsinn — ich bin froh!“

Der Oberst schnallte den Säbel um und setzte den Helm auf. Schon hatte ihm der Diener den Mantel umgehängt, als er noch einmal seines Bruders Hand drückte.

„Richard, ich verreise morgen auf drei Tage. Für längere Zeit bin ich leider jetzt nicht abkömmlich. Also

dann — auf Wiedersehen! Empfiehl mich deiner Frau! Gute Nacht!“

Der Diener ging hinter dem Oberst her die Treppe hinunter, um das Haus zu öffnen.

Endlich war Richard allein.

Troß der Helle, die ihn umgab, mauerte sich etwas Finsternes vor ihm auf, nicht greifbar, auch nicht erklärlich, aber unabweisbar. Es nuzte ihm nichts, die Augen davor zu schließen. Sobald er es tat, trat Kenates Bild unheimlich klar vor seinen Geistesblick, Kenates Bild, wie sie unter dem Pelzbarett mit hoffendem Lächeln zu ihm aussah, zu ihm, der sich um sein gegebenes Wort dann feige herumstahl aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Nur durch die Tatsache, daß sie für ihn verschollen war und immer verschollen bleiben mußte, fand er sich wieder zurecht in der Unabwendbarkeit des Geschehenen, in der Unmöglichkeit, seiner Reue irgendwelches Genüge zu tun. —

Als der Diener zurückkam, entrafte Richard v. Salborf sich seiner Gedankenlast und ging in den Salon zurück, wo noch immer ein süßer, warmer Blumenduft aus allen Ecken und Winkeln hervorschwebte.

Aus der gegenüberliegenden Tür tänzelte Ulla herein. Ihr Staatskleid hatte sie abgelegt und war in einen roten Morgenrock geschlüpft. Der weiche Stoff schmiegte sich eng um ihre Glieder, und bei jedem Schritt flatterten Schleifen und Bänder, als erwüchsen ihr Flügel, sie davonzutragen.

Bei Richards unvermutetem Anblick blieb sie einen Moment überrascht stehen, dann warf sie das noch mit Lottes Geschenk geschmückte Haupt zurück und sagte spöttisch: „Du hast heute den Ritter von der traurigen Gestalt glänzend dargestellt. Ich habe mich den ganzen Abend über um so besser unterhalten.“

Er ging mit scharfer Wendung auf sie zu, daß sie unwillkürlich einen Schritt zurückwich. „Schämst du dich nicht?“ sagte er. Seine Stimme klang leise und unsicher. Er wollte ruhig bleiben, darum hielt er gewaltfam an sich.

In ihren Augen blitzte der Born auf, wie vorhin der lachende Spott darin aufgeflackert war. „Das Schämen,“ sagte sie und zwischen ihren roten Lippen leuchteten die Zähne wie Perlen hervor, „dürfte auf deiner Seite sein. Gäste in seinem Hause zur Rede stellen und abkanzeln lassen, ist so vornehm wie — der Herr Jürgen selbst. Er hat dir vermutlich mit der Rute gedroht, weil du den Mund so tapfer hieltest.“

Ihm fuhr es wie ein schändender Hieb auf die Nerven. „Du nimmst das Wort vornehm noch in den Mund?“ fragte er und erkannte seine eigene Stimme nicht mehr, so preßte ihm der Grimm die Kehle zusammen. „Du, die ihren Mann auf Schritt und Tritt hintergangen und bloßgestellt hat wie die abgefeimteste Intrigantin, nicht wie die Tochter eines ehrbaren Hauses, für welche ich dich nahm? Die von der prozenhaften Person unten sich mit geborgtem Glanz hat behängen lassen und sich damit zu ihresgleichen erniedrigte? Die bis zum letzten Augenblick heute jede Rücksicht, jedes Anstandsgefühl, jede Gemeinschaft mit uns verleugnet hat und damit den Beweis erbrachte, daß du weit, weit unter dem stehst, was man an einer Frau schätzt und ehrt? Den letzten Rest meiner Hoffnung auf Glück, den elenden Rest, den du mir gelassen, hast du heute abend mit beispielloser Dreistigkeit zertreten — vor den Augen meines Bruders, der so hoch über deinen Anschauungen steht, daß du unfähig bist, sein Denken und Tun zu beurteilen.“

Er wollte aufhören, wollte sich zusammenraffen

und schweigen, aber das fiebernde Blut, das immer hämmernder in seinen Schläfen pochte, riß ihm die Worte aus dem Munde.

„Wenn du einen Begriff hättest, wie du in unseren Augen dastehst, welch eine Rolle du für dich ausgesucht hast, um völlig in unserer Achtung zu sinken. Wenn du das wüßtest —“

Sie war leichenfahl geworden, als wenn der Wind ihr das Rot von den Wangen gejagt hätte. Ihre Pupillen vergrößerten sich, bis ihre Augen eine schwarze Farbe zeigten. Und durch diese schwarze Farbe wetterleuchtete der offenbare Haß.

„Diese Affentomödie,“ fuhr Richard fort, „die du dir erlaubt hast, mit dem Weibe da unten in meinem Hause aufzuführen, dieses verlogene Fest, das jeden anständig Denkenden in der Seele antwidern muß, dieses Fest, das meine Verhältnisse in ein total falsches Licht setzt, das mich vor Fürgen lächerlich und erbärmlich hingestellt haben würde, wüßte er nicht, wie ich darunter litt, all dieses unwürdige Gebaren, das Mänkespiel mit dem Weibe da unten, der Ungehorsam gegen mich, das Überschreiten deiner Befugnisse — das hat ein Ende. Mit dem heutigen Abend hat es ein Ende, so wahr ich vor dir stehe, so gewiß ich den Anstand und die Würde meines Hauses wahren will.“

Sie sah ihm noch immer starr in die Augen, um ihren Mund aber fing es an zu zucken. Ein bitteres Lachen, scharfgeschliffen von angesammeltem Groll, setzte leise ein und schwoll hysterisch an. Nur einzelne Worte kamen deutlich zum Ausdruck, aber sie genügten, um das Blut des Schwergereizten bis zur Unerträglichkeit zu entflammen. „Dein Anstand und deine Würde! Ich brauche euer Geld nicht — ich habe mein Erbe für mich allein. Was auf der Tafel stand, gehört



mir bereinst. Ich werde leben, wie ich will, tun, was ich will —“

„Du wirst schweigen!“

„Den Gefallen tue ich euch nicht. Ich werde nicht zu Kreuz kriechen. Dein Anstandsgefühl mir gegenüber —“

„Du sollst schweigen!“

„Mir vorwerfen, ich hätte ihn zur Verlobung verleitet! Mir sagen, ich soll mich schämen! — Wenn sich jemand zu schämen hat —“

„Schweig!“ Er faßte ihr Handgelenk und preßte es in seiner heißen Rechten, daß sie zusammensuckte.

„Laß mich los!“ rief sie mit fliegendem Atem. „Oder ich rufe um Hilfe!“

Da stieß er sie von sich, daß sie zurücktaumelte, und stürzte aus dem Zimmer.

---

### Neunzehntes Kapitel.

Der Rückweg in seine Wohnung, den der Oberst v. Saldorf an diesem Abend nahm, war wie ein Gang durch den sich regenden Frühling. Nicht als ob der Schnee, wie es in Wirklichkeit der Fall war, unter seinen Füßen knisterte und der Wind ihm spitze Eiszsternen ins Gesicht hineintrieb, sondern als ob das heilige, große Werden seine Sonnenflügel über harrende Keime ausspannte, sie zum Leben und Blühen zu locken.

Daheim besaß er nichts, das ihn in diesem Frohgefühl hätte bestärken können, kein Bild, keine Zeile von Renates Hand. Und doch war sie ihm so nahe, wußte er sich ihr so fest verbunden. . . .

Sofort am nächsten Vormittag erbat er sich drei Tage Urlaub nach Dresden, befahl seinem Diener, die nötigen Sachen einzupacken, kleidete sich in Zivil und

fuhr um die zweite Nachmittagsstunde zum Bahnhof.

Das Gefühl der Ungeduld, ihm sonst fremd, wollte ihn nicht einen Moment verlassen, während die Räder mit monotonem Rasseln dem Nachbarlande näher und näher zurollten. Er atmete tief auf, als die ersten Werkzeichen der Hauptstadt an den Fenstern vorüberhüschten.

Raum hielt der Zug, war er schon aus dem Wagen, und mit raschem Schritt eilte er die Bahnhoffstufen hinunter, übergab seinen Gepäckschein dem Portier des Viktoriahotels, bestellte ein Zimmer für sich, warf sich in die nächste Droschke und fuhr, ein glücklicher Mann, nach Litta v. Stadelburgs Winterquartier.

Der Wind sauste in wilden Stößen um die beschneiten Dächer, er fuhr um das klapperige Gefährt, als wollte er es umwerfen — Jürgen Saldorf merkte nichts davon.

Er eilte die Treppe mit elastischen Schritten empor zum ersten Stockwerk.

Ein Griff — und die Glode schallte durch den Korridor, aus welchem damals Frau v. Rittweg und ihre Tochter in heller Empörung davongegangen waren, nachdem die Gräfin den Angriff auf ihre Klasse so siegreich abgeschlagen hatte.

Einen Moment harrete er vergebens auf ein Geräusch drinnen. Endlich ward eine Tür geöffnet, und leichten Schrittes, an dem er sie sofort erkannte, näherte sich Renate.

Sie ging bis zum Eingang, ohne die Sicherheitskette auszuheben. „Wer ist da?“ fragte sie durch die Tür.

„Ich!“ sagte er lächelnd — und die vollströmende Freude, die ihn erfüllte, ließ ihn leiser hinzufügen: „Jürgen Saldorf.“

Sie schrie nicht auf vor Überraschung und Glück, aber ihr Herz, das einen Pulsschlag lang aussetzte, tat im nächsten Augenblick einen so vollen, schweren Schlag, daß sie die Hände dagegen drücken mußte, um aufrecht zu bleiben.

Er hörte, daß die Hand, welche Schloß und Kette öffnete, zitterte. „Kenate!“ rief er eintretend und schloß hinter sich die Tür.

Die Deckenampel leuchtete hell über ihre schlanke Gestalt, die noch immer wie entgeistert vor ihm stand.

„Kenate!“ sagte er noch einmal und nahm ihre Hand in die seinen.

Sie entzog sie ihm und deckte sie über die Augen. „Hast du vergessen —“

„Nichts!“ sagte er mit zärtlichem Ernst. „Am wenigsten dich.“

„Die Gräfin ist noch nicht zurück. Ich bin allein.“

„Aber ich darf doch hier bleiben?“ Er legte ihren Arm in den seinen und führte sie ins Zimmer. „Hast du denn Furcht vor mir?“ fragte er, hier ihre Rechte an seine Lippen drückend. „Vor mir, Kenate?“

Sie atmete schneller. „Vor dir nicht, aber vor mir!“ Sie dachte an die Scheidewand, welche bis jetzt unverrückt zwischen ihrer Sehnsucht und ihm gestanden, und sie fühlte sie schwanken.

„Meinst du, daß dein Herz lauter sprechen könnte als damals auf der stillen Höhe, Kenate?“

„Das meine ich,“ sagte sie leise.

„Weil du mich lieb hast? Und weil du weißt, daß ich kein größeres Glück kenne, als dich besitzen?“

Sie nickte. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Du fragst nicht, weshalb ich heute zu dir komme?“ Ihre Trauer war ihm heilig. Er zog sie nicht an sich, wie sehr sein Herz auch danach drängte. „Kenate,“

sagte er, ihr gesenktes Antlitz aufrichtend, daß er ihr voller Liebe ins Auge sehen konnte, „von dieser Stunde an gibt es nichts mehr, was uns trennen könnte. Wir haben nur noch zu wollen, so ist alles, was zwischen uns stand, Lüge und Narrheit gewesen. Der Dyring, Kenate, ist gefunden — gefunden vor meinen Augen, vor den Augen derer, die dich so schändlich verdächtigten und anklagten.“

Sie stand, die gefalteten Hände gegen die Lippen gepreßt, und starrte ihn an. Die Jubelbotschaft kam zu schnell, zu plötzlich — sie faßte sie nicht sofort.

Aber dann brach ein Ruf aus ihrer tiefsten Seele, Freude, Schmerz und Liebeschrei zugleich: „Meine Mutter — meine Mutter!“

Da hielt er sie fest umschlossen und küßte ihr die Tränen aus den Wimpern. „Du sollst nicht weinen, Kenate,“ flüsterte er mit tiefempfundenerm Glück, „sollst an nichts anderes denken als an meine Liebe, nichts anderes fühlen als Freude. Haben wir nicht schon genug gelitten unter diesem frevelhaften Irrtum?“

Sie nickte, aber sie hörte nicht darauf. Ihre Augen leuchteten plötzlich in hellster Wonne. „Vor dir gefunden, sagst du? Vor deinen Augen? Du sahst es? Und die anderen? Welche anderen? Sie sahen es alle — alle mit einem Schlag, daß mein Gewissen und meine Hände rein sind? Ist es wirklich wahr? Ich kann es ja gar nicht ausdenken, es ist mir wie ein Märchen. Wenn ich dich nicht sähe, dein geliebtes, so heiß geliebtes Antlitz —“

Sie drückte seine Hände an ihre Wange, an ihre Lippen. „Was war denn das für eine Segensstunde? Der richtige Stein war es doch? Mir ist so angst, es könnte Täuschung sein! Ich würde ihn wiedererkennen nach hundert Jahren. Sagtest du, die Frau, der er

gehörte, war selbst gegenwärtig? Sprich doch! Ich bin — ich weiß ja nicht, wie glücklich ich bin!“

Er küßte ihr Haar und ihre glühenden Wangen, während er sich zu ihrem Ohre neigte. „Nun darf ich doch sagen: meine süße Braut?“

Ein selbiges Bittern ging durch ihre Glieder. Stumm neigte sie das Haupt.

Dann saßen sie zusammen im Ecksofa, Hand in Hand, wie nach langer Trennung wieder vereinigt. Der Tauwind, der draußen toste, hatte auch ihren Winter besiegt und fortgefegt und Raum geschaffen für den kommenden Lenz.

Saldorf erzählte. Renate hörte zu mit klopfendem Herzen. Er berührte die verfehlte Ehe seines Bruders flüchtig, den Verkehr Ullas mit Lotte Kleber. Er sprach von dem Festmahl, er schilderte das Kleid der Oberforstmeisterin —

„Ich sehe es vor mir!“ rief Renate mit fliegendem Atem. „So deutlich wie in jener Stunde. Ich stand an ihrer Seite, als mir der Stein gereicht wurde und gleich darauf die Brosche. Ich gab ihr beides. Sie griff danach — dabei hat sie wohl den Ohrring fallen lassen — anders ist es nicht möglich. Er ist an ihrem Spitzenkleid hängen geblieben — und ich — und meine Mutter — —“

„Du wolltest ja nur fröhlich sein!“ bat er, ihr innig ins Auge sehend. „Wie kann ich sonst weiterprechen?“

„Ich bin ja so selig,“ flüsterte sie, das Haupt an seine Schulter lehrend, „mehr, als ich sagen kann.“

„Als der Ohrring hinrollte über den Teppich, als er schließlich liegen blieb und blißte, als die Kleber darauf los stürzte und Lärm schlug, da war es mir, als ob eine widerliche Possen zu Ende ginge.“

Jedes Wort, das sie von seinem Munde las, senkte

sich in ihr Herz und zauberte ein unbeschreibliches Lächeln um ihre Lippen.

„Ich danke dir,“ sagte sie, ihre Hände über den seinen faltend, „für deinen guten Glauben an mich. Das wird immer mein Höchstes sein in allem, was mir an Glück durch dich werden wird, mein Stolz, in dem allein ich mich deiner würdig fühle. Sonst — wer und was bin ich denn, daß du mich so lieb hast?“

„Du bist der Zweck und Inhalt meines Lebens,“ sagte er tiefbewegt. „Du bist die Erfüllung meiner Jugendträume, bist die Entschädigung, auf die ich keinen Anspruch mehr zu machen wagte. Du bist der Inbegriff und die Lösung dessen, was ich am Weibe liebe und verehere. Und du fragst, weshalb ich dich so lieb habe?“

„Ich will es versuchen,“ flüsterte sie, „dich nicht zu enttäuschen — will es versuchen.“

„Enttäuschen kannst du mich nicht,“ sagte er mit innerster Überzeugung, „nur bestärken und glücklich machen.“

Sie schmiegte sich an ihn und zitterte in seinen Armen. Dabei war ihr so sicher, so ruhig zu Mute, geborgen vor aller Not und Angst, der Vergangenheit entrückt und doch auch wieder mitten hineingestellt.

Sie sah sich wieder vom Friedhof gehen, allein und schuglos, zu rauher Stunde nach dem Bahnhof eilen, heimatlos. Nur daß der Schmerz hierüber jetzt Freude geworden war.

„Du hast noch einen Bruder, sagtest du?“

„Einen mir sehr lieben Bruder, dem ich den Vater ersetzen mußte und oft auch ersetzt habe,“ erwiderte er warm.

„Wenn er,“ sagte sie, sich aufrichtend, halb scherzend, halb ernst, „nur ein wenig eifersüchtig auf deine Liebe ist, wird er mich da willkommen heißen?“

„Ich bitte dich, Kenate! Wer sich so sicher weiß in meiner brüderlichen Neigung wie er, der sollte mir mein Glück nicht gönnen? Von solcher engherzigen Selbstsucht ist Richard frei — du wirst ihn lieb gewinnen, glaube es mir.“

„Und glücklich ist er nicht?“ fragte sie leise.

„Nein — und wird es nie sein. Da endet meine Macht. Vielleicht, daß mir ein Teil der Schuld an seiner Wahl zufällt. Ich drängte ihn zu heiraten, in bester Absicht, damals, als —“

Die Glocke erschallte. Kenate sprang auf. „Die Gräfin —!“

„Hast du Angst?“ fragte er lächelnd und küßte ihre Hände. Sie machte sich frei und eilte hinaus.

Litta v. Stadelburg, verummmt bis an die Nasenspitze, kehrte von ihrem Wohltätigkeitstee befriedigt heim. „Niemand hier gewesen, Wildnerchen?“

„Es ist sogar noch jemand da.“

Sie sprach so leise und wickelte die Gräfin so hastig aus, daß diese den Nachsatz nicht recht verstand.

„Drücken Sie den Pelz nicht! — Ich habe Ihnen ein Stück Kuchen mitgebracht. — Wer ist denn da gewesen?“

„Er ist noch da, Gräfin —“

„Noch da! Wer?“

Litta öffnete schon die Salontür, nickte der zurückbleibenden Kenate freundlich zu und schob ihre kleine, runde Gestalt schnell hinein. „Was Tausend — Saldorf! Guten Abend, lieber Oberst. Sie saßen wohl schon auf glühenden Kohlen? Tut mir leid. Hatte sehr viel zu tun. Wollen Sie sich auch mal Dresden betrachten? Sehen übrigens famos aus, Oberst — Ihnen bekommt das Regiment großartig. Freue mich wirklich sehr, lieber Saldorf!“

Er hatte ihre Hand sanft erfaßt und geküßt. „Was ich hoffe, gnädigste Gräfin,“ sagte er lächelnd, „hoffe, aber bezweifle, ist, daß Sie mich ebenso gnädig und gültig verabschieden, als Sie mich empfangen haben.“

„Ich bitte Sie,“ rief Litta, sich schwerfällig ins Sofa fallen lassend, „ich werde mich wohl hüten, Ihnen das Wiederkommen zu verleiden.“

„Wenn ich also den Grund meines Hierseins nennen darf, so sind alle Selbstvorfürfe behoben,“ scherzte Saldorf, im Sessel neben ihr Platz nehmend. „Es ist ein räuberischer Überfall, gnädigste Gräfin, den ich auf Ihre Gewohnheit und Bequemlichkeit unternehme.“

„Da bin ich gespannt, Sie Schäfer!“

Er wurde ernst. „Gnädigste Gräfin, was ich Ihnen jetzt erzähle, ist nur der Schluß. Der Anfang ist Marktwitz, die Fortsetzung Gießbach. Ich bin auf diesen beiden Stationen mit meinem bisherigen Einsiedlerleben in Konflikt geraten. Es ist mir die Einsicht gekommen, daß die Liebe vieler wohl Freude macht, die Liebe einer aber glücklich —“

Einen Moment glaubte Litta v. Stadelburg, der Oberst beabsichtige, um ihre Hand anzuhalten, und schüttelte verwundert den runden Kopf.

„Lieber Oberst —“

Er bemerkte den Irrtum und fuhr rascher fort: „Diese Liebe der einen habe ich gefunden und gewonnen. Gnädigste Gräfin, Renate Mildner hat eingewilligt, meine Gattin zu werden.“

Litta v. Stadelburg sprang wie ein Ball in die Höhe. „Meine Mildner? Aber hören Sie mal —“

„Ich sagte es ja vorher,“ lächelte Saldorf, „daß Ihre Gnade sich verdunkeln würde, nun ich Ihnen diese Perle nehme und für mich beanspruche.“

Ihr fuhr das nie aufgegebenen Vorurteil ihres



Standes durch den Sinn. „Aber, liebster Saldorf, haben Sie denn auch alles bedacht? Der Vater war Kanzleirat, die Mutter nähte als Witwe für Geld und die Tochter gab Unterricht. Sie wissen ja, Hettenbach wollte sie nicht mit am Familientisch essen lassen, er wollte keine bezahlten Gesichter bei Tisch. Sie kennen ihn ja.“

„Und —?“ fragte der Oberst ruhig.

„Und?“ sagte sie etwas verwirrt. „Ist das nicht genug?“

„Nicht daß ich wüßte. Ich glaube keinen Zweifel gegen zu dürfen, daß Graf Hettenbach, wenn ich mit meiner Gattin in Markwitz zu Gaste wäre, es sich zum Vorzug rechnen würde, Frau v. Saldorf zu Tisch zu führen. Glauben Sie das nicht?“

Seine absolut sichere Sprache verwirrte sie abermals. „Gut — jawohl! — Aber Ihr Regiment, Oberst? Da bleibt doch nichts geheim, die Welt ist ja so klein! Ihre Stellung? Ihre Zukunft? Ich glaube, daß man da etwas anderes von Ihnen erwartet als meine Gesellschaft, meine Stütze.“

„Die Offiziere meines Regiments, gnädigste Gräfin,“ sagte er, „werden es an der Ehrerbietung nicht fehlen lassen, die meine Frau beanspruchen darf — mein Wort darauf. Ich stehe neben und vor ihr, nicht nur mit meiner Liebe, sondern auch mit meinem Schutze. Ich weiß aber ganz genau vorher, daß, wenn eine Dame geeignet ist, sich selbst Respekt zu verschaffen, dies Renate Mildner ist.“

„Nun,“ sagte Litta v. Stadelburg geschlagen und in Gedanken schon auf der Suche nach dem sehr schwierigen Ersatz, „unter dieser Voraussetzung kann ich Ihnen nur Glück wünschen. Der Mildner gönne ich solch ein Glück von Herzen, wenn es wirklich ein Glück für sie ist.“

„Verlassen Sie sich darauf,“ lächelte Saldorf, ihre Rechte erfassend und begütigend an seine Lippen drückend, „es ist ihr Glück — und das meine auch. Wenn wir noch einen Wunsch und eine Bitte auszusprechen hätten, so wäre es diese: die Gräfin Litta v. Stadelburg bei ihren Rundfahrten auch in unserem Hause empfangen und mit tausend Freuden begrüßen zu dürfen.“

„Sie — Sie abscheulicher Schäter! Sie schlimmer Freund! Sie liebenswürdiger Greuel!“ rief Litta halb verhöhnt.

Der herzliche Blick, mit welchem er über ihre runden Finger hinweg in ihre Augen sah, entwaффnete sie vollends.

„Wir dürfen hoffen, ja? Wir dürfen der hochverehrten Schirmherrin Renates das bequemste Zimmer unseres Hauses mit Liebe und Dankbarkeit herrichten? Dürfen wir das, gnädigste Gräfin?“

Da materielle Forderungen nicht vorlagen, die Aussicht auf eine glänzende Gastfreundschaft verlockend und gesichert war, bekam ihre Liebenswürdigkeit völlig die Oberhand. „Oberst, ich sage Ihnen, Sie sind ein Greuel, aber als Hausherrn denke ich Sie mir ganz nett. Und was die Wildner — Ihre Gattin anbelangt, so werde ich mich aufrichtig freuen, sie an Ihrer Seite so glücklich und geehrt zu sehen, wie sie es tatsächlich verdient.“

„Damit ist alles, was ich hoffen durfte, in Erfüllung gegangen.“

Die Gräfin erhob sich. Taktvollerweise schlug sie nicht mehr auf die Glocke, sondern ging zur Thür. „Wildnerchen — ein Momentchen!“

Als Renate, wunderbar schön in ihrer tiefen und stillen Seligkeit, im Zimmer erschien und die darge-

reichten Hände küßte, schloß die kleine Gräfin sie herzlich in die Arme.

„Der da, Kindchen, will es mir antun und Sie fortnehmen! Aber wollen es ihm verzeihen und ihn doch lieb haben — was? Wollen ihm sein Glück gönnen — und selbst recht glücklich mit ihm werden! Einen anderen Wunsch brauche ich nun nicht mehr für Sie zu haben.“

Sie vergaß ganz, daß sie vorher nie besonders gute Wünsche für Renate gehegt hatte. Der außerordentliche Sprung aus ihrem Hause in Saldorfs Heim bewirkte diese kleine Selbsttäuschung.

„Da, Oberst, empfangen Sie die Braut aus meiner Hand,“ sagte sie, die Hocherrötende zu ihm führend — und wieder war ihr lächelndes Gesicht wie aus lauter süßen Apfeln zusammengesetzt. „Wann gedenken Sie denn —?“

Er hielt Renate fest umschlungen und beugte sich zu ihr nieder. „Ist es dir recht, von heute an in sechs Wochen?“

Sie nickte.

Er küßte ihre Wange. „Dann darf ich danach alles einrichten und vorbereiten?“

Sie nickte wieder.

„Gnädigste Gräfin,“ sagte er aufsehend, „wenn es Ihrer Güte genehm ist, meine Braut bis zu dieser Frist —“

„Genehm und genehmigt, lieber Oberst. Die Hochzeit — haben Sie darüber schon nachgedacht?“

„Mit Ihrer gütigen Zustimmung und von dem dringenden Wunsche beseelt, Ihnen dabei jede Störung fernzuhalten, möchte ich Renate aus dem Schutze Ihres Hauses zum Altar führen.“

„Einverstanden, Oberst! Ein kleiner Imbiß — in

meinem Speisezimmer haben freilich nur sechs Personen Platz — —“

Und dann saßen sie wieder allein, Saldorf und Renate; ihre Armut, die ihr schon einmal so schwer zu ertragen gewesen war, bedrückte sie von neuem.

„Ich habe nichts als mich selbst,“ sagte sie, den Kopf an seine Schulter lehrend. „Ich kann nichts geben, nur nehmen.“

„Das sollst und darfst du nicht denken. Wenn du meine Liebe und meine Sehnsucht dein Glück nennst, was kümmern dich dann Dinge, die jeder, der Geld genug hat, in jedem Geschäft sich kaufen kann? Dinge, die mit deiner Jugend, deiner Schönheit, deinem Liebesreichtum nichts zu schaffen haben, als daß sie Beweise dafür sind, wie gern ich dir auch äußerlich das Leben von nun an so angenehm wie möglich machen möchte? Kehre es einmal um: ich wäre arm und könnte dir nur das bieten, was ich verdiene und weniger noch, als ich jetzt habe — glaubst du, ich würde mich schämen, von dir etwas anzunehmen? Bei Gott nicht, Renate!“

Sie schmiegte sich an ihn. „Ach, wie gern würde ich —“

„Das weiß ich, und weil ich es weiß, mußt du mir die Freude lassen, für dich zu sorgen, wie es meine Liebe verlangt. Wir markten doch nicht mit unseren besten Gefühlen! Zwischen Mann und Frau gibt es ja nur eines: Zusammengehörigkeit. Wenn es mich verlangt, deine Schönheit zu schmücken, so schmücke ich mich selber, denn du bist ich und ich bin du.“

---

In dieser Nacht, als sie endlich Schlaf fand, hatte Renate einen lebhaften Traum.

Sie ging durch die Straßen ihrer Heimatstadt bei tiefem Dämmerchein hinaus zum Friedhof. Und wie

sie ging, am Eingang der Trauerallee, stand plötzlich Richard Lepsius, barhäuptig, die Hand aufs Herz gelegt, zwischen den Bäumen, als harre er ihrer Ankunft. Sie ging rasch an ihm vorüber und immer rascher — er sollte ihr nicht folgen. Und immer rascher kam er nachgeschritten. Wunderlich! Am schwarzen Gitter stand er plötzlich vor ihr, riß die Thür auf und drängte sich hinein. Sie sah ihn suchend vorwärts gehen, bald rechts, bald links, zwischen Hügeln und Kreuzen, immer schneller und schneller. Auf einmal versank er. Als sie zusammenschrak, kam jemand hinter ihr, Jürgen v. Salldorf, und küßte sie.

Mit der Erinnerung dieses Kusses erwachte Renate. —

Wenn etwas ihr Besorgnis einflößte, so war es der Umstand, zu Ulla v. Wittweg fortan in ein Verwandtschaftsverhältnis zu treten. Sie war ihr, abgesehen von persönlichen Erfahrungen, immer durchaus unsympathisch erschienen, und wenn sie etwas scheute, so war es der Umgang mit dieser Frau, von der sie sich Jürgens Bruder zuliebe nicht entfernt halten durfte. Von diesem Bruder selbst entwarf sie sich ein Bild, verjugendlicht in Jürgens Art, so recht geschaffen, die brüderliche Neigung zu verdienen, die sich in gelegentlichen Äußerungen Jürgens betätigte. Und niemals kam es Renate in den Sinn, ältere Rechte beeinträchtigen zu wollen, wenngleich sie sich in Gedanken diesem jüngeren Salldorf gegenüber einer gewissen Scheu nicht erwehren konnte.

Aber was wollten derlei kleinliche Bedenken sagen, mit dem Übermaß von Glück verglichen, das in diesen beiden Tagen des Beisammenseins auf sie einströmte! Gegenüber dem Moment, wo des Geliebten Hand den Treuring auf ihren Finger schob und er zu langem Kusse seine Lippen darauf drückte! Dem Augenblick

gegenüber, da sie an seinem Arm die Straße betrat, nicht mehr in Abhängigkeit und Pflichterfüllung, frei — und doch im Schuß der Liebe!

Und wie sie gingen, ein selten schönes Paar, von manchem Auge bewundernd gestreift, verloren sie die Gegenwart aus dem Gedächtnis und sprachen von der Zukunft, dem dauernden Beisammensein, dem Nieverlassen.

„Fünfundvierzig Tage Hochzeitsurlaub will ich nehmen,“ sagte der Oberst, sich immer von neuem an ihrem bräutlichen Erröten entzündend. „Wohin, Renate?“

„Wohin du willst. Nur bei dir sein —“

„Wir gehen an die Riviera — nach Ospedaletti. Das blaue Meer, die milde Luft, der heitere Himmel — und unser Glück! Das alte Dasein abgestreift und vergessen — zwei Neuerstandene, die von der Welt nichts brauchen als ein Fleckchen Erdenparadies, in das sie ihre eigene Seligkeit hineintragen!“

Sie wollte sprechen. Eine Bitte lag in ihren Augen.

„Kann ich dir irgend einen Wunsch erfüllen?“ fragte er liebevoll. „Wenn dir etwas am Herzen liegt, bitte, sage es mir.“

„Ich möchte —“ Sie brach ab.

„Was möchtest du, Renate? Wenn du es aussprichst, ist es schon so gut wie erfüllt.“

„Meiner Mutter Grab besuchen,“ sagte sie leise. „Als ich von ihm Abschied nahm, war ich tief gebeugt von Schmerz und Schande. Wenn ich es jetzt wiedersehen dürfte, wo ich so glücklich bin —“

Er drückte die Hand, welche in seinem Arm ruhte. „Du wirst es sehen, mein Lieb. Wir legen gemeinsam einen Kranz darauf.“ . . .

Als sie ihn am nächsten Abend zur Bahn geleitete,

erschieden ihr die wenigen Wochen, die sie noch voneinander trennten, wie eine unendliche Zeit.

Er bemerkte ihre Trauer und beugte sich tiefer zu ihr nieder. „Wir verlieren uns nur aus den Augen, Renate, die Herzen bleiben beieinander. Was wir uns jetzt nicht sagen konnten vor Überfülle, das wird in Briefen zu uns sprechen. Jeder Brief soll ein Faden sein, der unsere Herzen enger aneinanderzieht.“

„Es ist so töricht,“ sagte sie, mit süßem Lächeln zu ihm aufschauend. „Ich stehe ja nun im Vorhof des Glücks und bin doch so ungeduldig.“

„Muß ich denn nicht noch unser Nest bauen?“ fragte er leiser. „Unser heimliches, trauliches Nest?“

Sie nickte, indes über ihre Wangen wieder holdselige Röthe huschte.

„Siehst du, Renate. Und da willst du noch sagen, sechs Wochen seien zu lang!“

Als der Zug eingelaufen war und Saldorf seinen Platz einnahm, stand sie unter dem Fenster und reichte ihm noch einmal die Hand hinauf.

„Gott behüte dich! Ich werde immer und immer an dich denken —“

Die Pfeife des Zugführers schrillte.

Er grüßte noch einmal. „Auf Wiedersehen!“

Da begannen die Räder sich zu drehen. Die schlanke Gestalt, die das Taschentuch flattern ließ, ward kleiner und kleiner in Saldorfs Augen — jetzt verschwand sie ganz.

Er lehnte sich in seine Ecke zurück. Dinge, die er vorher unberücksichtigt gelassen, traten nun wieder in Geltung und Recht.

Richard war bisher zweifellos besugt gewesen, sich als Erben seines Vermögens zu betrachten. Diese Erwartungen zerschlugen sich jetzt. Angesichts dieser

Tatsache war anzunehmen, daß seine Verlobung eher Mißstimmung als Befriedigung in Richards Seele hervorrief — und wenn dies geschah, wurde ein stark befestigtes Band erschüttert, vielleicht gelöst.

Ein Mann der Tat, fuhr Jürgen v. Saldorf, in Breslau angelangt, vom Bahnhof direkt nach seines Bruders Wohnung, ihm als dem ersten Mitteilung von seiner Verlobung zu machen.

Als er zu ihm ins Zimmer trat, durch welches die Dämmerung taufeucht hereinsah und ihre grauen Fäden bis in die tiefsten Winkel spann, sprang Richard auf und eilte ihm entgegen.

„Glücklich zurück? Mir sind die paar Tage unglaublich lang vorgekommen. Was ist der Mensch für ein Gewohnheitstier! Sonst dachte ich nicht an dein Gehen und Kommen, jetzt fehlst du mir an allen Ecken und Enden. Setz dich! Nimm doch Platz! Kind Gottes, mach doch nicht so langsam!“

Er war sichtlich erregt und schüttelte Jürgens Hand ohne Unterlaß.

„Hast du schon Kaffee getrunken? Ja? Was kann ich dir denn anbieten? Eine Zigarre? Auch nicht? Soll ich Licht machen? Nein? Also hüllen wir uns in Dunkel.“

„Du siehst angegriffen aus,“ fiel ihm der Oberst ins Wort. „Mußt nicht zu viel arbeiten.“

„Du weißt ja, ich bin immer ein bißchen Streber gewesen. Wenn man sonst nicht viel Rückgrat hat, muß man sich am Ehrgeiz aufrecht halten. — Na, wo warst du denn?“

„In Dresden.“

„

„Welcher Wind trieb dich denn jetzt nach Dresden? Dienstlich?“

„Bewahre! Privatim. — Höre, Richard!“ Er gab



seinem Sessel eine Wendung, die ihn näher an seines Bruders Seite brachte. „Die Sache ist die: ich habe mich verlobt!“

Richard sprang auf. „Verlobt! Du?“

„Verlobt, ja! Das ist übrigens, wie ich jetzt gestehen kann, keine Angelegenheit von gestern oder heute, sondern eine Sache, die seit Monaten in der Luft schwebte und jetzt endlich zum Austrag kommen konnte. Wenn ich dir sage,“ fuhr er fort, des Bruders Hand ergreifend, „daß ich ein glücklicher Mensch bin —“

„Wohl dir!“ Richard warf sich wieder in seinen Sessel zurück. „Meinen Glückwunsch, Jürgen — ehrlich und wahr! Du weißt es, daß er nicht anders sein kann.“

Die überzeugende Wärme des Tones und das gänzliche Fehlen irgend einer selbstischen Regung erfüllten des Obersten Herz mit wohlthuender Dankbarkeit. „Ich danke dir. Wenn irgend ein Beweis deiner brüderlichen Gefühle für mich noch gefehlt hätte, in diesem Moment hast du ihn erbracht. Recht herzlich danke ich dir, Richard!“

„Warum hast du nur so lange geschwiegen?“

„Ja, warum! Neulich Abends saß es mir schon auf der Zungenspitze. Aber ich spreche nicht gern über Dinge, die sein und auch nicht sein können. Die Tatsache erfährst du nun zuerst.“

Er sah sinnend vor sich nieder, während Richards Blick mit immer größerer Spannung auf ihm ruhte.

„Ich habe mich einer so freudvollen Empfänglichkeit nicht mehr für fähig gehalten, am allerwenigsten hätte ich geglaubt, ein anderes Herz mit meiner Liebe so beglücken zu können, als es tatsächlich der Fall ist. Ich bin durch so manche Versuchung gegangen, ohne daß sie Eindruck auf mein Herz gemacht hätte. Und es wäre auch wohl so geblieben ohne jene Fahrt nach

Marktwiß — du erinnerst dich? — Wie dem auch sei, die Gefühlsverknöcherung meiner jungen Jahre ist gottlob nicht unheilbar geblieben. Die gesunde Natur in uns schaltet das Unfreiwillige doch zulezt aus. Ich fühlte, daß ich mit gutem Recht Liebe und Häuslichkeit ersehnte, ich fühlte es in dem Moment, da ein anderes Herz mit mir nach Liebe und Häuslichkeit verlangte. So ist es gekommen, daß wir nun beide Hand in Hand dem letzten, schönsten Ziele entgegengehen. Die Zeit ist etwas knapp bemessen für das, was noch dazwischen liegt, indessen Wille und Weg sind eins.“

Richard hatte schweigend zugehört. Seine eigene Bräutigamszeit, die nur ein Rausch gewesen, trat ihm lebhaft in Erinnerung — die Stirn brannte ihm davon. „Was meinst du, damit?“ fragte er, und seine Stimme klang rauh vor Selbstpein.

„Meine Braut ist arm,“ sagte Saldorf aufsehend, „sogar bis jetzt in abhängiger Stellung. Mir liegt es ob, die Wohnung und was sonst damit zusammenhängt, einzurichten und anzuschaffen.“

Arm! Richard konnte es nicht hindern, daß eine unbequeme Gedankenverbindung sich bei diesem Worte einstellte.

Der Oberst fühlte sie heraus und wandte sich ihm vollends zu. „Es versteht sich, Richard, daß zwischen uns die Abmachung fortbesteht, wie sie bestanden hat. Es sollte mir leidtun, wenn du auch nur einen Moment daran gezweifelt hättest. — Wenn ich,“ fuhr er langfamer fort, „dir eine Beschränkung sonstiger Ausgaben für dieses erste Jahr auferlege, so weißt du ja, aus welchem Grunde.“

Richard biß sich auf die Lippe. So weit war es gekommen, daß sein Bruder ihn in die Grenzen eines einfacheren Lebens zurückweisen mußte. Und dabei

Rechnungen überall! Warum lebte er nicht von seinem Gehalt wie so viele andere, die kein Vermögen und keine Aussicht auf ein solches besaßen?

Nicht eine Spur dieses Grolles aber traf Jürgen, nur Ulla und ihn — ihn selbst vielleicht noch bitterer als sie.

„Ich weiß es, sprich nicht davon!“ sagte er hastig. „Die Sache ist ganz selbstverständlich.“

Saldorf drückte ihm wieder die Hand. „Eines werde ich dir nie vergessen, Richard, obwohl du unschuldig daran bist: ich habe mein Glück in deinem Hause gefunden.“

„In meinem Hause?“ fragte er erstaunt. „Wieso denn?“

„Als jener Brillantohrning aus der Schleppe rollte — war es nicht Frau Oberforstmeister Grüzig, der es passierte?“

„Was war da?“ drängte Richard erregt und auf das unangenehmste berührt.

„Da ging die Tragikomödie zu Ende, da ward es Licht. Im nämlichen Augenblick war Renate Mildner mein.“

Ein elektrischer Schlag, zu stark, als daß er hätte ein Wort sprechen können, ging durch Richards Nerven. Die Dämmerung schien ihn einen Moment am Sehen zu hindern, als wenn er plötzlich ins Leere trete.

„Renate,“ fuhr Jürgen mit wärmster Innigkeit fort, „deren Liebe ich mir in Gießbach schon erworben und die von mir schied, großherzig, aufopfernd, weil sie den schändlichen Verdacht, der auf ihr lag, nicht an meinen Namen bringen wollte.“

Richard rührte seine Zunge noch immer nicht — seine Gedanken riefen den Namen Renates.

„Und nun — was soll ich dir weiter sagen, Richard?“

Nun nehme ich sie — ich hätte es auch zuvor getan, wenn sie gewollt hätte — aus aller Not und Abhängigkeit heraus und hoffe, daß du ihr, wie ich es ihr versprochen habe, freundliche Neigung entgegenträgst. Sie weiß, wie nahe du meinem Herzen stehst, und wird dir deshalb, darauf kannst du dich verlassen, mit bestem Willen entgegenkommen.“

„Wirklich?“ Es lag in dieser kaum verständlichen Frage etwas, das Jürgen aufhorchen ließ.

„Du zweifelst?“ Er lachte. „Also Eifersucht auf beiden Seiten! — Warum sollst du es nicht wissen,“ fuhr er ernst fort, die Blässe seines Bruders im Zwielicht übersehend, „sie hat sich durch eine bitterste Enttäuschung früherer Jahre erst hindurcharbeiten müssen. Ein charakterloser Schwächling betrog sie um die erste Liebe. Sie, die ein Duzend solcher Burschen wert ist, ward um dieses niederträchtigen Verdachtes willen, um einer Kleber willen, von ihm aufgegeben, aufgegeben und verlassen in dem Augenblick, da er ihr Stütze und Verteidiger hätte sein sollen, da er ihr hätte den richtigen Weg zeigen müssen, die Lästermäuler zu bestrafen, statt ihnen durch sein heimliches Entweichen Recht zu geben gegen sie.“

Als er schwieg, war es so still im Zimmer, als sei der Tod mitten durchgeschritten und stände noch an der Schwelle und harrete.

„Und was der tragischste Umstand ist in dieser Ohringgeschichte,“ fuhr der Oberst lebhaft fort, „der ausschlaggebende: Renate mochte ihre Tasche nicht umwenden, weil sie die Photographie dieses Mannes darin trug, als dessen Braut sie noch nicht anerkannt war. So kam es, daß sie im entscheidenden Moment zögerte und in den schmachvollen Verdacht fiel. — — Aber was ist dir, Richard?“

„Nichts!“ sagte er aufstehend und sich dehrend, als habe ein unerträgliches Gewicht sich auf ihn niedergesenkt. „Mir kommt jetzt häufig, wenn ich lange sitze, ein Schwindel an. Es geht vorüber, laß nur!“

Er schritt von Jürgen, seinem Richter, fort und stellte sich ans Fenster, riß es auf und atmete die kalte Luft. Dann kam er langsam ein paar Schritte zurück. „Den Namen jenes Mannes weißt du nicht?“

„Ich fragte nicht danach. Er ist nicht ihrer Ehre, lediglich seiner Ehre zu nahe getreten. Was kümmert mich ein solcher Schwächling!“

Richard konnte nicht anders, als sich den Druck von der Kehle sprechen, der wie festgeklammert darin saß. „So unentschuldig seine Handlungsweise erscheinen mag, verurteilst du den ganzen Menschen nicht doch vielleicht zu schroff? Wertest du ihn bloß nach einem dunklen Flecken ab? Es könnte doch sein, daß im ersten Augenblick eine Selbsttäuschung seinerseits vorlag, Sorge für seine Zukunft oder seinen Namen, irgend ein Grund, der ihm im ersten Schreck stichhaltig erschien und später erst beklagenswert hinfällig. Man könnte fast vermuten, daß ein Mann, der weder Renate Mildners Herkunft noch Armut scheute, so ganz wertlos nicht sein kann. Oder er hat sie nicht so geliebt, wie sie es glaubte? Dann wäre seine Schuld um vieles kleiner.“

„Du sträubst dich, anzuerkennen,“ sagte der Oberst, ihm die Rechte hinhaltend, „daß einer unseres Geschlechts so unritterlich gehandelt hat. Du besinnst dich auf den Juristen und plädierst für ihn, schließlich arbeitest du ja doch nur auf Milderungsgründe hinaus. Aber im Punkte der Ehre gibt es für mich nur ja oder nein, Bedingtheit und Nuancen erkenne ich nicht an. Und da wir immer den gleichen Strang gezogen haben im Leben, Richard, gib es auf! Die Sache ist tot. —

Ich wollte nur sagen, daß Renate ein wahres Glück an meiner Seite verdient hat.“

Es zuckte um Richards Lippen. Er lächelte, totenblaß, wie er war. „Was weiß sie von mir?“

„Daß es noch einen jüngeren Saldorf gibt. Vorläufig muß ihr das genügen,“ sagte der Oberst scherzend, „bis ich dich ihr präsentieren kann.“

„Wann wird das sein?“ Das starre Lächeln klebte noch immer an seinen Lippen, es lag ihm wie eine Maske auf dem Gesicht.

„Wann? Nun zu unserer Hochzeit!“

Er nickte. Wieder fragte er mechanisch: „Wann wird das sein?“

„In sechs Wochen, denke ich. Dann nehme ich einen längeren Urlaub. — Und nun darf ich mich nicht länger aufhalten, mich ruft mehr als eine Pflicht. Adieu, Richard!“

(Fortsetzung folgt.)





## Ihr letzter Traum.

Novellette von Eugen Stangen.

Mit Illustrationen  
von Hermann Abel.

□ □

(Nachdruck verboten.)

**D**ie glitzernde Gasstrone mit den vielen flimmernden Prismen wirft ihr weißes Licht durch den hohen, eleganten, anheimelnden Salon. Hellblauer Seidenstoff überspannt die Wände und Möbel, die von weißlackiertem Holz umrahmt sind. Bukette von weißen Winden sind in den hellblauen Stoff gestickt.

Der blonde Kopf eines noch sehr jungen Mannes beugt sich über die Geige, der er eben die ersten Töne entlockt hat. Eine Saite hat sich leicht verspannt.

Gräfin Alwa Orlaburg hat die Hände von den Tasten sinken lassen und blickt lächelnd zu dem blonden Manne empor.

Weißer Taft fließt knisternd und glänzend in reichen Falten um die schlanke, hohe, graziöse Gestalt der schönen Frau. In Schwarz oder Weiß kleidet sich Gräfin Alwa am liebsten. Schwarz, ganz düster und dunkel und kabbalistisch wie die Nacht, oder weiß, ganz weiß wie eine Marmorfigur. Und wie um die Illusion noch zu erhöhen, ist das in hoher Lockenfrisur sich aufbauende Haar der Gräfin ebenfalls schneeweiß.

D — Gräfin Orlaburg ist klug. Das ebenholzschwarze Haar begann ihr so früh zu ergrauen. Ergrauendes Haar aber kleidet nicht und macht matronen-

haft. Da half sie ihm künstlich zu dem schneeigen Weiß. Das kleidet sie vorzüglich — sie weiß das genau — und verjugendlicht sie wunderbar.

Wie alt Gräfin Alwa eigentlich sein mochte, darüber zerbrach man sich schon oft den Kopf.

„Nun, Klemens?“

Klemens v. Proszny richtet sich auf. „Wenn ich bitten darf?“

Und er setzt den Bogen wieder an.

Töne wogen und singen durch das hohe Gemach. Ein weiches, traumhaftes Adagio.

Aber das ist nicht Flügel und Geige, das sind nicht zwei Instrumente, die da zusammenwirken — nein, zwei Seelen sind es, zwei gleichgestimmte, gleichbeschwingte Seelen, die durch die Musik in eins zusammenschmelzen.

Jetzt knistert es auf wie von sprühenden Funken, jetzt lodert es auf wie leedende Flammen — die Leidenschaft gellt von den Saiten der Geige und schreit empor von den Tasten des Flügels. Dann verehbt das Brausen und Stürmen, eine süße, leise Melodie klingt auf, als riesele silbernes Mondlicht über wilde, sturmempörte Wogen. Und endlich verklingt auch diese Melodie, seltsam und sonderbar, wie ein stilles, müdes Aufschluchzen.

Gräfin Alwa lehnt sich mit tiefem Aufatmen in den Sessel zurück und betrachtet mit großen, glänzenden Augen den jungen Künstler. Dann hebt sie den weißen Arm, von dem die weiten Seidenärmel zurückdrauschen, empor, zieht den blonden Kopf zu sich nieder und küßt die edle, von leisem Rot überhauchte Stirn.

„Sie Gottbegnadeter! — Sie werden siegen, Klemens! — Haben Sie denn noch immer Angst vor dieser schwedischen Tournee?“

Klemens v. Proszny lehnt sich leicht an den Flügel



und hält mit beiden Armen, wie lieblosend, die Geige an sich gepreßt. „Ach — Gräfin, wenn Sie mit mir gingen! — Es versteht mich doch niemand so wie Sie!



Wenn  
nicht Sie  
am Flü-  
gel sitzen,  
Sie, die  
mich  
stützt,  
tröstet,  
hinreißt, mich  
versteht bis in  
die feinste Ton-  
nuance — dann

werd' ich nichts können, werd' ich unsicher werden!“

„Sie Tor! Sie lieber, lieber Tor!“ Gräfin Orla-  
burg ist aufgestanden und ordnend an den Teetisch

getreten. Nun fährt sie lächelnd fort: „Kommen Sie, Klemens, nun wollen wir erst eine Tasse guten, starken Tee trinken. Mein Magen rebelliert schon, und — jedem das Seine! Kommen Sie!“

Aber der junge Künstler lehnt noch immer am Flügel und blickt wie in tiefes Sinnen verloren vor sich hin. Und wie aus tiefem Sinnen heraus sagt er: „Ich fürchte noch etwas anderes, Gräfin, wenn ich so lange fortbleiben muß, und allein — das Heimweh, das Heimweh nach Ihnen.“ Der blonde Kopf richtet sich plötzlich jäh empor, die blizenden Augen und die bebenden Nasenflügel sprechen von dem ungebändigten Temperament des jungen Künstlers. „Gräfin Alwa — eine Bitte! Reisen Sie mit mir. Sie sind doch frei und unabhängig!“

Die schmale, schlanke Hand, die soeben eine Teetasse gefüllt, zittert leise. Dann sagt Gräfin Alwa begütigend in fast mütterlichem Tone: „Aber Sie Kind, Sie großes Kind! Weshalb sich denn heute schon das Herz mit Abschiedsgedanken schwer machen, wir haben ja noch den ganzen Sommer!“

Klemens v. Prosný hat die Geige fortgelegt, nun kommt er herüber. „Den ganzen Sommer?“ Seine Stimme klingt fast vorwurfsvoll. „Wir haben ja schon Spätsommer, Gräfin Alwa.“

Sie schauert leicht zusammen; ihr Blick streift drüben ihr Spiegelbild und das weiße Haar. Es geht wie ein Frösteln über sie hin.

Und der schlanke Mann ihr gegenüber ist der leibhaftige Frühling. Mit starrem, rätselhaften Blick haften die dunklen Frauenaugen an dem blonden Kopf.

Wie schön er ist!

Das Haar ist kurz gehalten, aber in lauter dichten Locken ineinandergetrauft und tief in die Stirn gewachsen.

So mag wohl einer jener schönen griechischen Jünglinge gewesen sein, von denen die Sage meldet.

Wieder schauert Gräfin Alwa mit leichtem Frösteln zusammen.

---

Mittagssonnenschein.

Gräfin Alwa sitzt in ihrem Arbeitszimmer mit den schwarzen, perlmuttereingelegten Möbeln.

Eine fast düstere Pracht — und draußen ist alles so hell und golden.

Ein kleiner alter Herr sitzt ihr gegenüber. Er hat ein feines, bartloses Gesicht mit stets wechselndem Mienenspiel, langes, wallendes, silbergraues Haar. Man könnte den kleinen Herrn für einen Schauspieler halten. Sein Organ ist tief und klangvoll und immer leicht vibrierend.

In dem klarschnittenen grauen Auge des Professors Borellus, das noch keiner Brille benötigt, ist etwas von dem Blick eines Edelfalken. Und doch kann es sich oft seltsam verdunkeln.

Die Gräfin spricht mit einem leisen, fast innigen Ton: „Ja, lieber Freund, daß Sie mir Klemens v. Prošny gesandt, das danke ich Ihnen von Herzen.“

Der Professor richtet sich lebhaft auf. „Sie glauben, daß er sein Ziel erreichen wird?“

Ein scheues Rot geht über ihre Wangen. „Er wird das Höchste erreichen.“

„Wie jung Sie jetzt wieder aussehen!“ sagt Borellus und lehnt sich zurück — „ganz jung, Gräfin Alwa!“

Da lächelt sie und zitiert mit heller Stimme: „Das Alter wohnt ja nur im Herzen, und wer's daraus vertreiben kann, bleibt jung —“

Aber Borellus unterbricht sie jäh. Wie beschwörend streckt er die Arme aus: „Nein, nein und abermals

nein! Das ist die größte, grausamste Lüge, die je erdichtet wurde! Wenn das Herz alt wird, still, ohne Wunsch, ohne Glut, dann — ja dann mag das Alter der Friede sein, ein leiser, schöner Akkord, ein harmonischer Abschluß. Aber wenn der Körper verfällt, welk, müde wird, wenn die Zeit alles, alles nimmt und das Herz doch jung bleibt, so jung wie je, und nach Glück und Liebe schreit — dann wird das Alter zur furchtbarsten Tragödie. Und darum“ — seine Stimme, die wie eine wilde Flut emporgeschwollen war, klingt plötzlich seltsam gedämpft und eintönig — „und darum will ich wieder in die Welt hinausgehen.“

„Weil Sie ruhelos sind, Porellus, und Ihr Herz nach Glück und Liebe schreit?“

„Ja, Gräfin Alwa — und weil ich alt geworden bin! Ein alter, grauhaariger Mann — ich, der in unverlöschlicher Glut einzig doch die Jugend liebt! Daran gehe ich zu Grunde. Ja, wenn das Herz auch alt geworden wäre, ohne Verlangen, ohne Sehnsucht — aber so, so voll Liebe, Schmerz und Glut! Wie soll ich denn das ertragen?“

Ein Vogel paar fliegt auf das Brett des weit offenen Fensters, es zwitschert, schnäbelt sich und fliegt dann empor in den leuchtenden Äther.

Porellus tritt herzu. Die Linke leicht auf den Fenster Sims gestützt, blickt er den entschwindenden Vögeln nach.

„Wie ich sie beneide, diese braven Alltagsmenschen, die ihre Jugend harmlos durchlachen, ihr bescheidenes bißchen Glück genießen und dann ganz gemächlich und behaglich alt werden, die in ihrer heiteren Unberührtheit nichts ahnen von der Tragödie, dem Kampf in der Brust eines anderen!“

„Ich fühle mit Ihnen, mein Freund,“ klingt der

Gräfin Stimme. „Wer begriffe Sie denn besser wie ich! Und dennoch — ein Mann wie Sie, mit Ihrem Wissen, Ihrem Geist, Ihrem sprühenden Temperament, der bleibt doch immer ein belebendes Element, um das sich die Jugend schart.“

„Und wird hochgeehrt, geschätzt, geachtet!“ Borellus tritt zurück und lacht — ein Lachen, das erschütternd durch den hohen Raum hallt.

Die weiße blumige Seide rauscht über den Teppich, Gräfin Alwa legt ihm beide Hände auf die Schultern. „Nicht dieser Hohn, mein Freund! Das tut mir weh — Sie dürfen nicht so sprechen!“

Er sieht ihr tief in die Augen. „Könnten Sie denn das Alter lieben? Einen alten Mann — mich?“

„Borellus — ich habe Sie sehr gern!“

Wieder tönt sein Lachen durch den weiten Raum. „Ja — ja, ich weiß! Und darum will ich gehen, reisen, dem Alter zu entfliehen suchen. Darum kam ich, Ihnen lebewohl zu sagen.“

Gräfin Alwa setzt sich in ihren Sessel, bleich bis in die Lippen.

Wie grausam ist doch das Leben! Überall häuft es nur Dual und Kampf um die zuckenden Herzen.

Stumm reicht er ihr die Hand. „Addio!“

Sie sieht ihn an, voll Angst und Erbarmen. „Mein Freund, wissen Sie nicht, was einst die Kaiserin Eugenie gesagt hat? ‚Die Liebe ist ein Hemmschuh zu allem Großen und Höhen!‘ — Lassen Sie das einen Trost für Sie sein. Vielleicht sollen Sie uns noch Größeres, Höheres geben — das Unerforschlichste durchdringen.“

Der Professor winkt wie abwehrend mit der hageren Hand. „Dann hätte ein gütiger Gott mir die Jugend lassen sollen. Aber so — ich hab’ keine Lust mehr, zu forschen und zu streben. Lassen wir das! Einmal noch

lockt es mich in die Welt, alle Schönheit, alle Wunder  
da draußen zu sehen — dann —“



Die Gräfin legt die feine weiße Hand auf die seine.  
„Dann?“

„Dann möcht' ich noch einen Tag lang jung sein,  
so jung wie ich einstens war — und dann in Schönheit  
sterben!“ —

Die Thür ist hinter ihm ins Schloß gefallen.

Gräfin Orlaburg ist allein.

Zum offenen Fenster herein tönt Vogelgezwitscher, wie fernes, leises Grüßen. Sie tritt näher. Sie sieht den Besucher mit raschen Schritten der Stadt zugehen. Armer, alternder Mann!

Aber sprach er denn nicht ihre eigenen Gefühle und Gedanken aus? Würde sie je eine alte Frau sein können, eine ganz alte Frau? Ohne Liebe? Ohne Wünsche? Ohne Sehnsucht nach Glück?

---

Gräfin Orlaburg und Klemens v. Proszny sitzen im Garten der Villa an dem runden Tisch in der Rothornhecke, dem Lieblingsplatze der Gräfin.

Von diesem Platze läuft ein von Zwergrosen umblühter Weg schnurgerade durch den Garten und mündet drüben vor den Stufen, die empor zur Veranda führen. Und dort, in der Öffnung der Veranda, wie ein Bild im grünen Rahmen, eben im Begriff, die Stufen hinabzusteigen, steht eine schlanke Mädchengestalt.

Ein goldner Kamm ist wie nach Kinderart in die schwarzen Haare geschoben, die, durch keine andere Fessel sonst gehalten, frei um die Schultern fluten.

Klemens v. Proszny blickt unverwandt zu der Erscheinung hinüber, als erschäue er ein leibhaftiges Mädchen. „Wer ist das, Gräfin Alwa?“

Die Gräfin, die bisher mechanisch, gedankenverfunden mit einem Falzbein die Seiten eines Buches aufgeschnitten, hebt das Haupt. „Das ist Ruth von dem Borne, das einzige Kind meiner frühverstorbenen Schwester. Sie ist gestern aus ihrer Dresdener Pension heimgekehrt.“

„Baroneß Ruth von dem Borne!“ wiederholt Klemens v. Proszny träumerisch. Seine Blicke haften noch

immer an der jugendlichen Gestalt, die in ihrem blaß-rosa spizenornamentierten Gewande jetzt langsam den Zwergrosenweg daherkommt.

Dann wendet er plötzlich den blonden Kopf und umfängt mit einem langen, innigen Blick das weiße Haupt der Gräfin.

„Zwei Waisenkinder also, Gräfin Alwa, denen Ihre Güte so reich, so überviel wohlthut!“

Seine Stimme hat einen herzlichen, innigen Klang. Er denkt daran, daß er die Vollendung seiner kostspieligen Studien, sein ganzes Zukunftsglück nur der Hochherzigkeit dieser Frau verdankt.

Auf Gräfin Orlaburgs Gesicht liegt ein merkwürdig abwesendes Lächeln.

Das Spizengewand, das sie trägt, ist heute trotz des sonnigen, heißen Tages vom düstersten Schwarz.

Der Diener bringt den Kaffee. Man trinkt friedlich den würzig duftenden Trank. Man spricht, man lacht — und doch!

Ein Zitronenfalter gaukelt über Ruths Stirn. Sie schüttelt schier unwillig die schwarze Haarflut. Der goldene Kamm blitzt hell in den dunklen Wellen.

„Wie ein Königsreif,“ denkt Klemens v. Proseny und seine Augen leuchten, als seien sie aus blauem Stahl geschnitten.

Und Gräfin Alwa denkt: „Wie seine Augen leuchten!“ Und ihre Blicke streifen oft hastig, wie mit jähem Forstchen, den blonden Künstlerkopf.

Ihre Hand, diese schmale, fast überschlanke Hand, spielt nervös mit dem Falzbein.

Es ist etwas anders geworden.

Etwas Fremdes liegt in der Luft.

Gräfin Alwa hat die Angewohnheit, Ruth allabend-



lich ins Schlafzimmer zu geleiten, als sei die junge Dame noch das kleine Baby früherer Zeit.

Die beiden Schlafzimmer stoßen aneinander.

Auch heute sitzt Gräfin Alwa in Ruths Zimmer und ihre Blicke haften an der jugendlichen Erscheinung, die im weißen, seidenzarten Nachtgewande drüben vor dem Spiegel steht und ihre wilde schwarze Haarflut strahlt.

Ruth bricht endlich das schon minutenlange Schweigen. „Sag' mal, Tante, wie bist du eigentlich zu Clemens Prosnh gekommen?“

Gräfin Orlaburg zuckt ein wenig die Achseln. „Durch Professor Porellus. Der gute Porellus sprach mir begeistert von diesem phänomenalen Talent, seiner Mittellosigkeit, die die Fortsetzung seiner Studien hindere, und — na, du kennst ja den guten Porellus — er hat mir seinen Schützling sozusagen aufgeschwaht.“

Ruth antwortet nichts und strahlt mechanisch ihr Haar weiter.

Gräfin Alwa betrachtet sie forschend.

„Warum,“ fragt sie dann plötzlich, „gefällt dir Clemens Prosnh?“

Ruth schüttelt mit der ihr eigenen Bewegung die wilde Haarflut in den Nacken zurück und steht dann eine Weile regungslos mit leichtgefalteten Händen da.

„Wie ein Bild von Sichel!“ muß Gräfin Alwa unwillkürlich denken.

„Warum er mir gefällt?“ wiederholt Ruth sinnend. „Ja — er ist schön; aber es ist eine so eigentümliche Schönheit, als hätte ich sie schon einmal gesehen.“

Ihre Blicke schweifen wie unbewußt durch den traulichen Raum. Vor dem einen Fenster steht eine Säule. Auf diesem Postament ruht eine Marmorbüste: der Hermes von Praxiteles.

An diesem Hermeskopf haften Ruths Augen unverrückt und weiten sich in fassungslosem Staunen.

„Tante!“ schreit sie dann in jähem Entzücken und



legt ihren linken Arm um die Marmorbüste, als wollte sie den Hermes an ihr Herz drücken, „Tante, du weißt — meine Jugendschwärmerei — hier, der Hermes! Prosny sieht ihm wundersam ähnlich.“

Ihre großen, dunkelleuchtenden Augen blicken zu der Gräfin herüber, als hätten sie ein Wunder geschaut.

„Willst du nicht endlich schlafen gehen?“ sagt Gräfin Alwa mit eigentümlich klangloser Stimme, „ich bin sehr müde.“

„Ach, verzeih, Tante.“

Behend schlüpft Ruth in die weichen Kissen. Gräfin Alwa beugt sich wie sonst über sie und drückt einen Gutenachtkuß auf die jugendliche Stirn.

Dann rauschen die Vorhangsfalten hinter ihr zusammen.

In ihrem Zimmer aber geht sie ruhslos auf und nieder, und ihr schönes, weißes Gesicht sieht ganz verdüstert aus.

Sie sinnt und sinnt, und die fremde Falte gräbt sich tiefer auf ihrer Stirn.

„Aber er hat doch gesagt, daß ihn keiner, keiner so verstünde wie ich!“ spricht sie plötzlich laut vor sich hin.

Mit bebenden Händen entzündet sie alle Lichter, die den hohen Pfeilerspiegel flankieren, schaut dann unverwandt hinein in das spiegelnde Glas und betrachtet sich lange — lange.

---

Vor dem Portal der Villa stampfen die Blauschimmel der Gräfin.

Man hat einen Ausflug nach Wälderswyl geplant. Das ist ein Besitztum der Gräfin mit herrlichem, alten Schloß, das eine Stunde von der Residenz entfernt im hügeligen Gelände liegt.

Der alte Feschte, der Kastellan des Schlosses, vergißt vor Staunen und Überraschung sein perlengesticktes Hauskämpchen aufzusetzen, als so unvermutet der Wagen der Gräfin in den Schloßhof raffelt.

Gräfin Alwa begrüßt ihn sehr freundlich. „Es ist doch alles in Ordnung, lieber Feschte?“

„Freilich, freilich, Gnaden Frau Gräfin, alles all

right, alles all right," bestätigt der Alte eifrig mit seinem Lieblingswort.

Oben an der breit ausbuchtenden, majestätischen Freitreppe erscheint jetzt, ein lilabebändertes Häubchen auf den grauen Scheitelpuffen, Frau Jeschke.

Sie gerät vollends in Entzücken, als „ihr Baronessel, ihr Abgöttel, ihr Sonnenstrahlchen“ aus dem Wagen steigt, von Klemens v. Prosnj unterstützt.

Baroness Ruth trägt ein lichtblaues, weich und duftig niederfließendes Empiregewand mit großem, gelblichweißem Spitzenragen, und sieht mit dem breitrandigen, seitwärts aufgebogenen Hut und den vornüberflutenden Haarmassen schöner denn je aus, und mehr als je „wie ein Bild von Sichel“.

Sie nimmt kurz entschlossen und mit fröhlichem Auflachen ihr „Grinselmittel“, wie sie Mama Jeschke immer genannt, um die Schultern und bittet mit einschmeichelnder Stimme, ihr bei Bereitung des Kaffees helfen zu dürfen.

Und „Grinselmittel“ strahlt.

Klemens v. Prosnj und Gräfin Orlaburg schlendern in den alten wunderschönen Park hinein mit seinen farbenglühenden Rosen, den uralten, vielhundertjährigen Ulmen.

Des jungen Künstlers Blicke umfassen mit leidenschaftlichem Entzücken das stolze, altersgraue, burgartige Schloß.

„Wie herrlich, wie imposant, dieses Wälderswühl! Und dabei so unsagbar traut und anheimelnd. Wie ein Heimatgefühl überkommt es mich, wenn ich es sehe. Macht es Sie nicht unnennbar glücklich, dieses Wälderswühl zu besitzen, Gräfin?“

„O ja,“ gibt sie gedankenverloren zur Antwort. „Nur hier weilen, allein weilen — das kann ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Könnten Sie das — allein, ohne Liebe, ohne Glück?“

Klemens sieht sie an mit leuchtenden Augen. „Ja — hier müssen Glück und Liebe wohnen!“

Dann schweigt er, und schweigend gehen sie weiter.

Es ist ein später, goldener, sonnenwarmer Septembertag.

Die hochstämmigen Rosen stehen voll in zweiter Blüte.

Da schwebt ein langer, weißer Faden durch die Luft und legt sich vor Gräfin Alwas Augen.

„O — Altweibersommerfäden!“ lacht Klemens lustig.

Gräfin Orlaburg hat sich von der lichten, zarten Fessel befreit. Der silberne Faden schwebt weiter und hängt sich jetzt drüben an eine zarte, blasse Dijonrose.

Ein Schatten liegt auf Gräfin Alwas Gesicht. „Ja,“ flüstert sie leise, „Altweibersommer!“

Sie wandern jetzt im Dämmer des Ulmenschattens. Manchmal nur weht windhergetrieben eine leise Woge von Rosenduft herüber.

Da bleibt Klemens v. Proszny stehen. „Gräfin Alwa, in drei Tagen muß ich fort. Darf ich vorher noch eine große, große, herzinnige Bitte an Sie richten?“

Er hat den Hut abgenommen und blickt zu Boden. Kleine, vereinzelte Sonnenlichter tanzen über seinen blonden Kopf mit dem kurzen, dichten, ineinandergetrauten Haar. Schlank und jugendschön wie Endymion steht er vor ihr, und ihre Blicke weiden sich an ihm.

„Was hätten Sie von mir zu erbitten, Klemens?“

Da schlägt er seine blauen Augen groß und innig zu ihr auf. „Ich verdanke Ihnen so viel, Gräfin Alwa, meine Kunst, meine Zukunft. Lassen Sie mich Ihnen auch das letzte danken, mein Lebensglück.“

Ein jähes Glücksgefühl steigt fast atemraubend in ihr auf, und sie lächelt. Fast mädchenhaft lieblich sieht sie aus mit diesem Lächeln.

Der junge Künstler beugt sich ein wenig vor. „Ich möchte — Tante Alwa zu Ihnen sagen dürfen. Ruth —“

Da fährt es wie ein Schwert in ihr Herz. Sie be- greift. Sie muß sich an den Ulmenstamm lehnen. In ihrem weißen Wollkleide, den Hut mit weißen Straußenfedern über dem lockig aufgebauschtem weißen Haar, lehnt sie an dem Stamm der alten Ulme, wieder einmal so weiß — wie eine Marmorfigur.\*)

Aber nur sich nichts merken lassen — nur sich nichts merken lassen!

Sie richtet sich auf, sie hebt die Arme empor und zieht den blonden Kopf zu sich herüber, sie drückt einen Kuß auf die junge Künstlerstirn und auf die metallisch schimmernden Augen. Aber es ist ein ganz anderer Kuß wie damals im blauen Musiksalon.

Dann sagt sie mit einer Stimme, die trotz aller inneren Kraft doch leise zittert: „Ja, Klemens, du sollst Tante Alwa zu mir sagen dürfen.“

Und wieder lächelt sie. Aber es ist ein anderes, fremdes Lächeln.

---

Es ist an einem der letzten Septembertage, da schreitet Professor Porellus den schmalen Weg über die Matte von Mürren. Die laute, lärmende Menge der Fremden ist fortgezogen, nur wenige sind noch da, jene wenigen, die nur die Natur wollen und sonst nichts, und still ihre Wege ziehen.

Porellus wendet sich zum kleinen Hotel Beaufite, und richtig — die Wirtin erkennt ihn wieder.

---

\*) Siehe das Titelbild.

Dann steht er einsam auf der weiten Marmorterrasse, und wieder überwältigt ihn der herrliche, grandiose Rundblick wie damals, als er als junger Student den ersten Ausflug in die Welt unternahm und ins Berner Oberland kam, hierher nach Mürren. Und so lieb gewann er keinen anderen Ort der Erde mehr wie diesen. Wo ragt auch die Firnenwelt höher, eisiger empor? Wo stürzen die wilden Wasserfälle tosender, brüllender zu Tal?

Die Hand auf die Brüstung gestützt, steht Bollrad Porellus und schaut — und schaut. In seinem majestätischen Königshermelin reckt das gigantische Silberhorn den Riesenleib.

Und über allem, wie das Auge der Ewigkeit — der Eizgipfel der Jungfrau.

Seit jenem ersten Studentenausflug war er noch öfters in Mürren gewesen, das letzte Mal vor sechs Jahren. Aber es hat sich nichts geändert seitdem. Die eisigen Firnen ragen so starr und gewaltig wie einst empor in schweigender Unvergänglichkeit. Nur der Mensch wird alt und vergeht. —

Wozu alles Streben, alles Kämpfen? Und wozu alles Lieben? Warum das Herz an einen Ort, an einen Menschen hängen? Wozu geboren werden und leben? Wozu die ganze Sonne des Seins, des Blühens, der Jugend, wenn dann das Alter kommt, und endlich — der Tod?

Gewaltsam reißt sich der Professor los. Er will über die Matten schreiten. Man beginnt schon die Herden abzutreiben, nur vereinzelt tönt noch da und dort das melodische Gebimmel.

Aber auf den Matten blüht und glüht es noch immer, bunt und farbenprächtigt wie in unerlöschlicher Jugend! Heute! Wer weiß, was morgen ist? Vielleicht

schon morgen braust der Schneesturm hernieder und häuft die ertötenden Massen auf alles Blühen und Glühen!

Mühsam steigt Porellus die Bergwand hinauf — den schimmernden Gletschern entgegen.

Vor ihm ein hoher Bergkegel, das Schildhorn, in flimmernder Schneepacht. Links drüben vom Eino-gletscher scheint jetzt eine Rauchsäule aufzusteigen — immer dunkler. Eine schwarze Wolke kriecht hinüber zum Gipfel des Schildhorns.

Porellus schaut sich um. Soweit das Auge reicht, ist alles weiß, totenweiß, das unendliche Reich des Firnenschnees.

Wie weiße Schleier flattert es durch die Luft — fremde Stimmen erwachen — die Ewigkeitsstimmen des Weltenalls.

Es singt und rauscht — und dröhnt.

Weiß — alles weiß — ganz weiß!

Der letzte Septembertag.

Noch einmal ist die Sonne gekommen und hüllt die leise schauernde Erde in eine weiche, milde Glut.

Über Nacht sind noch einmal Rosen aufgeblüht — die letzten blassen Liebesrosen.

Aber darüber hin breiten sich viele silbrige, wunderfeine Gespinste, schleierhafte Fäden.

Altweibersommer — Marienfäden!

Die Erdgeschloßfenster der Villa Orlaburg sind geöffnet. Eine Drehorgel spielt auf der Straße. Fernher kommen die Töne und schweben herein ins Gemach.

So müde klingt das — so müde!

Wie ein Marmorbild, starr, weiß, sitzt Gräfin Alwa, fremde, tiefe Linien in dem schönen Gesicht, daß es plötzlich alt erscheint, ganz alt.



Ihre Linke umkrampft ein Zeitungsblatt.

Eine Nachricht steht darinnen, die ihr Herz fast stillstehen macht, eine düstere, seltsame Nachricht.

Touristen haben beim Aufstieg zum Schildhorn einen Toten gefunden. In sitzender Stellung, das starre Antlitz dem herrlichen gigantischen Panorama von Eiger, Mönch und Jungfrau zugewendet. Man schaffte den Toten hinab gen Mürren, wo es sich herausstellte, daß man den seit drei Tagen vermißten Professor Bollrad Porellus gefunden hatte. Er mußte, von einer Schwäche übermannt, zusammengefunken sein und so den Tod im ewigen Schnee gefunden haben.

Soweit der Zeitungsbericht in seiner knappen, trockenen Art.

Bleich, wie eine Gestorbene, sitzt Gräfin Alwa da, noch immer starr und regungslos.

Ihr ist nichts rätselhaft an dieser Nachricht. Er wollte ja — in Schönheit sterben.

Ein heißes, leidenschaftliches Gefühl wallt jäh in der Gräfin empor.

Es ist fast wie Neid.

Draußen spielt noch immer die Drehorgel — ferner, leiser — ein altes, altes Liebeslied.

Da reißt ein Jubelruf von der Tür her die Gräfin aus ihrer Erstarrung.

„Tante! Tante Alwa! Ich bin ja so glücklich, so unsfaßbar glücklich!“

Ruth stürzt zu ihren Füßen und weint und lacht in einem Atemzug.

„Ich habe ihn ja so lieb — so lieb — mehr als mein Leben!“

Gräfin Orlaburg legt ihre Hand wie segnend auf Ruths Scheitel und lächelt — ein fast geisterhaftes Lächeln.

„Ja, mein Kind, das ist die echte Liebe, die liebt ewig — mehr als das Leben.“

Auf dem Balkon ihres Zimmers im Eden-Hotel zu Nervi steht Gräfin Alwa Orlaburg. Zu ihren Füßen Gärten, dahinter die weite blaue Meeresbucht. Rechts zeigt sich die lange Kette der Seealpen mit schneebedeckten Gipfeln, zur Linken ragt trotzig aus dem Meere der schöngeformte Monte di Portofino empor.

Es ist der 24. Dezember.

Aber nichts in diesem sonnenüberstrahlten Landschaftsbilde erinnert an Winter und Weihnachten. In den Gärten blühen sogar Nelken und Rosen.

Gräfin Alwa atmet tief auf. Gottlob, daß sie hier ist!

Wie viel liegt doch hinter ihr, wie viel unnennbar Schweres!

Klemens v. Prosný ist lorbeerüberschüttet und ruhmbe- laden heimgekehrt von seiner schwedischen Reise.

Mit einem stolzen, strahlenden Ausleuchten der blauen Augen hat er sich vor ihr geneigt, und sie hat Ruths Hand in die seine gelegt. Sie hat den beiden Glücklichen die Hochzeit gerüstet und das alte liebe Wälderswyl, das ihm beim ersten Erblicken so ein seltsames Heimatgefühl eingeflüßt, als Hochzeitsgabe geschenkt. Sie habe ja übergenug an ihrer Villa und ihrem Barvermögen, hatte sie gemeint und — sie würde auch wohl jetzt viel auf Reisen sein. Noch am Hochzeitstage, als die beiden Glücklichen bei sinkender Winter- sonne heimfuhren, heim in ihr geliebtes Wälderswyl, war Gräfin Alwa mit dem Expreßzug abgereist.

Und nun ist sie an der Riviera und blickt von ihrem Balkon über die schimmernden Wellen des Mittelmeeres.

Drunten, an der Mauer des Gartens, ragt eine Aloe empor. Ihr schlanker Blütenstamm reckt sich weit hinaus in die linde Luft. Nach fünfundzwanzig Jahren erst blüht die Aloe, nur ein einziges Mal — und dann kostet diese Blüte der Pflanze das Leben. —

„Gnädigste Gräfin!“



Die sinnende Frau wendet das Haupt. Im Rahmen der Balkontür steht der kleine Groom des Hotels, den Gräfin Alwa immer „mein kleiner Pierrot“ nennt.

Er überreicht einen ziemlich dicken Brief, und seine Augen sehen in unverhohlenem kindlichen Entzücken die Gräfin an, die noch so schön ist und noch so merkwürdig jugendlich aussieht, und doch schon schneeweißes Haar hat.

Das Gesicht des höchstens fünfzehnjährigen Burschen sieht gerötet aus und ein wenig verschwollen.

„Nun, mein kleiner Pierrot,“ sagt Gräfin Alwa gütig und lächelt. „Was hat's denn wieder gegeben?“

Da stürzen dem kleinen Kerl, der sonst so stolz seine Livree trägt, die hellen Tränen aus den Augen. Und in abgerissenen Worten kommt die ganze Leidensgeschichte heraus, daß er ungeschickt beim Servieren gewesen ist, daß er eine kostbare Glasflasche zer schlagen, und daß der Oberkellner ihn geohrfeigt hat, daß er sich überhaupt gar nicht mehr wohl fühle in diesem Hotel, so verloren käme er sich vor, so verstoßen und verachtet.

„Mein armer, kleiner Pierrot,“ sagt Gräfin Alwa noch einmal und wieder mit dem gütigen Ton, „nun sollst du dir auch etwas recht Schönes zum Troste wünschen, es ist ja Weihnachten heute.“

Seine runden, schwarzen Augen in dem hübschen Gesicht starren sie ungewiß und staunend an, aber die Tränen sind versiegt.

„Nun,“ ermuntert ihn Gräfin Alwa freundlich, „sag doch, was du wünschest, Pierrot?“

Da fliegt ein Leuchten über sein bräunliches Jungengesicht. „Bei Ihnen bleiben möcht' ich, Frau Gräfin, immer, immer — Ihr Diener möcht' ich werden!“

Gräfin Orlaburg lächelt wehmütig. Da ist doch einer, der bei ihr bleiben möchte, der sie in seiner Art aufrichtig lieb hat. Sie legt ihre Hand, diese weiße, schmale Hand auf den wirren, schwarzen Krauskopf

des Knaben. „Nun gut, Pierrot, so sag's deinem Herrn, und ich will dich mit mir nehmen.“

Da strahlen die dunklen Jungenaugen hell auf wie zwei helle, blizende Weihnachtslichter.

Nun hat sie doch einer Seele eine wirkliche Weihnachtsfreude machen können.

Gräfin Orlaburg öffnet den Brief.

Zwei Bilder in Seidenpapierumhüllung fallen ihr entgegen. Nur flüchtig irrt Gräfin Alwas Auge über Ruths Zeilen, wie glücklich sie beide seien in ihrem geliebten Wälderzwehl, und wie schön Wälderzwehl im Winter sei, und wie sie bedauerten, daß die angebetete Tante just am Weihnachtsabend ihnen ferne sei.

Ihre Hände lösen die Umhüllungen der Bilder.

Da — ja, das ist die schlanke Endymiongestalt, das ist der schöne, herrliche Kopf, der so wunderbar dem Hermes des Praxiteles gleicht. Das sind diese Augen, die sie —

Gräfin Alwas Blicke irren hinüber, wo hart am Mauerrand die Moebblüte sich entfalten will, diese schöne, grausame Blüte, die dem Stamm, der sie geboren, das Leben kostet. Und dann verschwindet alles, alles — das blaue Meer, die hohen Berge, die ganze Schönheit des Südens vor ihrem Blick, verdunkelt durch eine Träne.

Aber ihre Hand wischt die Träne fort, und wieder starren ihre Augen auf das Bild.

„Ein Traum,“ sagt sie leise, ganz leise, „ein letzter Traum, schön und grausam wie die Moebblüte!“





# Der Heringsfang.

Don R. Zollinger.

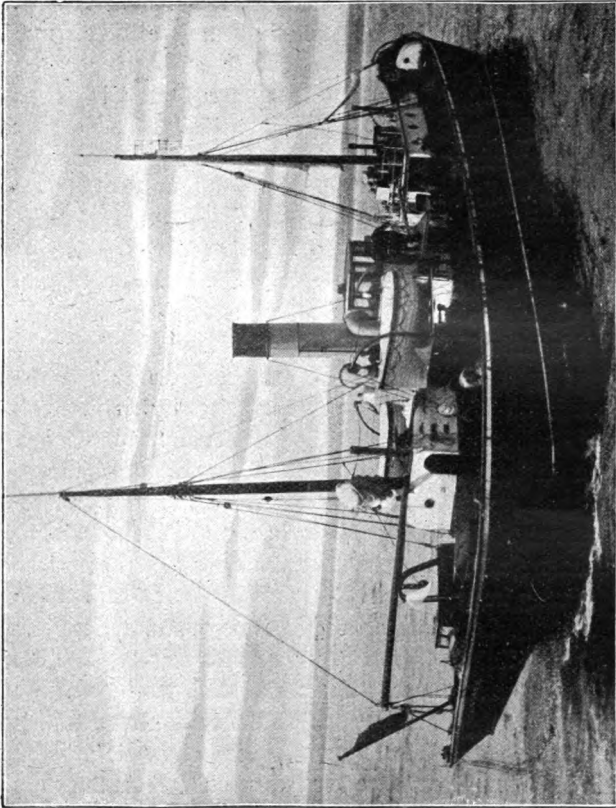
Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Noch ist die Erinnerung lebendig an das denkwürdige „kriegerische“ Abenteuer des russischen Admirals Koshjestschenski, der auf seiner Fahrt nach Ostasien beim Passieren der Nordsee in der Nacht zum 22. Oktober 1905 ein regelrechtes Bombardement auf eine Flottille englischer Heringsfischer eröffnete, weil er der Meinung war, die feindliche japanische Flotte vor sich zu haben. Ein internationales Schiedsgericht hat das Versehen des russischen Seehelden später für verzeihlich erklärt.

In der Tat möchte jeder geneigt sein, dem wohlwollenden Urteil dieser Sachverständigen zuzustimmen, dem jemals bei nächtlicher Seefahrt eine solche Fischerflottille begegnet ist. Der Anblick, den die plötzlich zu hundert oder mehr aus dem Dunkel auftauchenden, dicht zusammengedrängten roten und grünen Lichter ihrer Signallaternen und Rezzichen gewähren, hat zuzeiten etwas geradezu Märchenhaftes; man glaubt die festliche Illumination einer durch ein Wunder aus dem Meere emporgestiegenen Stadt vor sich zu haben, und wenn man dann beim Näherkommen die Umrisse der in geringem Abstand voneinander fahrenden Boote unterscheidet, ist man sicherlich in hohem Maße überrascht von dem Umfange eines Fischereibetriebes, der gleichzeitig eine so große Anzahl menschlicher Kräfte in Bewegung setzt.

In der Tat hat die Hochseefischerei, bei der es in erster Linie auf den Heringsfang abgesehen ist, eine Ausdehnung erlangt, von der sich der Binnenländer



Ein zur Flusssicht beim Heringsfang bestimmter Regierungsdampfer.

nur schwer eine zutreffende Vorstellung machen kann. Allein die englische Hochseefischerei beschäftigt nach einer im Jahre 1903 aufgestellten Statistik nicht weniger als 71,936 Menschen, von denen etwa 34,000 dem Fischer-

stände angehören, während die übrigen bei der Herrichtung, Verpackung und Versendung des nützlichen Fisches Verwendung finden. Dies ungeheure Aufgebot von Arbeitskräften wird erklärlich, wenn man erfährt, daß in dem nämlichen Jahre in den schottischen und englischen Gewässern die Ausbeute an Herings sich auf 1,618,810 Fässer belief, ungerechnet die etwa 900,000 Fässer, deren Inhalt als frischer, sogenannter „grüner Hering“ sofort verzehrt wurde.

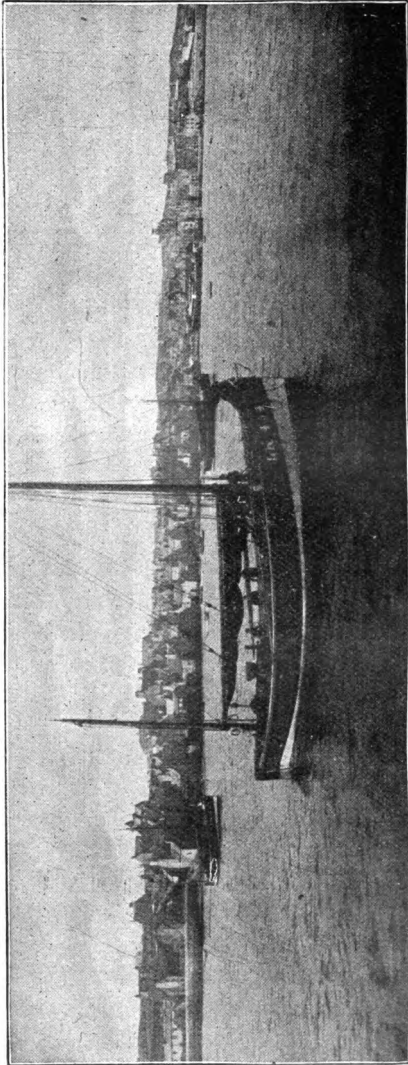
Das massenhafte Auftreten und die ungeheure Vermehrungsfähigkeit des Herings — liefert doch jedes Weibchen durchschnittlich 40,000 bis 60,000 Eier — machen den Fang zu einem verhältnismäßig leichten und in den meisten Jahren überaus lohnenden Geschäft.

Eigentümlich ist es, daß die Naturgeschichte gerade dieses in so ungezählten Scharen auftretenden Meerbewohners noch recht viele Dunkelheiten aufweist. Man weiß, daß er nur in den nördlichen Meeren vorkommt und gegen Süden über die französische Nordküste nicht hinausgeht. Man hat auch festgestellt, daß er sich in verschiedene Rassen scheidet, die in ihren Lebensgewohnheiten wesentlich voneinander abweichen und deren jede sich streng innerhalb der Grenzen eines verhältnismäßig kleinen Bezirkes hält. Es gibt Hochseestämme, die den größeren Teil des Jahres im offenen Meere, 200 bis 400 Kilometer von der Küste entfernt, zubringen, und nur zur Laichzeit, immer denselben bestimmten Straßen folgend, an die Küste kommen. Sie liefern die größten und schönsten Exemplare der auf den Markt kommenden Ware, während der namentlich in der Ostsee vorherrschende Küstenhering kleiner und weniger wohlschmeckend ist.

Der größte und fetteste ist der Hering der Schetlandinseln und der norwegischen Küstenregion. Die



Laichzeit ist bei den einzelnen Rassen verschieden. Sie währt beim schottischen Hochseehering vom August bis in den Oktober, bei den meisten Küstenstämmen, die für ihr Vermehrungsgeschäft mit Vorliebe stille, flache Buchten aussuchen, vom April bis zum Juni. Zu dichtgeschlossenen Zügen oder sogenannten Bänken zusammengedrängt, erscheinen die Heringe dann zu Millionen. Die Anwesenheit ihrer ständigen Begleiter, der Wale und verschiedener Raubfische, die während dieser Zeit ausschließlich von Heringen leben, sowie eine



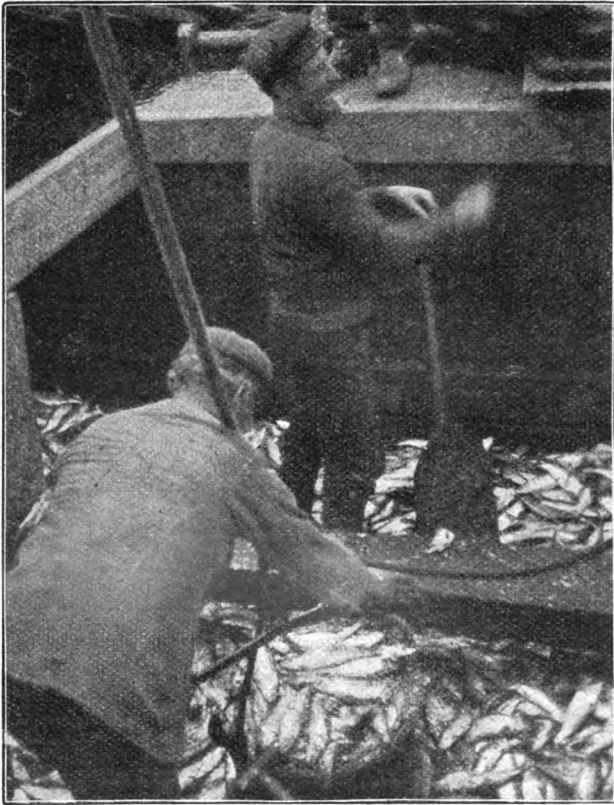
Ansicht von Lerwick auf den Shetlandinseln.

eigentümlich ölige Beschaffenheit des Wassers weisen den Fischern den Weg zu den Standorten der in ihren Lebensgewohnheiten so absonderlichen Seetiere. Die Bänke sind oft so dicht, daß sie Boote, die in sie hineingeraten, in Gefahr bringen können. Stunden-, ja tagelang bleiben die so zusammengedrängten Fische absolut unbeweglich, zum nicht geringen Verdruß des Fischers, dessen Neze solange leer bleiben, bis irgend eine geheimnisvolle Ursache Leben und Bewegung in die manchmal meilenweit ausgedehnte Masse bringt. Dann allerdings kann ein einziges der großen Treibneze, deren man sich zum Fang auf hoher See bedient, eine Ausbeute von einer Million oder mehr Heringen liefern. An den norwegischen Küsten sperrt man wohl auch ganze Fjorde, nachdem die Heringe eingedrungen sind, durch besonders konstruierte Neze ab, und erbeutet dann oft mehrere tausend Tonnen, von denen jede sich auf etwa 24,000 Stück veranschlagen läßt.

Man sagt, daß der Hering, um zu laichen, immer wieder an die Stätte seiner Geburt zurückkehre, aber man kann trotzdem nicht alljährlich mit voller Sicherheit auf sein Erscheinen rechnen. Während er zuzeiten in Scharen auftritt, für die das Vernichtungswerk der gefräßigen Wale und die Beutegier des Menschen eine kaum nennenswerte Verminderung bedeuten, bleibt er im nächsten Jahre vielleicht ganz aus. Ja es vergehen zuweilen viele Jahre — die Zahl sechzig scheint dabei eine ganz bestimmte Rolle zu spielen — ehe sich die Schwärme plötzlich wieder in ihrer alten Mächtigkeit einstellen.

Im Handel unterscheidet man die sogenannten Maatjes- (Jungfern-)heringe, Vollheringe, die kurz vor dem Laichen gefangen wurden, und die geringwertigeren Hohlheringe oder Fhlen, bei denen das Laichgeschäft bereits beendet ist.

Am schmackhaftesten ist der Hering ohne Zweifel, wenn er ohne jede konservierende Behandlung in



Im Schiffsraum des Heringbootes.

frischem Zustande genossen werden kann. Da er aber wenig haltbar ist und einen längeren Transport in solchem Zustande nicht verträgt, kommen für den Verbrauch von „grünen“ Herings nur die Küstenstriche

und solche Gegenden in Betracht, die, wie etwa die englische Hauptstadt, durch besonders schnellfahrende Fischzüge mit den Hauptfangplätzen verbunden sind. Weit aus der größte Teil der erbeuteten Fische wird gleich an Ort und Stelle einem Verfahren unterworfen, das ihn für die längere Aufbewahrung geeignet macht.

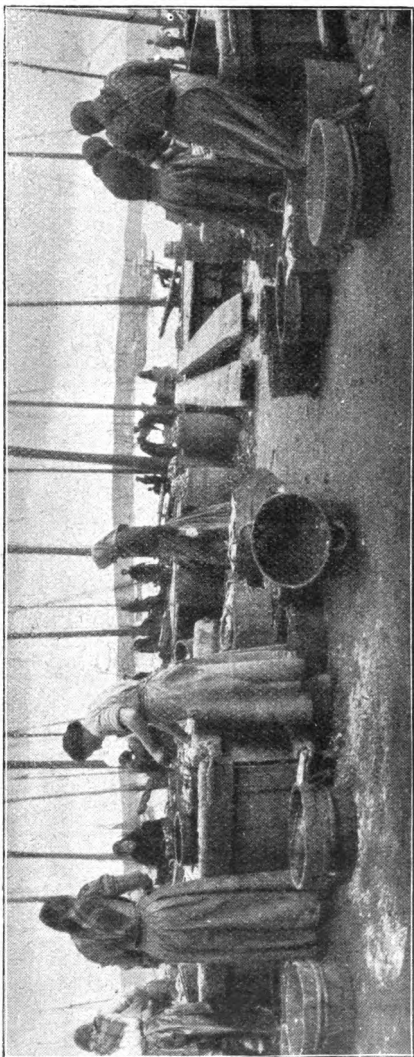


Das erste Salzen der Heringe.

Das Hauptzentrum für den Heringsfang ist Lerwick, die Hauptstadt der zu Schottland gehörigen Shetlandinseln, auf der Insel Mainland am Bressayfjord gelegen, die nördlichste Stadt Großbritanniens, mit etwa 4000, fast ausschließlich vom Fischfang lebenden Einwohnern. Zur Zeit der Heringsaison vermehrt sich indessen diese geringe Einwohnerzahl alljährlich um ein sehr beträchtliches. Während sich in dem vorzüglichen Hafen von Lerwick Hunderte und aber Hunderte von Fischerbooten aller Nationen versammeln, füllen sich die weiten Ein-

salzplätze mit Tausenden englischer und schottischer Mädchen und zahlreichen männlichen Arbeitern, deren Geschäft einzig die Bearbeitung und Verpackung der eingebrachten Heringe ist.

Der aus den Netzen zunächst in den Schiffsraum des Bootes geschüttete, zu gewaltigen Haufen aufgeschichtete Fang wird von der Mannschaft mit hölzernen Schaufeln in offene Körbe gefüllt, am Landungsplatz in große Karren entleert und aus diesen in die gewaltigen Behälter gebracht, wo die Fische durch



Das Ausnehmen der Heringe.

leichtes Überstreuen mit Salz ihre erste Behandlung erfahren. Sie sollen dadurch nicht sowohl konserviert als ihrer Schlüpfrigkeit beraubt werden, damit den mit dem Ausnehmen betrauten Frauen und Mädchen ihre an und für sich wenig angenehme Arbeit erleichtert werde.

Diese Arbeit erfordert, wenn sie schnell genug von der Hand gehen soll, eine nicht geringe Übung und Geschicklichkeit, denn die Eingeweide des Fisches müssen, ohne daß Milch oder Kogen verletzt werden, durch eine verhältnismäßig kleine Öffnung unterhalb des Kopfes herausgezogen werden. Ist das geschehen, so werden die Fische leicht gesalzen und mit der konservierenden Flüssigkeit, einer Mischung von Blut, Wasser und Heringslake, bedeckt. Nach ungefähr zehn Tagen werden die Fässer wieder geöffnet, und die durch eine inzwischen eingetretene Schrumpfung der Heringe verminderte Füllung wird durch die Hinzufügung einiger neuer Lagen ergänzt.

Jetzt erst erfolgt durch einen Beamten der Fischereibehörde die Besichtigung jedes einzelnen Fasses und die Bestimmung der Wertklasse, der es zuzuweisen ist. Die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der dabei verfahren wird und die ein Vorkommen betrügerischer Manipulationen beinahe ganz ausschließt, hat dem Heringshandel ein Gepräge der Keellitität aufgedrückt, das für den Verkehr mit anderen Handelsartikeln geradezu vorbildlich sein könnte. Die Kennzeichnung des Inhalts erfolgt bei jedem einzelnen Fasse durch das Einbrennen eines amtlichen Zeichens, das zwar nicht obligatorisch ist, dessen aber kein Händler entraten kann, wenn er für seine Ware leichten und sicheren Absatz finden will. Ein weiteres, mit Schablonen aufgetragenes Merkzeichen auf dem Deckel oder Boden

des Fasses vervollständigt die Signatur, die jede spätere Prüfung des Inhalts beim Verkaufe entbehrlich macht. Der Inhalt eines Fasses schwankt je nach der Klasse, der die Feringe angehören, zwischen 600 und 1200 Stück.



Das Verpacken in Fässer.

Das ganze Geschäft, das Ausnehmen, Einsalzen, Verpacken und Brennen, wird auf den großen Einsalzplätzen am Hafen unter freiem Himmel vollzogen, und das bunte Gewimmel der Mädchen in ihren farbigen Gewändern, das Blinken und Glickern der silbernen Fischleiber gewähren namentlich im hellen Sonnen-

schein ein eigenartiges, fesselndes Bild, für das der Hafen mit seinem Mastenwald einen pittoresken Hintergrund abgibt.

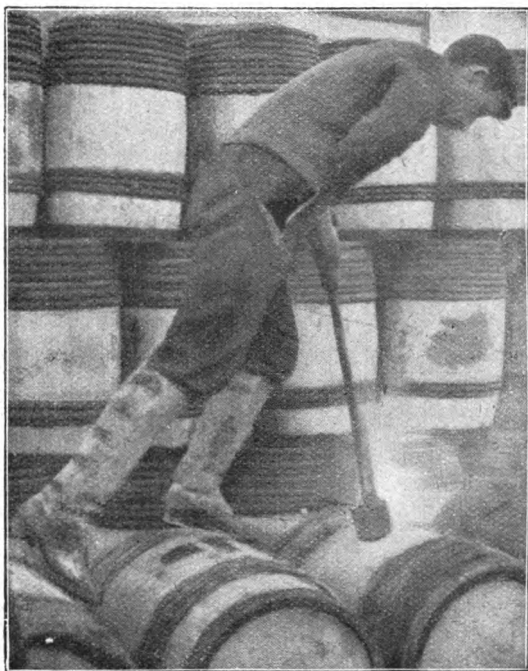
Ein verhältnismäßig kleiner Teil der frischen Heringe wandert in die Fischräuchereien, während wieder andere, ausgesuchte Exemplare zu Konserven verschiedener Art verarbeitet werden.

Die Bezahlung der beim Salzen und Verpacken der Heringe beschäftigten Frauen und Männer ist eine sehr gute, so daß ein Mangel an Arbeitskräften niemals eintritt. Auch die bei dem Fange tätigen Fischer stehen sich nicht schlecht. Ihre Entlohnung besteht zumeist in einem prozentualen Anteil an dem Ertrage des Fischzuges, und man begreift, daß dieser Anteil unter Umständen eine recht hübsche Summe ausmachen kann, wenn man erfährt, daß die Ernte eines Bootes während einer leidlich günstigen Sommersaison ungefähr 10,000 Mark ausmacht. Das Erträgnis kann indessen unter glücklichen Umständen sehr weit über diesen Durchschnitt hinausgehen. Erträgnisse von 4000 bis 6000 Mark aus dem Fang einer einzigen Nacht gehören keineswegs zu den Seltenheiten, und in einer solchen begünstigten Saison beläuft sich das Gesamterträgnis für ein Segelschiff wohl auf 18,000 bis 24,000 Mark. Die größte Summe, die jemals von einem einzelnen Boot aus der Ausbeute einer Nacht gelöst wurde, betrug 8800 Mark.

Bis zum Jahre 1898 wurde die Hochseeheringsfischerei ausschließlich mit Segelbooten betrieben. Seither aber vermehrt sich mit jedem Jahre die Zahl der eigens für diesen Zweck erbauten und eingerichteten Dampfer. Es liegt auf der Hand, daß ein mit Dampf betriebenes Fahrzeug dem Segelboot gegenüber vielfach im Vorteil ist. Es kann die entfernteren Fischgründe schneller erreichen, ist in viel höherem Maße



von Wind- und Flutverhältnissen unabhängig und kann, was namentlich für den Absatz an grünen Seringen wichtig ist, mit seiner Ausbeute den Landungsplatz viel schneller erreichen. Aber diesen Vorzügen stehen auch

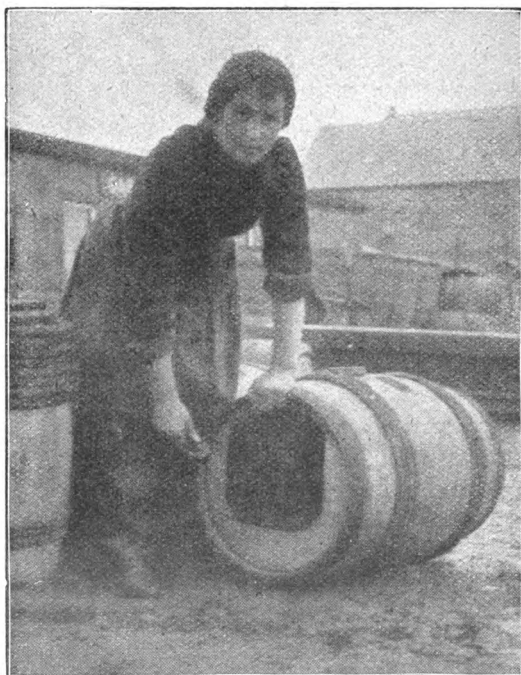


Eindrücken des amtlichen Brandzeichens.

mancherlei nicht zu unterschätzende Nachteile gegenüber. Die Betriebskosten sind wesentlich höher, und wenn, wie es häufig geschieht, ein mehrtägiger Aufenthalt auf hoher See nötig wird, bevor ein hinlänglich ergiebiger Fang erzielt wurde, so wird der Gewinn durch die Höhe dieser Kosten empfindlich beeinträchtigt. Besonders

glückliche Fälle wie der, wo ein Hjeringsdampfer bei etwa 10,000 Mark Betriebskosten eine Jahresausbeute von 52,000 Mark erzielte, können keineswegs als die Regel gelten.

Der Bau des zweckmäßigsten Fahrzeuges für die



Das Zeichnen der Fässer.

Hjeringshochseefischerei erscheint vorderhand noch als eine Aufgabe der Zukunft. Vermutlich wird man dabei zu dem Typus der großen Segelbootklasse zurückkehren, denselben aber mit einer Hilfsmaschine ausrüsten, die im stande ist, dem Fahrzeug bei ungünstigen

Windverhältnissen eine Geschwindigkeit von fünf bis sechs Knoten zu geben, und die zugleich für den Betrieb der zum Aufwinden der Netze erforderlichen Vorrichtungen benutzt werden kann.

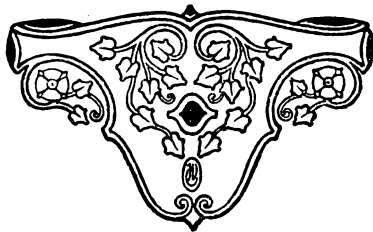


In der Fischräuchererei.

Auch die Gefahren der Hochseefischerei würden durch die Konstruktion eines derartigen Fahrzeuges, das den kleineren Segelbooten an Widerstandsfähigkeit natürlich bedeutend überlegen wäre, wohl um ein beträchtliches vermindert werden. Daß man diese Gefahren

nicht unterschätzen darf, beweist die Tatsache, daß allein an englischen Fischerbooten während der Jahre 1901 bis 1903 nicht weniger als 43 auf hoher See verloren gingen, während sich der Verlust an Menschenleben während des gleichen Zeitraumes auf durchschnittlich 56 für das Jahr belief.

Auch Deutschland würde aus der Herstellung eines solchen Schiffstyps, sofern sich derselbe in der Praxis bewährte, Nutzen ziehen können. Denn während von einer in größerem Umfange betriebenen Hochseefischerei bei uns noch vor einem Jahrzehnt kaum die Rede sein konnte, haben neuerdings vom Staate unterstützte Aktiengesellschaften von Emden und Norden aus einen Betrieb aufgenommen, der zwar mit dem englischen vorderhand nicht wetteifern kann, dem aber eine bedeutende Zukunft um so sicherer vorausgesagt werden muß, in je größerem Umfange sich das deutsche Kapital für die Beteiligung an diesem ausichtsreichen Erwerbszweig gewinnen lassen wird.





## Ehestreit.

Novelle von Paul Cserna.

(Nachdruck verboten.)

**D**er alte Riedhofer fuhr für seinen Thomas auf die Brautschau. Seine Frau hatte vorsorglich den Schlitten mit allerlei Pelzfachen vollstopfen lassen, damit sich der Alte ja nicht verkälte, denn der Ostwind wehte schneidend, und der Riedhofer hatte einen weiten Weg, fuhr daher schon am frühen Morgen — es war noch nicht fünf Uhr — fort. Auch eine Flasche Roten von jener Sorte, die er nun schon seit vierzig Jahren trank, mußte er mitnehmen — für alle Fälle. Und dann bekam er noch eine Menge guter Ratschläge und Verhaltensmaßregeln mit: wie er sich zu benehmen und auf was er ganz besonders zu achten habe. „Vor allem, Riedhofer, merk auf, ob das Mädchel häuslich ist. Das mußt du, wenn's nicht anders geht, auf Umwegen herauskriegen, denn das ist die Hauptsache! Und ob sie gut kochen kann, und ob sie sonst was vom Hauswesen versteht — und ob sie nicht den lieben, langen Tag in den Zeitungen herumstöbert oder gar Klavier spielt oder französische Romane liest und dabei kein zerrissenes Tischtuch flicken kann — wie ja die neumodischen Mädchen leider alle sind! — Und ob die Familie reputierlich ist, ob nicht irgend eine Tante oder ein Onkel etwa die Schwindsucht gehabt hat. Man

muß vorsichtig sein in allem und jedem und in solchen Dingen ganz besonders!“

Nachdem des alten Riedhofers weißer Schädel so mit weisen Lehren vollgepfropft war, machte der sich auf den Weg auf die Brautschau.

Den jungen Thomas Riedhofer, seinen Einzigen, den er verheiraten wollte, den hatte er hübsch zu Hause gelassen. Zu was ihn auch in das fremde Haus mit-schleppen? Wenn's ernst würde, sollte der Bub die für ihn Bestimmte schon noch kennen lernen — eher aber nicht. So war's Sitte im Hause Riedhofer von jeher gewesen. Seit er, Thomas Riedhofer senior, selbständig war, seit vierunddreißig Jahren also, traf er alle Anordnungen in der Wirtschaft. Die Frau ließ er nur reden, weil er so überaus gutmütig war — die Gattin hegte hierüber allerdings andere Ansichten — und früher hatte sein Vater selig kommandiert, und alles war gut gegangen. Und sein Großvater hatte es genau so gemacht, auch sein Urgroßvater — immer hatten die alten Riedhofer bestimmt, wen der junge Riedhofer — es gab nur immer zwei Vertreter der Gattung — heimführen sollte. Und noch niemals war es einem jungen Riedhofer eingefallen, gegen dieses zwar ungeschriebene, doch streng eingehaltene Gesetz sich aufzulehnen.

Auch dem gegenwärtigen Erben des Hauses Riedhofer war es recht so. Der war übrigens auch viel zu gleichgültig allem gegenüber, was nicht Pferd hieß, um sich aufzuregen, und gerade jetzt kam es ihm sehr gelegen, daß sein Vater ihn der Mühe enthob, für sich selbst zu sorgen. Er mußte ja zwei Schimmel einfahren — zwei Wundertiere! Läufer wie der Teufel, und Figuren — alle Hochachtung!

Während der Alte an dem kalten Wintermorgen

hinausfuhr, um eine passende Schwiegertochter zu suchen, träumte der Sohn in seinem warmen Bette von den erstaunten Augen der Leute auf dem Markte zu Neukirchen, wenn er dort sein neues Jüdergespann vorführen würde.

Nach langer Schlittenfahrt war der alte Kiedhofer in Wegstädt, dem kleinen Gebirgsstädtchen, angelangt, wo sein Jugendfreund Gruber wohnte, ein wohlhabender, kinderloser Witwer, der seinem alten Kameraden gewiß gern gefällig sein würde. Vor einigen Tagen schon hatte er Kiedhofer geschrieben, er habe in der Gegend „etwas für Thomas“ gefunden: die Tochter eines benachbarten Gutsbesizers, ein Mädchen, wie geschaffen für einen jungen Kiedhofer. Der Alte sitze dick in der Wolle; er habe zwar viele Kinder — drei Mädchen und ebensoviel Buben — doch die Töchter seien bis auf diese jüngste bereits gut verheiratet, und es gäbe auch noch zwei reiche Tanten zu beerben. Auch die Großmutter väterlicherseits lebe noch — nah' an die neunzig — habe noch ihr eigenes schönes Vermögen.

Gleich in der Frühe des nächsten Tages fuhren die beiden Freunde auf das nahe Gut Rosingers — so hieß der Vater des in Aussicht genommenen Mädchens — hinaus, und auf dem Wege sang Gruber das Lob der Familie in allen Tonarten.

„Na,“ sagte Kiedhofer, der ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört, „wenn mir die Familie gefällt und wenn ich seh', daß alles da ist, was da sein soll — na, dann hab' ich nichts dagegen, daß der Bub herkommt und daß dann Verlobung gefeiert wird.“

„Vorausgesetzt natürlich, daß die jungen Leuten sich selber gefallen!“ meinte Gruber, der ein klein wenig idealistisch angehaucht war.

„Ach was,“ rief der alte Riedhofer aus, „mir allein hat die Geschichte zu gefallen — und wenn mir's recht ist, so wird es auch dem Thomas recht sein!“

„Vorausgesetzt, daß sie ihn mag!“ meinte der hartnäckige Gruber.

„Meinen Sohn sollte so ein dummes Mädel nicht wollen? Na — da muß ich doch recht sehr bitten! Meinen Buben! So einen gibt's in der ganzen Gegend nicht. Der trinkt nicht und spielt nicht und ist sparsam, und kutschieren kann er wie kein zweiter auf zehn Meilen in der Runde, und Geld hat er einmal — Gott sei Dank! Den soll so ein dummes Mädel nicht wollen?“

„Du, Riedhofer,“ sagte bedächtig Gruber, „das ist ja alles recht schön und gut, und wahr ist's auch — dein Thomas ist wirklich ein ordentlicher Mensch, und er kann auch einem Mädchen gefallen. Aber weißt du: die Lieb' — das ist ganz was Besonderes! — Dem gefällt die, und der gefällt ein anderer, und die sich gefallen sollten, die wollen voneinander oft nichts wissen, und wenn man die zwei dann zwingt, so sind sie steinunglücklich, und das Malheur ist fertig — das sieht man im Leben oft genug. Man erlebt da oft ganze Romane, noch viel merkwürdiger als es in den Büchern beschrieben ist.“

„Ich les' keine Romane!“ rief wegwerfend der Riedhofer aus. „Mein Thomas liest auch keine Bücher — schon lange nicht mehr. Wir halten die ‚Landwirtschaftliche Zeitung‘ und den ‚Generalanzeiger‘ von wegen den Getreidepreisen. Für Politik interessieren wir uns nicht. Aber sollen wir uns überhaupt deswegen herumstreiten, ob dem Thomas das dumme Mädel gefallen wird oder nicht. Reden wir lieber von etwas Vernünftigem!“



Und unter fachlichen Gesprächen legten sie den Rest des Weges zurück.

Mosinger erwies sich zu Riedhofers Freude als ein sehr verständiger Landwirt, mit dem — wie er seinem Begleiter bei passender Gelegenheit zuraunte — eine Lust zu reden war.

Vor dem Mittagessen wurden noch die Stallungen und die Speicher besichtigt. Riedhofer war mit allem, was er sah, überaus zufrieden, und mit gehobenen Gefühlen setzte er sich zu Tisch. Jetzt erst fand er Zeit, dem Haustöchterchen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Er sah sich das Mädchel an. Sauber war sie — das mußte ihr der Neid lassen! Auch schien sie ihm häuslich zu sein, hatte er doch vom Nebenzimmer aus beobachtet, wie sie den Tisch ganz allein deckte. Und als nach der Suppe ein vorzüglich zubereiteter Kalbsbraten kam, da sagte Frau Mosinger halblaut zu Herrn Gruber, doch so, daß Riedhofer es hören mußte: „Malwines Wert!“ Und da war er, der Ermahnungen seiner Frau eingedenk, vollkommen beruhigt. Kochen konnte sie und Tischdecken auch, und auf seine Fragen gestand sie unumwunden ein, daß sie weder Klavier spiele noch Französisch spreche.

„Nein, verehrter Herr Riedhofer, meine Töchter — ich hab' außer der noch zwei — hab' ich häuslich erzogen — nicht wie man so sagt: oben hui, unten pfui!“ setzte Frau Mosinger hinzu.

Da war der brautschauende Vater über alles beruhigt. Es machte sich vorzüglich.

Daß Malwine sehr wenig sprach, war ihm ganz recht. Ewig schwagende Frauenzimmer waren ihm in den Tod zuwider. Ob sie aber klug war? Er konnte das nicht so ganz herausbekommen, aber es lag ja auch nichts daran. Er hatte zwar gewaltigen Respekt vor

den sogenannten klugen Frauen und dachte an seine eigene Ehehälfte, die sich für sehr klug hielt. Für seinen Einzigen aber wollte er eine „simple“ Frau, eine solche, die zu ihrem Manne hinausblickte. Malwine war ihm also ganz recht, so hausbacken, wie sie sich gab. Sein Thomas würde mit der wohl keine Unannehmlichkeiten haben.

Nach dem Mittagessen blieben die Männer allein bei schwarzem Kaffee und guten Zigarren sitzen, und Mosinger sprach sofort vom „Geschäft“. Mit dünnen Worten erklärte er, eine gute Aussteuer und fünfzigtausend gebe er, nicht einen Heller mehr.

„Gulden?“ fragte Riedhofer.

„Nein — Kronen!“ antwortete Mosinger. „Über am Hochzeitstage bar auf den Tisch gezählt!“

Nun, auch da war der Riedhofer fest entschlossen, die Partie nicht auszulassen. Alles gefiel ihm, und er wußte, auch seine Frau würde nichts am Mosingerschen Haushalt auszusetzen haben.

Der Riedhofer also schien beruhigt, nicht so der Mosinger.

„Sagen Sie, lieber Riedhofer,“ begann er, „wie wird Ihr Sohn, wenn er heiratet, eigentlich gestellt sein? Übergeben Sie ihm schon jetzt das Gut, oder will er etwas anderes pachten? Darüber müssen Sie mich noch aufklären, ich muß doch wissen, wie und was.“

„Mein Sohn,“ antwortete Riedhofer, „ist mein einziges Kind und mein alleiniger Erbe. Wenn ich einmal die Augen zumach’, wird er sein eigener Herr — bis dahin aber nicht! Jetzt geb’ ich ihm genau so viel, wie Sie Ihrer Tochter geben, und das kann er sich sicherstellen, wie er will — da red’ ich ihm nichts drein. Sonst wird er mit mir wirtschaften. Platz ist genug im Haus und in der Wirtschaft auch. Zu tun haben wir

alle beide genug — er interessiert sich mehr für Pferde, ich halt' mich mehr an die Schweinemastung. Wir kommen sehr gut so aus miteinander.“

„Um — ich hätt's lieber, wenn er selbständig wirtschaften könnt! — Meine Tochter will ihr eigenes Hauswesen haben, und auch sonst —“

„Lieber Mosinger, solange ein alter Riedhofer lebt, ist kein junger Riedhofer selbständig. Das gibt's nicht in meiner Familie! Zu leben wird er reichlich haben — und wenn das Fräulein Tochter gerad' auf einen eigenen Hausstand verfallen ist — na, den kann sie auch haben! Platz haben wir genug!“

Mosinger schien durch diese Antwort beruhigt zu sein. Er nickte wohlwollend, räusperte sich, nickte wieder und fragte dann, Riedhofer bedeutsam anblickend: „Also?“

Riedhofer strich sich den Schnurrbart glatt, nickte auch, lächelte freundlich und sagte, zu Gruber gewendet: „Ich glaub', Gruber, wir fahren jetzt zu dir heim. Mit dem Abendzug will ich weiterfahren. — Meinen Schlitten hab' ich nämlich schon gestern heimgeschickt,“ erklärte er zu Mosinger, an den er nun seine Worte richtete. „Und wenn Sie, lieber Mosinger, nichts dagegen haben, so wird mein Thomas Ende der Woche seinen Antrittsbesuch bei Ihnen machen.“

„Wird mir eine Ehre sein — mir und meiner Familie! Ihr Sohn wird, so hoff' ich, sich wohl bei uns fühlen.“

Riedhofer machte eine Handbewegung, die andeuten sollte, daß dies ganz selbstverständlich sei. Dann stand er auf, und nun begann das Abschiednehmen, eine langwierige Zeremonie, wobei zwischen Riedhofer und Mosingers viele, sehr viele Reden gewechselt wurden. Mosinger sprach von der Ehre, die seinem Hause durch

den Besuch widerfahren, Niedhofer versicherte, daß er schon lange keinen so angenehmen Tag verlebt, Mosinger erwiderte, daß er sich wirklich außerordentlich freue, eine so angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben, und hierfür bedankte er sich warm bei Gruber, der das bescheiden abwehrte.

Endlich setzten sich die Freunde in ihren Schlitten und fuhren fort.

Abends, nachdem Niedhofer abgereist war, ging Gruber mit dem wohlthuenden Bewußtsein in sein Stammlokal, ein gutes Werk vollbracht zu haben.

---

Einige Tage später machte Thomas Niedhofer junior seinen ersten Besuch bei Mosingers. Gruber hatte ihn aufs Gut hinausbegleitet, und der stattliche Freier war von der Familie Mosinger natürlich sehr liebenswürdig begrüßt worden. Mosinger hatte mit beiden Händen die Rechte des jungen Mannes ergriffen und wurde nicht müde, sie zu drücken und zu schütteln.

„Ich hätt' Sie erkannt, auch wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sie kommen! Dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten!“ rief er aus.

„Wie aus dem Gesicht geschnitten!“ versicherte auch seine Gattin.

Gruber bestätigte stolz: „Ein richtiger Niedhofer!“ und klopfte Thomas freundschaftlich auf die Schulter.

Malwine erschien erst, als die Gesellschaft schon in der guten Stube Platz genommen hatte. Thomas machte eine tiefe Verbeugung, als sie eintrat, und Gruber stellte ihn vor.

„Herr Thomas Niedhofer junior! Der Sohn meines alten Jugendfreundes Niedhofer!“ sagte er gewichtig.

Malwine reichte dem jungen Manne freundlich

lächelnd die Hand und fragte nach dem Befinden seines Vaters, der einen so guten Eindruck auf sie alle gemacht. Und dann sprachen die beiden jungen Leute von dem, was man bei solchen Gelegenheiten eben spricht: übers Wetter, dann über das eintönige Leben auf dem Lande, wie man so gar nichts mitmachen könne und so wenig Abwechslung habe — und wie man sich das Leben einteilen möchte, wenn man so könnte. Und dann entdeckten sie ein paar gemeinsame Bekannte — das bot Gesprächsstoff in Fülle.

Mosingers und Gruber hatten, sobald Thomas und Malwine ins „Disturieren“ geraten waren, sich zurückgezogen, denn man mußte den Jungen doch Gelegenheit geben, sich kennen zu lernen.

Die beiden hielten nun ein gemütliches Plauderstündchen, das sich hübsch in die Länge zog. Mosinger, der als eifriger Ökonom dem Berufsgenossen und künftigen Schwiegersohn den Hof zeigen wollte, dauerte es sogar viel zu lange. Er öffnete also die Tür der Stube, wo Malwine und Thomas beieinander saßen — sie in einem der altmodischen, bequemen Lehnstühle, er ihr gegenüber auf einem niedrigen Hocker, die Zigarre im Munde, die Linke in der Hosentasche, mit der Rechten den Dachshund Malwines streichelnd — ein Bild der Behaglichkeit.

„Wie wär's, Kinder,“ rief Mosinger, „wenn wir jetzt die Wirtschaft besichtigen würden?“

Thomas stand mit einem leisen, nur Malwine vernehmbaren Seufzer auf und folgte dem Gutsherrn, der ihn nun durch Scheuern und Viehställe, durch Tennen und Getreideböden führte. Er war zu bedauern, der gute Thomas. Die Landwirtschaft hatte ihn von jeher nicht sonderlich interessiert, und gar jetzt, da er neben Malwine, die ihm ausnehmend gut ge-

fiel, die Ochsenställe zum zweiten Male durchschritt, überhörte er nur zu oft die fachmännischen Erklärungen und die vom agronomischen Standpunkte aus gewiß hochinteressanten Geschichtchen des Hausherrn. Erst im Pferdestalle fand er sein seelisches Gleichgewicht wieder. Da war er in seinem Element; und als er in einer Box einen Braunen erblickte, vierjährig, seinem Fuchsen bis auf die Farbe so ähnlich wie ein Ei dem anderen — da war Malwine und die ganze übrige Welt vergessen.

Thomas fing sofort mit Mosinger auf Leben und Tod zu handeln an. Malwine machte ein Mäulchen, als sie ihren Cavalier so im Handumdrehen ihr untreu werden sah, aber sie war eine Skonomentochter und an solches gewöhnt.

Mosinger gefiel der hixige Pferdeliebhaber immer besser und besser. „Der versteht sein Geschäft,“ dachte er, und als sie endlich ins Wohnhaus zurückkehrten, war Mosinger um eine Stute ärmer und um sechshundert Mark reicher. Der junge Riedhofer hatte den Braunen nach langem Hin und Her gekauft und gleich eine Anzahlung gemacht — der Ordnung halber, wie er sagte, was auf den Verkäufer einen sehr guten Eindruck machte.

Und als Thomas sich Abends verabschiedete, sagte Mosinger zu ihm kordial: „Also, ich lass' den Herrn Vater schön grüßen. — und die Frau Mutter auch unbekannterweise!“

Und Malwine sagte: „Auf Wiedersehen!“

Als der Schlitten außer Hörweite war, schlug Gruber den jungen Thomas vergnügt auf die Schulter und rief lustig aus: „Ich gratulier', Junge! Ich gratulier'!“

Im Mai sollte die Hochzeit sein, und da galt es sich zu sputen. Die vielen Besuche herüber und hinüber

nahmen beiden Familien viele Zeit weg: erst mußte Mosinger den Besuch Riedhofers erwidern, dann fuhren Riedhofers nach Wegstädt, dann besuchten die Mosingers wieder die Riedhofers — und bei dieser Gelegenheit wurden alle restlichen „geschäftlichen Angelegenheiten“ geordnet. Alles war glatt gegangen, nur bei der Frage: wie und wo das junge Paar wohnen sollte, hatten sich große Meinungsverschiedenheiten ergeben, und fast wäre es zu offenem Bruche gekommen. Frau Riedhofer wollte durchaus, daß sie und die Jungen gemeinsamen Haushalt führen sollten, dagegen stemmte sich Frau Mosinger und erklärte mit aller Energie, daraus könne nichts werden.

„Liebe Frau Riedhofer,“ rief sie erregt aus, „meine Töchter sind alle häuslich erzogen und ohne arbeiten können die gar nicht leben. Rasten macht rosten, sagt man, schon deshalb muß meine Malwine ihren eigenen Haushalt haben. Wenn sie so den ganzen Tag die Hände in den Schoß legen soll — nein, das ist nichts für sie!“

„Aber, liebe Frau Mosinger, sie kann ja bei mir im Hause wirtschaften, so viel sie nur mag.“

„Bei Ihnen, liebe Frau Riedhofer?“ sagte Frau Mosinger spitz. „Meine Töchter haben das nicht nötig, daß sie in fremden Häusern wirtschaften sollen. Darauf geh' ich nicht ein, ich tu's nicht und daraus wird nichts! Lieber soll“ —

„Aber so hab' ich's ja gar nicht gemeint!“ beschwichtigte Frau Riedhofer die Erzürnte. „Ich hab' nur geglaubt — zu was soll sich denn die junge Frau mit einem eigenen Hauswesen plagen? Wenn sie's aber durchaus will — Platz genug ist da! Freilich, wie ich geheiratet hab' —“

„Liebe Frau Riedhofer, als Sie geheiratet haben,

da war eine andere Welt. Heutzutage geht's nicht mehr so wie früher, heutzutage wollen die jungen Leute auch ihren Willen haben.“

„Na — na!“ sagte Niedhofer entrüstet, der stets sehr empfindlich war, wenn die elterliche Autorität angetastet wurde. „Die guten alten Sitten sind bei uns noch zu finden! Mein Thomas —“

Frau Mosinger ließ aber auch ihn nicht ausreden. Sie setzte ihre begonnene Rede energisch fort: „Meine Malwine will also ihr eigenes Hauswesen, und das soll sie auch haben! Sie braucht sich nicht einzuschränken.“

„Wer spricht denn von einschränken?“ rief Frau Niedhofer. „Wir brauchen das auch nicht zu tun! Wir Niedhofers haben es vielleicht noch weniger nötig wie andere Leute! Wir haben nur das eine Kind, Thomas wird einmal alles erben — wir schränken uns nicht ein und —“

Jetzt war an Frau Mosinger die Reihe, die erbitterte Frau Niedhofer zu beruhigen. Schließlich lenkten dann beide ein, denn es lag zu sehr im gegenseitigen Interesse, sich zu verständigen.

Die beiden Männer hatten keine Einmischung in die Verhandlung mehr nötig. Der alte Niedhofer sprach überhaupt nur sehr wenig in Gegenwart seiner Ehehälfte, und Mosinger brauchte in derlei Dingen seiner Frau nichts vorzuschreiben; es war überflüssig, ihr da dreinzureden — die ließ nicht das geringste von dem fahren, was sie für ihr gutes Recht hielt!

Es wurde also bestimmt, daß Thomas Niedhofer junior und Gemahlin den rechten Flügel des weitläufigen Hauses bewohnen sollten: dort gab es fünf große Zimmer mit allem, was dazu gehört, ganz getrennt von denen der Alten.



Frau Niedhofer sagte schließlich seufzend zu, sie werde alles herrichten lassen.

Und dann wurde beschlossen, zunächst ein Verlobungsfeſt zu feiern — im engſten Familienkreiſe, verſteht ſich. Nur die Moſingerſchen Töchter mit Männern und Kindern und die beiderſeitigen Tanten und Onkel und dann noch einige gute Freunde, die man unmöglich auslaſſen konnte, ſollten kommen — alles in allem an die vierzig Perſonen. Und im Mai ſollte dann die Hochzeit ſein.

Bei der Verlobung ging es hoch her, bei der Hochzeit erſt recht. Man war kreuzſidel, die Toaſte, die man zu hören bekam, zeugten von der guten Laune der Gäſte. Nur Gruber war unzufrieden — nämlich mit ſich ſelbſt: er hatte einen beſonders ſchönen Trinkspruch ausbringen wollen, ſo etwas „Poetiſches“, und er hatte ſich vergeblich abgemüht, das Lied vom wunderſchönen Monat Mai entſprechend umzugestalten — es ging nicht! Thomas hatte ſeine Malwine ja ſchon im Winter kennen gelernt. So mußte er ſich mit einem profaiſchen Toaſte begnügen. Aber auch in dem war viel die Rede von Liebe und Treue und Himmelsglück und ſolchen ſchönen Dingen.

---

Der alte Niedhofer war ſtarr vor Erſtaunen geweſen, als ihm ſein Sohn einige Tage vor der Hochzeit mit dürrer Worten erklärt hatte, er wolle mit ſeiner jungen Frau eine Hochzeitsreiſe machen, und zwar nach Italien. Drei Wochen etwa würden ſie ausbleiben. Niedhofer wollte ſchon gegen ſolche „neumodiſchen Albernheiten“ energiſchen Proteſt einlegen, doch der Hinweis auf Malwine ließ ihn ſchweigen. Ein Spielverderber war er ja nicht. Und dann dachte er: da

steckt gewiß die alte Mosinger dahinter; mit der zungenfertigen und sehr willensstarken Frau mochte er aber keinen neuen Streit anfangen. Und so kam es, daß ein Riedhofer zum ersten Male seit vielen Generationen eine Hochzeitsreise machte — ein in der Geschichte des Hauses noch nie dagewesener Fall.

Der alte Riedhofer brummte und war sehr unzufrieden mit solcher Gestaltung der Dinge. Die Ansichtskarten, die Sohn und Schwiegertochter schickten, warf er erst ungelesen beiseite; später holte er sie aber doch hervor und las sie sehr aufmerksam durch.

Als die Kinder ihre baldige Heimkehr meldeten, fragte er seine Frau: „Na, Alte, hast du auch für Girlanden über die Tür gesorgt? Das muß sein! Erinnerst du dich, wie wir geheiratet haben, waren auch Girlanden da.“

„Natürlich! Aber eine Hochzeitsreise haben wir nicht gemacht!“ antwortete Frau Riedhofer, die womöglich noch treuer am Alten festhielt als ihr Mann, und es noch immer nicht verwunden hatte, daß ihr Sohn eine so „neumodische“ Frau genommen. Aber sie ging doch und ließ ein Blumengewinde über der Flurtür anbringen.

Als der Wagen mit dem jungen Paar in den Hof fuhr, da überkam es sie seltsam — fast wie Nührung. Rasch führte sie die Schürze, die sie als gute Hausfrau stets am Vormittag trug, an die Augen. Und die erste Frage, die Frau Riedhofer gewohnheitsgemäß an ihren Einzigen stellte, war: „Bist du auch immer gesund gewesen, Thomas?“

Der alte Riedhofer aber fragte das, was ihn mehr interessierte: „Hast du das Geld rechtzeitig bekommen, das ich dir nach Neapel geschickt hab’?“

Malwine stand dabei und hörte zu. Weder Schwieger-

vater noch Schwiegermutter hatten sie bemerkt. Die hatten nur Augen für ihren Thomas, den sie streichelten, wie man einen vierjährigen Buben liebkost.

Da machte sich der junge Gatte energisch von den Alten los und wendete sich zu ihr mit der Frage, ob sie nicht zu müde sei von der langen Fahrt.

Da endlich erinnerte sich Frau Niedhofer daran, daß sie fortan auch schwiegermütterliche Pflichten zu erfüllen habe, und Niedhofer, der Malwine vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an gern gehabt, war recht verlegen, daß er sie ganz vergessen hatte. Er schämte sich wirklich.

Und nun wollten beide ihren Fehler gutmachen und überhäuften die junge Frau mit Zärtlichkeiten. War sie doch jetzt die Frau ihres Thomas, ihres Einzigen.

---

Recht still waren die ersten Wochen der jungen Ehe verfloßen. Malwine war sehr viel allein; Thomas hatte sich, ganz so wie früher, zumeist in und vor dem Pferde- stall aufgehhalten, wo er seine Braunen und Fuchsen und Schimmel, seine Stuten und Wallachen trainierte. Er saß weit öfter und länger auf dem Kutschbock als bei seiner jungen Frau. Die grämte sich im stillen. Zwar zu Hause war sie in dieser Beziehung auch nicht verwöhnt worden; ihr Vater war ein eifriger Land- wirt, vom Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht hinter seinen Knechten her, doch stets fand er, wenigstens nach dem Mittagsmahl, Zeit und Muße, sich seiner Familie zu widmen. Wenn er auch kein sonderlich zärtlicher Gatte genannt werden konnte — die silberne Hochzeit lag schon hinter ihm, und mit fünfzig Jahren ist man nicht mehr so galant wie mit fünfundzwanzig — aber solch eine Gleichgültigkeit hatte sie bei ihren Eltern nie

bemerkte. Ihr Mann war kein Frühaufsteher, das überließ er weislich seinem Vater, der noch vor dem ersten Hahnenschrei aus den Federn kroch; wenn der Sohn so gegen acht Uhr, oft auch noch später, aufstand, war sie schon längst im Haushalt tätig, zumeist hatte sie auch schon gefrühstückt, denn zwei Stunden lang darauf zu warten, wäre ihr zu schwer gefallen. Kaum hatte er dann seinen Kaffee geschlürft, eilte er auch schon in den Stall, von wo er bis Mittag nicht heimkehrte. Nach dem Essen hielt er ein Verdauungsschläfchen, dann fuhr er meist aus, und Abends machte er mit seinem Vater ein Spielchen, denn die Abende verbrachten die Jungen trotz des getrennten Haushalts immer bei den Alten.

Waren sie dann in ihrer Wohnung, pflegte Thomas zu sagen: „Ich bin hundsmüde, Malwinchen. Hab' heute riesig viel geschafft. Nicht wahr, du bist nicht böse, wenn ich gleich ins Bett gehe?“

Nein, böse war sie nicht, wenigstens in den ersten Wochen ließ sie sich's nicht anmerken.

Eines Abends aber — die Männer hatten sich gerade zum Spiel gesetzt — stand sie auf und sagte ruhig: „Ich bin heute furchtbar müde, lieber Thomas, hab' großes Reinemachen gehabt — nicht wahr, du entschuldigst?“ wünschte Schwiegermutter und Schwiegervater gute Nacht und ging.

Am nächsten Tage wiederholte sich das — und am übernächsten wieder.

Am vierten legte ihr Mann die Karten nieder und fragte: „Aber Herzchen, warum bleibst du denn gar nicht mehr hier? Es geht mir förmlich was ab, wenn du nicht neben mir sitzt.“

Sie hatte aber schon die Tür aufgemacht, und Thomas ordnete ein wenig verstimmt seine Karten, während Frau Riedhofer vielsagend ihren Mann anblickte.

Der wußte natürlich nicht, was sie wollte, denn mit „Weibergeschichten“ gab er sich nicht gerne ab.

Der junge Ehemann hatte diesmal keine rechte Lust zum Spielen. Er stand schon kurz nach halb neun auf — sonst spielten sie immer bis gegen halb zehn — und als er in seine Wohnung ging, fand er seine Frau mit einer Stiderei im Lehnstuhl sitzen.

Sie fragte ihn gleichmütig, als ob es gar nichts gegeben hätte: „Schon da, Tommy?“ Wenn sie besonders lieb zu ihm war, so nannte sie ihn immer so. „Möchtest du noch einen Tee?“

Da merkte er endlich etwas, denn dumm war er durchaus nicht, nur gar kein Freund vom Nachdenken und Beobachten. Er ließ aber seine Gedanken nicht laut werden, setzte sich zu Malwine, trank seinen Tee, plauderte mit ihr, geriet allmählich in eine äußerst behagliche Stimmung, und als sie endlich bedeutungsvoll auf die Uhr sah — es ging auf elf — wollte er gar nicht aufstehen, denn es sei ja so gemütlich!

Am anderen Tag wiederholte sich das, und den dritten und vierten ebenfalls, und dann hatte er sich so daran gewöhnt, die Abende mit seiner Frau zu verbringen, daß er die Kartenpartie nach Möglichkeit abkürzte. Der Alte brummte, und Frau Riedhofer hielt salbungsvolle Reden vom Undank der Kinder und vom Einsamsein im Alter.

Am nächsten Abend sagte der alte Riedhofer: „Daß du mir aber nicht wieder schon nach drei Partien die Karten hinwirfst! Mir scheint, du willst mit deinem alten Vater nicht mehr spielen?“

Es war im Scherz gesagt, aber im Ernst gemeint. Thomas fühlte den Vorwurf. Er fühlte auch, wie seine Frau, die gerade im Gehen begriffen war, ihn ansah — und er verstand den Blick.

An diesem Abend hatte der alte Niedhofer keinen Grund zur Klage.

Frau Malwine hatte große Wäsche. Wie sie's von ihrer Mutter gelernt, hatte sie alle Vorbereitungen getroffen, und dann hatte sie sich mit einer Häkelei auf einen Stuhl in die Flurtür gesetzt, von wo aus sie die Waschfrauen am Brunnen überwachen konnte. Die Zeit wurde ihr nicht lang. Wenn sie eine Weile gehäkelt hatte, blickte sie von ihrer Arbeit auf und vergewisserte sich, daß die schwägenden Frauen nicht über ihren wichtigen Gesprächen die Arbeit vernachlässigten, und manchmal stand sie auf und ging selbst hin, um nach dem Rechten zu sehen.

Einmal hatte ihr Mann sogar seine geliebten Pferde im Stich gelassen und war zu einem Plauderviertelstündchen gekommen, und einmal war ihre Schwiegermutter im Vorübergehen bei ihr stehen geblieben und hatte ihr eine sehr verwickelte Geschichte erzählt von einer Verwandten, die gerade so, wie es ihr heute nacht gegangen sei, rasende Kopfschmerzen gehabt hätte und sich durch ein altes Schäfermittel geheilt habe. Der habe es genützt, ihr aber helfe nichts.

„Nimm doch Antipyrin. Das bläst das Kopfweh sofort weg.“

„Was für Zeug? Nein, Kind, ich nehm' keine so neumodischen Sachen. Meine Mutter —“

Und Malwine bekam wieder eine schier endlose Geschichte zu hören von einer Krankheit, die Frau Josephine Neumayer, verheiratete Meyerhofer, im Jahr 1837 durchgemacht, und dann kam, so als Draufgabe, noch ein Hiftörchen von irgend einem Uronkel, und endlich, endlich ging die Schwiegermutter fort, und Malwine blieb allein. Lange dauerte es freilich nicht.

Ein kurzer, schriller Schrei, dann lautes Stimmengewirr vom Brunnen her ließen sie auffahren.

Schon stürmte ihre Schwiegermutter herbei, hochrot im Gesichte. „Malwine,“ rief sie schon von weitem, „da schau her, was die treiben! Mit Waschpulver waschen sie! Mit Waschpulver! Hat man schon so was gehört?“

Vor Entrüstung versagte ihr die Stimme.

„Natürlich waschen sie mit Waschpulver. Meine Mutter gebraucht das immer.“

„Was deine Mutter tut, geht mich nichts an! Wir aber haben hier noch nie damit gewaschen, und ich lass' es auch nicht zu, daß bei mir so gewaschen wird! Meine Mutter hat's auch nicht getan!“

„Damals hat's das ja noch gar nicht gegeben.“

„Und ich duld' es nicht! Ich hab' auch das mit dem abscheulichen Zeug gleich einstellen lassen.“

„Einstellen lassen? Ich hab's doch direkt anbefohlen?“

„Ich erlaub's nicht!“

„Aber Mutter! Was fällt dir nur ein?“

„Ich erlaub's nicht! Ich erlaub's nun einmal nicht! In meinem Haus wird nicht mit Pulver gewaschen!“

„In meinem Haushalt wird meine Wäsche gewaschen, wie ich es will! Da hab' ich zu befehlen und niemand anderes!“ rief Malwine, die jetzt auch zornig geworden war. Doch hatte sie auch bemerkt, daß die Waschweiber mit ungeteiltem Interesse dem Rededuett der beiden Hausfrauen folgten, und nun ging sie rasch ins Haus, gefolgt von ihrer zürnenden Schwiegermutter.

Im Wohnzimmer wurde dann die Schlacht ausgefochten.

„Liebe Mutter, in meine Wirtschaft bitte ich mir nichts dreinzureden. So war's ausgemacht — nicht?“

„Will ich auch nicht! Aber so einen neumodischen Unsinn dulde ich nicht! Es ist ganz gut, daß du davon angefangen hast.“

„Ich hab' doch nicht angefangen!“

„Ganz gut, denn ich bin überhaupt mit dir nicht zufrieden! Deine Wirtschaft —“

„Geht dich nichts an! So war's ausgemacht!“

„Deine Wirtschaft ist gar nicht nach meinem Geschmack! Ich war auch einmal jung verheiratet, aber immer hab' ich erst meine Schwiegermutter um Rat gefragt, wenn ich etwas nicht gewußt hab' und —“

„Mutter,“ unterbrach sie Malwine, die vollständig die Geduld verloren hatte, „ich hab' dir schon gesagt: ich lass' mir nichts dreinreden! Und wenn's dir nicht recht ist, so tut's mir leid, aber ich kann dir nicht helfen! Hättet ihr mir das früher gesagt, so wär' ich nicht gekommen!“

Sie hatte sehr energisch gesprochen, und Frau Niedhofer, die solches von ihrer sonst so ruhigen Schwiegertochter nicht gewöhnt war, sah die aufgeregte Malwine ganz verdußt an.

Ihr Erstaunen steigerte sich noch, als Malwine fortfuhr: „Ich hoffe, du wirst mir nicht noch einmal so eine Szene machen! — Guten Morgen!“

Damit ging sie auch schon ins Nebenzimmer. Die Thür hatte sich nicht ohne Geräusch geschlossen.

Frau Niedhofer blieb einen Augenblick sprachlos stehen, dann eilte sie spornstreichs zu ihrem Sohn und erzählte ihm haarklein — natürlich entsprechend aufgebauscht — die furchtbare Geschichte von dem gräßlichen Waschpulver und ihrem verletzten Mutterherzen. Sie lasse sich aber nichts von ihrer Schwiegertochter gefallen — das habe sie nicht nötig! Und wenn Thomas nicht sofort das kede Ding zur Vernunft bringe, so werde er schon sehen, was passiere.



Thomas sagte: „Ja — ja,“ dabei schielte er fortwährend auf sein Fohlen, das von dem Stallknecht an der Longe langsam im Kreis herumgetrieben wurde.

„Warum gehst du nicht und tußt, was ich dir gesagt hab’?“

„Gleich, Mutter, gleich! Ich hab’ nur noch —“

„Nicht eine Minute wart’ ich! Nicht eine Minute! Gleich gehst du und machst Ordnung!“

Thomas seufzte, rief dem Burschen zu, das Pferd in den Stall zu führen, und ging zögernd seiner Wohnung zu. Er fand Malwine wieder auf ihrem Beobachtungsposten. Recht unsicher fragte er: „Was hat’s denn gegeben?“

Die junge Frau lachte. „Ach, Tommy! Miß dich doch nicht in solche Geschichten! Hast du nichts Besseres zu tun?“

„Freilich. Aber die Mutter schießt mich und —“

„Deine Mutter soll sich um ihre eigenen Sachen kümmern und dich aus dem Spiele lassen! Geh wieder zu deinen Pferden, Tommy!“

„Das ist nicht nur so,“ sagte Thomas, in dem noch ein Restchen Riedhoferscher Drill schlummerte. „Das ist nicht in Ordnung. Du mußt der Mutter mehr Respekt erweisen! Schließlich ist sie eine alte Frau, und du bist doch —“

Malwine stand auf und winkte ihm, ins Zimmer zu kommen.

„Hör mir einmal zu!“ sagte sie dann ungewöhnlich ernst. „Ich wirtschaftete so, wie ich will. Da laß’ ich mir nichts dreinreden. Das war so ausgemacht. Solang ich nicht zu viel Haushaltungsgeld brauch’, und solange ich das Hauswesen in Ordnung führ’ und du über nichts zu klagen hast, so lang hast auch du mir nichts dreinzureden! Verstanden?“

Thomas wußte nicht, wie ihm geschah. War das seine Malwine, seine stille, schüchterne Frau, die sonst den Mund kaum aufthat?

Bevor er noch eine passende Antwort gefunden, war sie schon zur Thür hinaus. Im Nebenzimmer hörte er sie einen Schrank öffnen, dabei trällerte sie ein Liedchen.

Das brachte ihn in Zorn. Mit einem Satz war er an der Thür, riß sie auf und brüllte: „Ich verbitt' mir das! Mich stehn zu lassen wie einen dummen Jungen! Und dann bin ich noch lange nicht fertig mit dem, was ich dir zu sagen hab'!“

Malwine erwiderte mit großer Ruhe: „Von mir aus ist die dumme Geschichte' erledigt! Was du noch zu sagen hast, darauf bin ich wirklich nicht neugierig!“

Jetzt verlor Thomas seine Besinnung ganz. „So kommst du mir? Jetzt — jetzt — jetzt gehst du mit mir sofort zu meiner Mutter und bittest sie um Verzeihung, wie sich's gehört!“

Malwine, immer sehr ruhig, nahm Hut und Schirm aus dem Schrank, sah den guten Thomas von oben bis unten an und antwortete: „Gewiß, ich geh' schon. Aber nicht zu deiner, sondern zu meiner Mutter!“

Erhobenen Hauptes schritt sie an dem sprachlosen Thomas vorüber, und im nächsten Augenblick hatte sie schon das Haus verlassen.

Die Waschweiber am Brunnen sagten, die junge Frau habe den Weg zur Bahnstation eingeschlagen.

---

Für das große Niedhofersche Haus kamen jetzt gar stille Zeiten. Mißmutig schlichen die drei in den ersten Tagen nach Malwines Fortgang im Hause herum. Die alte Frau hatten, nachdem der Jähzorn verraucht war,

immer stärker werdende Zweifel gepackt, immer und immer wieder mußte sie sich die Frage stellen, ob sie denn auch klug vorgegangen, ob nicht Malwine vielleicht doch im Rechte gewesen sei. Und dann überkam sie die Sorge, wie sich die Sache wohl werde beilegen lassen. Ihr Unrecht einzugestehen — dazu hätte sie natürlich sich nie bereit gefunden, mit sich selbst aber war sie unzufrieden im höchsten Grade.

Ihr Mann ärgerte sich darüber, daß seine Gemüthlichkeit, für ihn das wichtigste, auf so unliebsame Weise unterbrochen worden war. Der junge, verlassene Gatte aber war wie ausgetauscht. Erst erbittert auf Malwine, hatte er sich, als sein Born ruhigerem Überlegen gewichen war, sagen müssen, daß seine Frau eigentlich gar nicht im Unrecht gewesen sei, und dann erschien ihm Malwine in immer hellerem Lichte und die Mutter selbstverständlich immer mehr und mehr als der einzig schuldige Teil.

Als er eines Abends nach der Kartenpartie, die der Alte mit unerbittlicher Strenge als sein gutes Recht nach wie vor forderte, seine öde Wohnung betrat, ergriff ihn unaussprechliche Sehnsucht nach seiner Malwine. Am liebsten hätte er sich noch in der Nacht auf den Wagen gesetzt und wäre zu ihr gefahren. Nur die Erwägung hielt ihn zurück, daß er sich nichts vergeben dürfe. Er, der Herr im Hause, konnte und durfte nicht zu Kreuz kriechen, er mußte warten, bis seine Frau ein Lebenszeichen von sich gab.

Seine Geduld ward auf eine harte Probe gestellt. Tag für Tag, Woche für Woche verging, und die Post brachte keinen Brief, nicht einmal eine Postkarte von Malwine. Und als endlich, endlich ein Schreiben aus Wegstädt eintraf, da wies der Briefumschlag nicht die kleinen, zierlichen Schriftzüge Malwines auf, sondern

die großen, fleckigen ihres Vaters. Der Brief war kurz und verursachte Thomas viel Kopfschmerzen. Mosinger schrieb:

„Lieber Thomas! Zu Michaeli werde ich auf dem Markte zu Wegstädt zwei Braune stehen haben, vierjährig, ohne Fehler, gut eingefahren, englisches Halbblut. Ich hab' die Tiere auf einer Auktion übernehmen müssen, und da ich selber keine Verwendung für sie habe, so will ich die Pferde natürlich verkaufen. Wenn Du sie nehmen willst, geb' ich Dir das Paar billiger wie einem Fremden. In diesem Falle komme also nach Wegstädt. Du findest mich in der Frühe im ‚Schwarzen Bären‘. Es grüßt Dich und Deine verehrten Eltern vielmals

Dein Schwiegervater Mosinger.“

Von Malwine war mit keinem Wort die Rede.

Thomas las den Brief einmal, zweimal, er las ihn auch ein drittes und viertes Mal, drehte und wendete das Papier hin und her, riß den Umschlag auf, ob nicht doch ein Zettelchen mit ein paar Zeilen von Malwines Hand drin verborgen sei. Als er nichts fand, versank er in tiefes Nachdenken. Hatte das Schreiben etwas Besonderes zu bedeuten? War das mit den Pferden nur ein Vorwand? Und wenn ja — zu welchem Zwecke sollte er nach Wegstädt? Würde vielleicht Malwine dort sein, sollte dort eine Ausöhnung erfolgen?

Darauf konnte er sich keine Antwort geben. Aber auf jeden Fall wollte er hinfahren. Er mußte darüber sich Gewißheit verschaffen, ob ein Verständigen mit Malwine überhaupt möglich war. Und nebenbei wollte er auch die beiden Braunen kaufen, denn ein Geschäft auslassen — nein, das wäre gegen die Traditionen der Riedhofers gewesen.

---

Im Mosingerschen Hause war es seit der Heimkehr Malwines genau so ungemütlich wie bei Niedhofers. Mit der jungen Frau war kein Auskommen. Immer saß sie in irgend einem dunklen Winkel und weinte und weinte, schier endlos. Wenn sie aber gerade nicht schluchzte, so träumte sie mit offenen Augen vor sich hin. So oft ihre Mutter ihr zuredete, sich doch mit Thomas auszusöhnen, sie brauche ihm ja nur zu winken und er sei da, so rasch er nur könne, antwortete sie stets dasselbe.

„Wenn ich mich jetzt schwach zeige,“ sagte sie, „bin ich verloren für immer. Die Schwiegermutter weiß, daß sie im Unrecht ist. Ich darf sie also, so gern ich ihr auch entgegenkommen will, unter keinen Umständen um Verzeihung bitten. Und dem Thomas darf ich auch nicht nachlaufen. Hab' ich recht oder nicht?“

Die Mutter konnte ihr nicht widersprechen. Aber sie wußte nun nicht mehr, was sie mit Malwine anfangen sollte — sie nicht und ihr Mann schon gar nicht. Jeden Tag besprachen sie miteinander die Sache — es kam aber nichts heraus.

„Frau,“ sagte Mosinger endlich bei einer solchen Gelegenheit zu seiner Lebensgefährtin, „du meinst wirklich, ich soll da dazwischentreten? Nein — das tu' ich nicht. Ich misch' mich nicht in die dumme Geschichte! Es hätt' auch keinen Zweck, denn der Karren ist verfahren. Wär' die Malwine nur nicht gleich so hitzig gewesen. Unrecht hat sie ja nicht, aber wozu gleich so wild? Mit euch Weibsbildern ist's ein Jammer! Und wenn ihr nicht nachgeben wollt' — na, ich könnt' ein langes und breites darüber reden!“

Seine Frau widersprach ihm nicht. Sie ließ ihn ausreden — das war das Klügste.

„Also, ich tu' nichts! Aber einen Versuch wollen

wir noch machen. Am 29. September ist Markt in Wegstädt. Da wollen wir die beiden zusammenbringen. Ich hab' ohnedies zwei Pferde zu verkaufen, da bestell' ich den Thomas hin, der soll sie mir abkaufen. Das eine hat zwar einen kleinen Fehler, aber vielleicht merkt er das nicht. Und dann machen wir's so, daß er und die Malwine sich allein sprechen. Da wird's sich schon machen."

Und er setzte sich hin und schrieb seinem Schwiegerohn.

Im großen Gastzimmer des „Schwarzen Bären“ traf Thomas seinen Schwiegervater. Mosinger war in eifrigem Gespräch mit einem Getreidehändler begriffen, und er war so bei der Sache, daß er für Thomas kaum Zeit hatte. Flüchtig nickte er ihm zu. „Grüß Gott, Junge! Wie geht's? Gut? — Gleich bin ich fertig. Guck dir derweil die Braunen an — stehen draußen im Stall. Ich komm' gleich.“

Thomas ging in den Stall, untersuchte die Pferde genau, bemerkte natürlich sofort ihre Fehler — sie hatten nämlich alle beide welche. Aber verwenden konnte er sie immerhin. Er ließ sie sich in allen Gangarten vorführen, und als Mosinger nach einer starken Stunde seinen Geschäftsfreund verabschiedet hatte, begann Thomas sofort mit ihm zu handeln, und sie handelten eine weitere Stunde lang, und beide gerieten in Hitze, zankten sich, söhnten sich wieder aus, und Mosinger vergaß seine Frau und seine Malwine, und Thomas vergaß, daß er verheiratet und eigentlich seiner Frau halber hergekommen sei.

Sein Versäumnis fiel ihm erst ein, als er seine Brieftasche hervorzog und den Kaufpreis erlegen wollte, denn er liebte glatte Rechnung, der gute Thomas.

Als er die öffnete, fiel sein Blick auf Malwines Photographie, und er wurde plötzlich verlegen — so verlegen, daß es sogar Mosinger bemerkte.

„Was hast du denn?“ fragte er erstaunt. „Hast du dein Geld vergessen? Das hat ja Zeit. Du gibst mir einfach eine Anweisung, ich werd' mir dann schon die paar Kronen einkassieren.“

„Nein, hier ist das Geld. — Aber ich möchte —“  
Er stockte.

Mosinger zählte sorgsam die Scheine nach, steckte sie ein, stemmte dann die Arme auf, beugte sich weit vor und sagte, seinem Schwiegersohn scharf ins Gesicht sehend: „Soll ich dir's sagen, was du willst? Du möchtest für dein Leben gern wissen, was mit der Malwine ist, traust dich aber nicht.“

Thomas blickte verlegen zu Boden und antwortete nicht.

Mosinger fuhr fort: „Ich weiß, was es zwischen euch gegeben hat. Geht mich aber nichts an. In jeder Ehe kommen solche Dummheiten vor, und wo die Schwiegermutter im Haus ist, da muß es schließlich Streit geben — früher oder später. Anders geht's nicht. Hab's auch probiert seinerzeit. Nur daß ich gescheiter war wie du, mein lieber Thomas. Hab' mir gedacht: der Klügere gibt nach — und hab' meiner Frau durch die Finger gesehn. Und ich bin gut dabei gefahren, das kannst du mir glauben.“

Thomas sagte nach einer guten Weile: „Du hast recht. Der Klügere sollt' immer nachgeben. Ich hab' gesehlt. Aber hat dich deine Frau auch gleich sitzen lassen? Ge — hat sie?“

Mosinger lachte. „Nein, das hat sie nicht. Ich hab's halt nicht so weit kommen lassen.“

Thomas trommelte nervös auf der Tischplatte,

wollte dann reden, verschluckte sich aber. Endlich sagte er ganz leise: „Und was soll jetzt werden?“

„Ich an deiner Stelle tät' jetzt zu meiner Frau gehn, mich mit ihr ausöhnen, und die Sache hätt' ein Ende.“

Er sah seinen Schwiegersohn lauernnd von der Seite an.

Der bekam einen roten Kopf. „Das tätest du?“ fragte er entrüstet. „Nun — ich tu's nicht! Daß die Malwine, so gern ich sie auch hab', zeit meines Lebens Oberwasser haben soll — nein!“

„Einen anderen Ausweg weiß ich nicht. Ich hab' der Malwine oft genug zugeredet — sie will aber auch nicht. Seid eben beide Trostköpfe.“

„Und ich geh' nicht zu ihr bitten — ich nicht!“

Er schlug wie zur Bekräftigung dröhnend auf den Tisch, drehte sich auf seinem Stuhl nach dem Fenster und sah angelegentlich auf den Markt hinaus.

Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er fuhr auf — seine Schwiegermutter stand vor ihm und begrüßte ihn freundlich wie immer. Sie erkundigte sich nach seinem und seiner Eltern Befinden, erzählte, daß sie zum Einkaufen auf den Markt gekommen sei und nun auf Malwine warte, die in einem Geschäfte in der Nähe noch etwas besorgen wollte.

„Aha,“ dachte Thomas, „das ist eine abgekartete Sache! Na, mich kriegen sie nicht herum!“ Im stillen hoffte er aber, seine Frau werde es ihm ermöglichen, Frieden zu schließen.

Da trat auch schon Malwine ein, sah sich erst suchend um und kam dann, als sie ihre Mutter erblickt hatte, rasch auf sie zu. Ihren Mann, der das Licht im Rücken hatte, konnte sie von der Tür aus nicht erkennen. Als sie aber näher gekommen war und ihn bei ihren Eltern



erblickte, blieb sie stehen. In ihren Mienen spiegelte sich deutlich die Bestürzung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Auch Thomas war erschrocken, als er Malwine sah. Wie schlecht sie aussah! Immer heftiger wurde der Wunsch in ihm, sich mit ihr auszusöhnen, und er brannte vor Begierde, dies auf irgend eine Weise herbeizuführen.

Verlegen begrüßten sie sich, wechselten einige nichts-sagende Worte — und dann schwiegen sie.

Dieses stumme Einandergegenüberstehen war ihnen beiden schrecklich. Um nur etwas zu sagen, erkundigte sich Malwine endlich danach, wie es seinen Eltern gehe.

Sie fühlte sofort, daß sie eine Dummheit gemacht hatte. Solch eine Frage in solchem Augenblick zu stellen, war lächerlich.

Thomas antwortete rein mechanisch: „Ich danke. Sie lassen schön grüßen.“

„Haben Sie denn gewußt, daß wir uns hier treffen?“ Malwine erfaßte sofort ihren Vorteil, und wie verhaltenes Lachen klang ihre Frage. Sie sprach sehr leise, damit sie nicht von den Fremden im Lokal verstanden werden konnte.

Doch Thomas hatte sie nur zu deutlich gehört, und jetzt war an ihm die Reihe, noch verlegener zu werden. Er war da in eine Sackgasse geraten.

„Nein — das haben — sie nicht gewußt,“ stotterte er. „Ich habe — ich meine — es ist —“

„Also überrumpeln habt ihr mich wollen? Du und meine Eltern und deine?“ fragte Malwine. Es klang aber keineswegs besonders vorwurfsvoll.

Da regte sich in ihm sofort der alte Trotz. Was hatte er sich vorgenommen? Wollte er sich unterkriegen lassen?

„Du bist sehr im Irrtum,“ antwortete er. „Ich

hab' mich nur schlecht ausgedrückt. Weder mein Vater noch meine Mutter noch auch ich haben etwas davon gewußt, daß du hier sein wirst. Ich bin nur gekommen, Pferde zu kaufen — und wenn ich gewußt hätt', daß ich dich hier seh', so — so —“

Malwine war sehr blaß geworden. Sie sah ihn mit einem langen, traurigen Blicke an, dtehte sich dann um und ließ ihn stehen. Mosingers hatten sich weislich schon früher gedrückt. Thomas sah sie nicht wieder.

Niedergeschlagen, ärgerlich über den Verlauf der Begegnung, unzufrieden mit sich selber, ließ er schließlich anspannen, setzte sich auf den Bod — die beiden neugekauften Pferde schickte er mit seinem Kutscher nach Hause, denn er mochte sie jetzt gar nicht sehen — und fuhr allein fort.

Auf dem langen Wege schwebte ihm immer Malwines so schmal gewordenes Gesicht vor.

Schon der Herbst war schlimm gewesen in dem stillen, großen Hause der Riedhofer, und als dann die langen, öden Winterabende kamen, diese schrecklichen Abende, die sich fast ins Unendliche dehnen und wie geschaffen für Träumen und Grübeln sind — da meinte Thomas oft, es nicht länger aushalten zu können. Die furchtbare Stille, früher nie von ihm empfunden, bedrückte ihn jetzt ungemein. Und wenn er der entfliehen und etwa in der Stadt Zerstreuung suchen wollte, so kam ihm stets die Erinnerung an Malwine, und es war ärger wie früher.

Es war sonderbar — sie hatte seine Eitelkeit tief verletzt, und nun war daraus eine schier wahnsinnige Liebe geworden, ein Gefühl, das er nie bei sich vermutet hätte.

Das Weihnachtsfest brachte keine Änderung, Neujahr auch nicht. Er hatte seinen Schwiegereltern gratuliert, und sie hatten ihm gedankt. Von Malwine sah und hörte er nichts. Es war zum Wahnsinnigwerden!

Eine furchtbare Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt, zu nichts hatte er mehr Lust. Nicht einmal sein Stall machte ihm mehr Freude. Die beiden Braunen, die er zu Michaeli gekauft, hätte er gern wieder abgegeben. Nie spannte er sie ein. Er beschloß, eine Reise nach Wien zu unternehmen, das würde ihn vielleicht ein wenig auffrischen. Sein Vater, der in letzter Zeit merkwürdig nachsichtig geworden war, hatte nichts dagegen, und Thomas machte sich reisefertig.

Es war schon dunkel, als sein Schlitten vorfuhr, um ihn zur Station zu bringen. Schon hatte er den Fuß auf das Trittbrett gesetzt — die Eltern hatten ihn bis vor's Haus begleitet — als von der Straße her lautes „Halt!“ erscholl, und ein Mann im Lauffschritt daherkam. In der Rechten schwenkte er ein zusammengefaltetes Papier, das er dem jungen Niedhofer überreichte.

„Eine dringende Depesche!“ sagte der Mann — es war der Postbote aus dem Dorf. „Gut, daß ich Sie noch erwischt hab'!“

Thomas pflegte sonst nie Telegramme zu bekommen. Verwundert öffnete er es, und beim trüben Scheine der Schlittenlaternen las er: „Gratuliere zur Geburt des ersten Jungen. Malwine und Kind wohlauf. Mosinger.“

Thomas stand wie erstarrt. Schwer ging sein Atem — der große Mensch sank förmlich in sich zusammen.

„Was hast du denn? Was steht in der Depesche?“ fragte ihn besorgt sein Vater.

Thomas hörte ihn gar nicht. Er stand immer noch und starrte auf das Papier in seiner Hand.

„So red doch! Was hast du? Um Gottes willen — red doch!“ bat seine Mutter. „Ist etwa gar ein Unglück geschehen?“

Da erwachte er aus seiner Betäubung. Mit heiferer Stimme, kaum verständlich, rief er: „Da — da — lest selber! — Ich fahr' jetzt zu meinem Buben!“

Und ehe die verblüfften Eltern wußten, wie ihnen eigentlich geschah, hatte er sich in den Schlitten geschwungen, dem Kutscher die Zügel aus der Hand gerissen und war im nächsten Augenblick in der Finsternis verschwunden.

Es war tiefe Nacht, als Thomas die lange Pappelallee hinauffuhr, die zu Mosingers Gut führte. Im schärfsten Trab hatte er seine Pferde gehen lassen, die Peitsche, die er sonst nie benützte, bekamen die sonst so sehr geschonten Tiere oft zu spüren. Es lag ihm jetzt nichts an ihnen. Seinen ganzen Stall hätte er hingegeben, um nur eine Viertelstunde früher bei seiner Frau sein zu können.

Bei seiner Frau — und bei seinem Buben!

Sein Bub! — Wie das klang!

Mit jähem Ruck hielt er die zitternden Zügel vor dem Lore'an. Das Handpferd zitterte am ganzen Leibe.

„Kein Wunder!“ sagte der alte Kutscher vorwurfsvoll. „So ein wildes Gefahr' hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehn.“

Thomas aber war schon vom Bock gesprungen und pochte ungestüm an die verschlossene Haustür.

Mosinger selbst ließ ihn ein. Warnend hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Pffft! Sie schlafen!“

Thomas ergriff die Hände seines Schwiegervaters

und drückte sie krampfhaft. „Malwine — meine Malwine! Wie geht's ihr? — Und — und — der Kleine?“

„Unbesorgt — alles gut gegangen! — Jetzt leg dich aber erst ein bißl nieder. Hab' nicht gedacht, daß du noch in der Nacht kommst — hätt' sonst ein Bett für dich richten lassen. Jetzt leg dich halt aufs Kanapee.“

Davon wollte Thomas aber nichts hören. Er blieb draußen im Flur, stellte behutsam einen Stuhl vor die Tür, hinter der seine Frau und sein Sohn schliefen, setzte sich nieder und wartete. Und er war von dort nicht fortzubringen, Mosinger mochte reden, so viel er wollte.

Brummend ging der endlich in sein warmes Schlafzimmer.

Thomas wartete lange, lange.

Frau Mosinger war durch den Flur gekommen und hatte ihn leise begrüßt — dann war er wieder allein.

Allmählich überkam ihn die Müdigkeit. Schon war er nahe daran, auf seinem Sitze einzunicken, da schlug ein dünnes Stimmchen an sein Ohr — ein meckerndes Weinen ertönte.

Da öffnete Frau Mosinger leise die Tür und winkte ihm, hereinzukommen.

Auf den Behen schlich er ins Zimmer.

Drinne war es nur schwach erleuchtet, aber auf den ersten Blick sah er Malwine, die ihre Arme nach ihm ausstreckte.

Wortlos fiel er vor ihrem Bett auf die Kniee und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Der Ehestreit war aus.





## In Südwest.

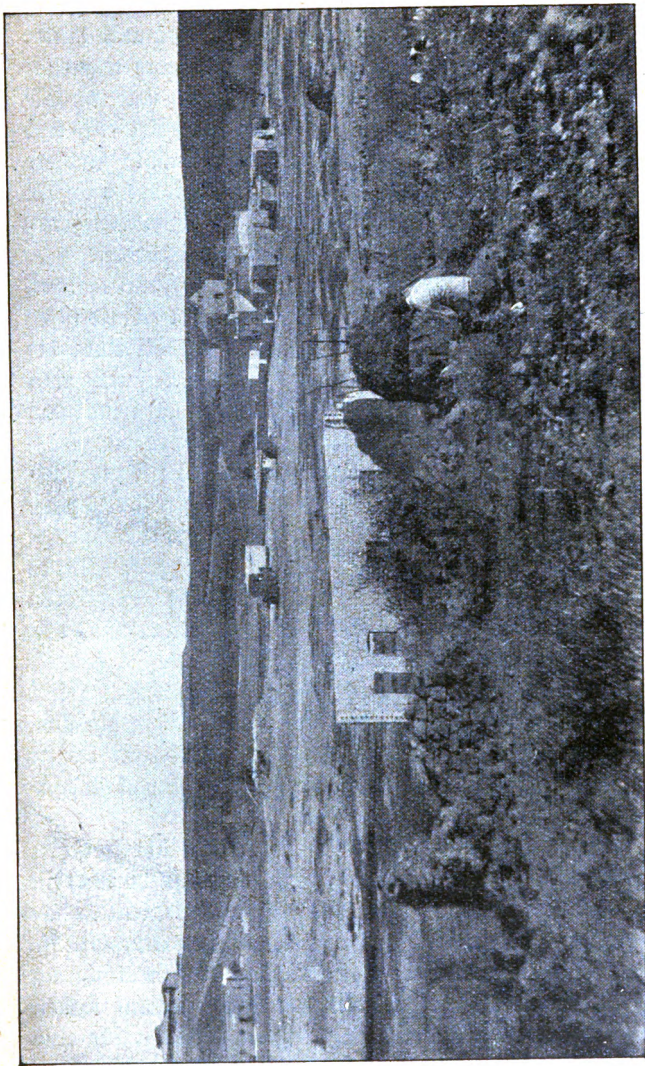
Bilder aus unseren Kolonien. · Von L. Brenkendorff.

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Das Verlangen nach einer Ausdehnung seiner Herrschaft über die natürlichen Landesgrenzen hinaus ist niemals ein hervorstechender Zug des deutschen Volkscharakters gewesen, und es erklärt sich darum leicht, daß Jahrzehnte hindurch bei der großen Mehrheit der Nation wenig Interesse und sicherlich nicht die mindeste Begeisterung für koloniale Unternehmungen und Pläne bestand. Die großen Gesichtspunkte, von denen die deutsche Regierung geleitet wurde, als sie sich entschloß, dem viel zu lange unbeachtet gebliebenen Beispiel anderer Kulturnationen zu folgen und auf die Sicherung eines zukunftsreichen Kolonialbesizes bedacht zu sein, konnten bei der Masse des Volkes um so weniger sofortiges Verständnis finden, als es zunächst nur die mit jedem gewaltigen, weitausschauenden Unternehmen verbundenen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten waren, die in einer für den Steuerzahler oft sehr empfindlichen Weise nach außen hin in Erscheinung traten.

Dazu kamen die auf einem neuen, bisher unbekanntem Betätigungsgebiet anfänglich unvermeidlichen Fehler und Mißgriffe, für deren Aufbauschung sowohl unsere fremdländischen Mitbewerber wie die unzufriedenen Elemente im eigenen Lande allezeit nach Kräften bemüht waren, und eine zumeist durch die Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel bedingte Langsamkeit der Entwicklung, die um ein beträchtliches hinter



Gebäude der Barmer Miffion in Gibbon.

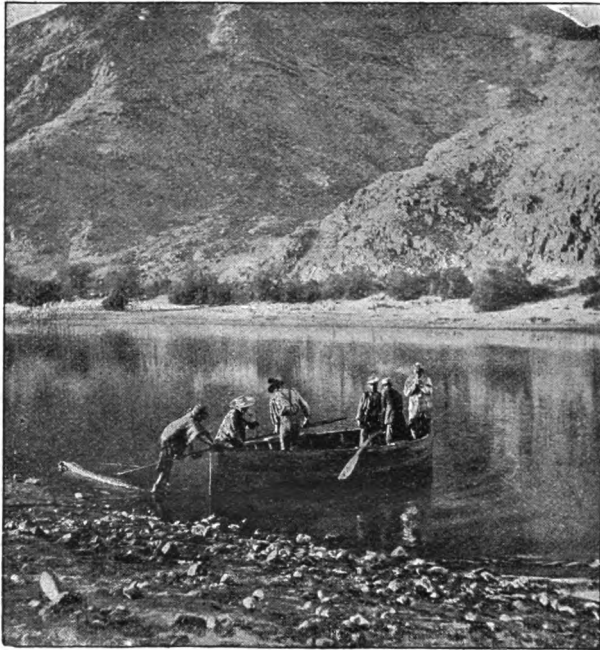
den gehegten Erwartungen und hie und da auch hinter den allzu optimistisch gemachten Verheißungen zurückblieb. Man hatte sich daher im Volke bald an die Vorstellung gewöhnt, daß uns als Kolonialbesitz nur wertlose, von klügeren Nationen verschmähte Gebiete zugefallen wären, die dem Mutterlande dauernd die schwersten Opfer auferlegen und ihm niemals irgendwelchen nennenswerten Nutzen bringen würden.

Der jüngsten Vergangenheit erst war es vorbehalten, diese in der Hauptsache irrige Auffassung zu berichtigen und auch den breiten Schichten der Bevölkerung die Erkenntnis zu erschließen, daß unsere Kolonien nicht nur berufen sind, dem deutschen Handel neue und fruchtbringende Gebiete zu eröffnen, sondern daß sie — wenigstens zum Teil — auch die noch wichtigere Aufgabe erfüllen werden, die Nachteile einer drohenden Übervölkerung des Mutterlandes durch die Gewährung der Auswanderungsmöglichkeit auszugleichen. Ist es doch ein wesentlicher Bruchteil gerade der tüchtigsten und nützlichsten Kräfte, der durch die Auswanderung von Ackerbauern, Handwerkern und Technikern in fremde Länder für die eigene Nation verloren geht, und liefert doch die Auswanderungsstatistik einen überzeugenden Beweis für die ständige Zunahme dieses in seinen mannigfachen Folgen kaum hoch genug anzuschlagenden Verlustes.

Um den Wert unseres gegenwärtigen überseeischen Besitzes richtig zu würdigen, muß man von vornherein zwischen Plantagen- und Ansiedlungskolonien unterscheiden. Jene, die um ihrer klimatischen Verhältnisse willen dem deutschen Handarbeiter eine Betätigung seiner Kraft überhaupt nicht oder doch nur auf Kosten seiner Gesundheit gestatten würden, kommen für eine Auswanderung in größerem Umfange selbstverständlich



nicht in Betracht. Ihre Bedeutung liegt einzig in dem Wert, den sie bei rationeller Ausnutzung für den deutschen Handel gewinnen können und teilweise bereits gewonnen haben. Ihnen wird sich das Wohlwollen



Cranjefluß bei Ramansdrift.

der Allgemeinheit darum wahrscheinlich auch erst dann zuzuwenden, wenn sich die Zuschüsse, deren die meisten von ihnen jetzt noch bedürfen, in zahlenmäßig nachweisbare Überschüsse verwandelt haben werden.

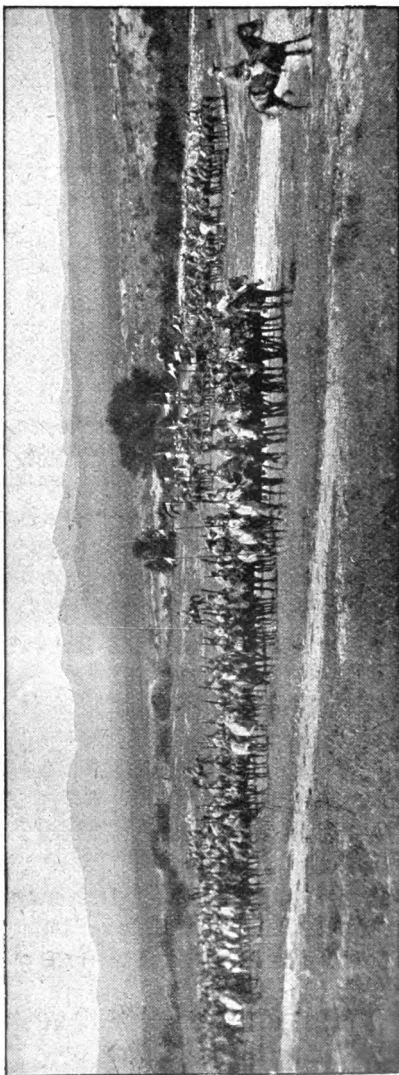
Anders aber liegt es mit jener großen Siedlungskolonie, die wir in Deutsch-Südwestafrika besitzen. Als es sich in den letztverfloffenen Jahren darum handelte,

ihren Besitz unter Aufwendung großer Geldmittel und — was tausendmal schwerer ins Gewicht fällt — unter Einsetzung vieler kostbarer Menschenleben gegen die Auflehnungsgelüste der eingeborenen Bevölkerung zu verteidigen, da fehlte es unter dem Eindruck der oben geschilderten Auffassung im deutschen Vaterlande nicht an grossenden Stimmen, die von leichtfertig vergeudeten Opfern und von nutzlos vergossenem Blute sprachen. Aber gerade jener an sich so tief beklagenswerte Krieg, der ja naturgemäß das öffentliche Interesse stärker als zuvor auf seinen Schauplatz hinlenken mußte, hat sehr viel dazu beigetragen, an die Stelle der früheren irrigen Vorstellung von der Bedeutungslosigkeit der Kolonie eine richtigere Bemessung ihres Wertes zu setzen.

Daß die Beschaffenheit des räumlich sehr ausgedehnten Gebietes — sein Flächeninhalt übertrifft den des Deutschen Reiches um mehr als die Hälfte — nicht schon heute eine Einwanderung großen Stiles gestattet, darf als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Es wird der angestregten kolonizatorischen Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, um die — glücklicherweise nicht unüberwindlichen — Hindernisse zu beseitigen, die einer solchen Masseneinwanderung augenblicklich noch im Wege stehen. Der Erfolg dieser Bemühungen aber ist nicht nur durch die von den alten Ansiedlern erzielten vorzüglichen Resultate, sondern vor allem durch den Umstand gewährleistet, daß das Klima, soweit der bei weitem größere Teil der Kolonie in Betracht kommt, ein dem europäischen Einwanderer durchaus zuträgliches ist. Wir folgen bei der Schilderung desselben wie in unseren weiteren Ausführungen im wesentlichen der von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes gegebenen Darstellung, die, auf gründlichste Forschungen gestützt, wohl

mehr als die eines einzelnen Reisenden Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erheben darf.

Obwohl zum großen Teil noch innerhalb der Tropen gelegen, erfreut sich das Schutzgebiet doch eines ziemlich gemäßigten Klimas, das dem Europäer den dauernden Aufenthalt ohne Schädigung seiner Gesundheit gestattet. Von den mörderischen Tropenkrankheiten hat er hier nichts zu fürchten. Malaria kommt zwar hier und da vor, nimmt aber selten die schweren Formen an, die wir aus unseren anderen afrikani-



Parade an Kaisers Geburtstag in Windhoek.

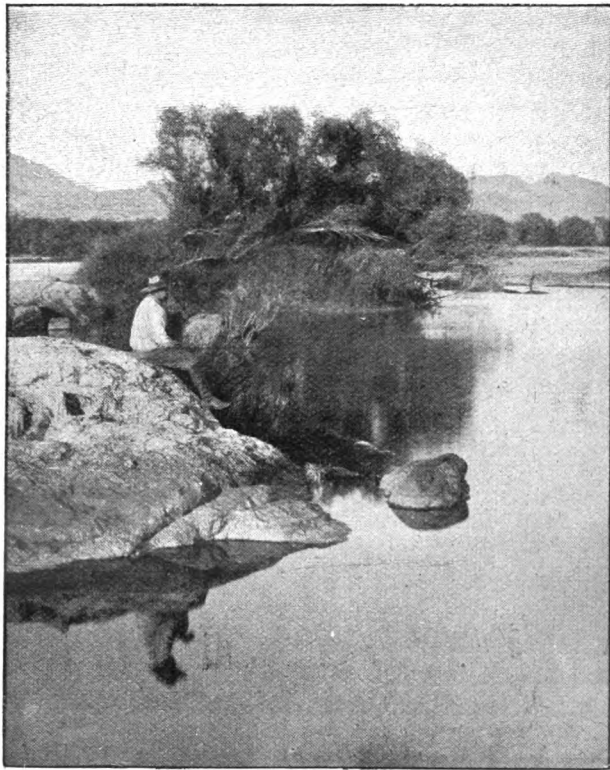
schen Kolonien kennen. Das häufige, manchmal sogar epidemische Auftreten des Typhus ist, wie in ganz Südafrika, einzig aus den schlechten Trinkwasserverhältnissen zu erklären, und eine mit der wachsenden Besiedlung naturgemäß Hand in Hand gehende Besserung in dieser Richtung wird in absehbarer Zeit auch hinsichtlich der Typhushäufigkeit denselben erfreulichen Wandel schaffen, den wir in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes haben eintreten sehen.

Erheblichere Anforderungen stellt das Höhenklima im Innern des Landes an die Herzthätigkeit des Eingewanderten, und daraus erklärt sich die große Zahl der Todesfälle an Herzschwäche, die während des letzten Feldzuges bei unseren opfermutigen Kriegern vorkamen. Aber wenn man in Betracht zieht, daß es sich hier um die Notwendigkeit außerordentlicher körperlicher Leistungen bei oft unzureichender Ernährung handelte, so wird man zu dem Schluß kommen, daß die größere Inanspruchnahme des Herzens im allgemeinen nur für Alkoholiker oder sonstwie geschwächte Personen ein Einwanderungshindernis bedeuten dürfte.

Bedenklich könnten die großen Temperaturschwankungen erscheinen, die oft ganz gewaltige Unterschiede zwischen der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht bedingen. Aber ein ausgleichendes Gegengewicht gegen die schädlichen Einflüsse solchen jähen Temperaturwechsels bildet die große Trockenheit der Luft. Denn die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen Erkältungskrankheiten aller Art wird dadurch dermaßen erhöht, daß Affektionen der Atemungsorgane, Rheumatismen und dergleichen zu den größten Seltenheiten gehören.

Auch für die unentbehrlichen vierbeinigen Gehilfen des Ackerbau oder Viehzucht — zunächst kommt hier

diefe letztere in Frage — treibenden deutschen Ansiedlers, für Pferde und Rindvieh, ist das Klima im allgemeinen zuträglich, wie die überaus ertragreiche



Der Oranjeſtuh bei Hoomsdrift.

Rindviehzucht der Herero ja zur Genüge beweist. Leider aber ſind beide Tiergattungen zeitweiſe verheerenden Seuchen ausgeſetzt, deren energiſche Bekämpfung als eine unſerer dringendſten koloniſatoriſchen Aufgaben

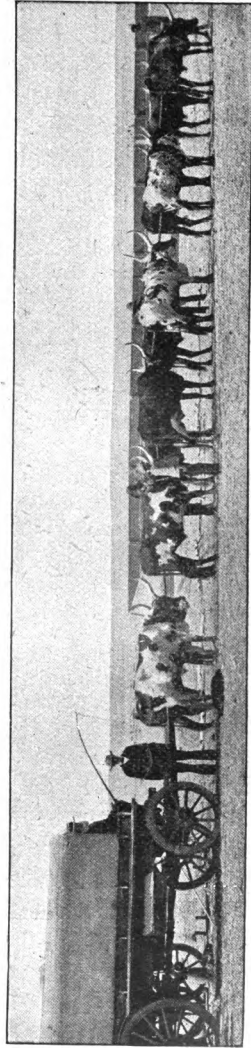
angesehen werden muß. Die Kinderpest hat unter den Hornträgern wiederholt gewaltig aufgeräumt, und die Pferde fallen in der Regenzeit massenhaft einer eigenartigen Lungenkrankheit, der sogenannten „Pferdesterbe“, zum Opfer. Nur „gesalzene“ Pferde, das heißt solche, welche die Krankheit schon einmal überstanden haben, sind gegen sie gefeit. Die anderen müssen zur kritischen Zeit an sogenannte „Sterbeplätze“ gebracht werden, das heißt an Orte, wo die „Sterbe“ wegen der Höhenlage und anderer Umstände nicht auftritt.

Im allgemeinen entspricht die mittlere Jahrestemperatur des Nama- und Damaralandes ungefähr derjenigen des mittleren Italiens, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur gering ist und die kalten Nächte die Durchschnittstemperatur niedriger erscheinen lassen. Der Unterschied zwischen Sommer und Winter liegt hauptsächlich darin, daß im Sommer sehr heftige und ausgiebige Regengüsse niedergehen, während der Winter nahezu regenlos ist.

Diese Verteilung der Niederschläge im Verein mit der Bodengestaltung des Landes bedingt den vorläufig noch einschneidendsten Übelstand unseres Schutzgebietes, nämlich den vegetations- und ansiedlungsfeindlichen Wassermangel weiter Strecken. Die gesamte Wassermenge, die in den Sommermonaten Dezember bis April als Gewitterregen von tropischer Heftigkeit niedergeht, sammelt sich in einer Anzahl von Flußbetten, die dadurch vorübergehend in reißende Ströme verwandelt werden können, und in Tümpeln, die als „Bleys“ oder — nach ihrem Untergrund — als „Kalkpfannen“ bezeichnet werden. Aber fast ebenso schnell, wie das Wasser vom Himmel herniedergeströmt ist, verschwindet es auch im Erdboden oder verdunstet, und nach wenigen

Tagen erblickt das Auge in den eben noch mit Wasser gefüllten Flußbetten und Bley's nichts als weißglitzernden Flugsand oder eine rissige Schlammdecke.

Durch diese schützende Decke wird das darunter befindliche Wasser zwar vor Verdunstung bewahrt und für die oft völlig regenlosen Wintermonate aufgehoben; aber es bedarf einer meist sehr schwierigen Grabarbeit, um zu der unter der Oberfläche weiter sickernden Wasserader zu gelangen, und man erzielt dabei nicht immer den gehofften Erfolg. Die ständigen Wasserstellen sind daher für den Eingeborenen wie für den Ansiedler von der höchsten Bedeutung, und man begreift, daß gerade um ihren Besitz immer die erbittertsten und verlustreichsten Kämpfe geführt wurden. Daß das aufgesammelte Wasser nicht immer von tadelloser Beschaffenheit sein kann, liegt auf der Hand. Vielfach ist es trübe, brackig und von üblem Geschmack, an manchen Stellen geradezu gesundheitsgefährlich. Außerdem sind die Wasserstellen ihrer



Ochsenwagen in Deutsch-Südwestafrika.

ganzen Beschaffenheit und Umgebung nach den mannigfachen Verunreinigungen, namentlich durch das zu tränkende Vieh, ausgesetzt. In dieser Beschaffenheit des Wassers ist, wie schon erwähnt, die Erklärung für das häufige Vorkommen mehr oder weniger ausgebreiteter Typhusepidemien zu suchen.

Die Möglichkeit einer Besserung aber ist durchaus



Reisewagen und Nachtlager in Sjaris.

gegeben, wenn sie auch naturgemäß nicht das Wert weniger Jahre sein kann. Was bei nahezu gleichen Voraussetzungen in der Kapkolonie und in Britisch-Südafrika möglich war, muß auch in unserem Schutzgebiet erreichbar sein. Der deutsche Regierungsbaumeister Rehbock, ein bewährter Fachmann, von dem auch die unserem Artikel beigegebenen photographischen Aufnahmen herrühren, hat auf seinen ausgedehnten Studienreisen durch das Land die Überzeugung gewonnen, daß die wichtige Wasserfrage sehr wohl in



einem für die Ansiedlung günstigen Sinne zu lösen sei. Er verspricht sich nachhaltige Erfolge von Sperrdämmen, die durch die tiefeingeschnittenen Flußbetten gezogen werden müßten, um das Wasser in großen Bassins aufzustauen, und, soweit es sich um die Hochebene handelt, von Brunnenanlagen, die das unterirdisch fließende Wasser an die Oberfläche zu heben hätten.

Ein noch wirksameres und nachhaltigeres Mittel wäre ohne Zweifel die Aufforstung der jetzt beinahe ganz baumlosen Gebirge, aber es würde sich damit um die Bewältigung einer Riesenaufgabe handeln, deren Erfolge erst künftigen Ge-



Ein alter Ansiedler.

schlechtern zu gute kommen können. Dafür aber, daß trotzdem durch die Tätigkeit eines einzelnen energischen und mit den nötigen Mitteln ausgerüsteten Mannes schon die erfreulichsten Resultate in verhältnismäßig

kurzer Zeit erzielt werden können, liefert die im Verlauf weniger Jahre eingetretene Wertsteigerung mancher Farmen den augenfälligen Beweis. Fälle, in denen einst völlig wertlose, wasserarme und vegeta-



Betschuanenfrau mit Kind.

tionslose Farmen nach der Arbeit eines Jahrzehnts für hunderttausend Mark und mehr verkauft werden konnten, gehören im deutschen Schutzgebiet keineswegs zu den außerordentlichen Erscheinungen.

An Ackerbau in größerem Umfange ist, solange das fruchtbarere Ovamboland außer Betracht bleiben muß, freilich unter keinen Umständen zu denken. Wohl ge-

deihen hie und da in den Gärten der Tabak, die Rebe und die besten Obstsorten, aber die Bewässerungs- wie die Transportverhältnisse müßten durchweg andere geworden sein, ehe sich der Anbau von Getreide zu einem lohnenden landwirtschaftlichen Betriebe gestalten könnte.

Mit diesen Transportverhältnissen ist es nämlich vorderhand noch recht mangelhaft bestellt. Von ordentlichen Wegen ist kaum irgendwo die Rede, und nur die durch den Gebrauch geschaffenen „Pade“ führen von einer Wasserstelle zur anderen. Das einzige Verkehrs-



Hottentottenwohnungen.

mittel, das sich auf ihnen verwenden läßt, ist der mit achtzehn oder mehr Ochsen bespannte schwere afrikanische Wagen, der naturgemäß nur außerordentlich langsam vorwärts kommt und an einem Tage höchstens 15 bis 20 Kilometer zurückzulegen vermag.

So bleibt die Viehwirtschaft vorderhand die einzige, aber auch zweifellos lohnende Erwerbsquelle des Ansiedlers. Für frisches Schlachtvieh sind die Minen-distrikte Südafrikas stets bereite Abnehmer, und der Export von Häuten und Konserven wird sich von Jahr zu Jahr lohnender gestalten. Liegen die Verhältnisse auch heute noch so, daß man nur kapitalkräftigen Land-

wirten die Ansiedlung im Schutzgebiete empfehlen mag, so ist doch schon jetzt der Zeitpunkt abzusehen, wo auch der kleine, weniger bemittelte Bauer hier leichter und besser als in vielen Gegenden des deutschen Vaterlandes sein Fortkommen finden wird.

Eine völlige Beruhigung des Landes und eine unbedingte Sicherung des deutschen Ansehens waren allerdings unerläßliche Voraussetzungen für ein Gedeihen der Kulturarbeit, die unsere südwestafrikanische Kolonie zu einem wertvollen Besitztum des Deutschen Reiches machen soll. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe darzulegen, die einen bis zur völligen Unterwerfung durchgeführten Kampf gegen die eingeborene Bevölkerung für die Erreichung dieses Zieles unvermeidlich machten. Dafür, daß er in jahrelangem Ringen erfolgreich durchgeführt werden konnte, schulden wir den heldenmütigen Söhnen unseres Vaterlandes, die auf dem fernen afrikanischen Boden nicht nur vielfach Wunder der Tapferkeit verrichtet, sondern noch viel häufiger wahrhaft erhebende Beispiele heroischer Ausdauer im Ertragen der fürchterlichsten Strapazen und Entbehrungen gegeben haben, tiefen und dauernden Dank. Davon, daß sie nicht umsonst gelitten und geblutet haben, dürfen wir uns wohl überzeugt halten. Denn unsere farbigen Untertanen vom Kunene- bis zum Oranjefluß werden schwerlich jemals vergessen, was sie seit dem Jahre 1904 von deutscher Macht und deutscher Beharrlichkeit kennen gelernt haben, und je weniger sie selbst als kriegerische Gegner zu unterschätzen waren, desto eindringlicher wird die Lehre auf sie gewirkt haben.

Ist es doch sicherlich in allen Punkten richtig, was das oben zitierte Werk des Großen Generalstabes über die beiden hauptsächlichsten Rassen des deutschen Schutz-

gebietes sagt: „Der Friedensschluß vom Jahre 1892 zwischen Herero und Hottentotten bedeutete einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Südwest-



Betschuanenmädchen in Kaukarus.

afrikas; in ihm lag der Keim zu dem großen, allgemeinen Aufstand vom Jahre 1904. Zum ersten Male zeigte es sich, wie stark der Freiheits- und Unabhängigkeitsjinn war, der in diesen Stämmen lebte; das waren

keine Schwächlinge, die sich durch Kauf oder eine friedliche Politik gewinnen ließen, wie dies in der kolonialen Geschichte anderer Mächte möglich gewesen sein mag: es war ein kriegerisches Volk, das nicht gewillt war, sich ohne entscheidenden Kampf unseren kolonisierenden Bestrebungen zu beugen, die sein Land und seine Arbeitskraft forderten.

Die Herero, der zahlreichste und für uns wichtigste Stamm, sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Das



Hottentotten in Deutsch-Südwestafrika.

ganze Dichten und Trachten des Hereros ist auf die Erhaltung und Vermehrung seiner Herden gerichtet. Von seinem Vieh trennt er sich nie, selbst in der äußersten Not nicht. Gilt es dieses oder die Weidegründe zu verteidigen, so erwacht in dem an sich stumpfen und phlegmatischen Herero der kriegerische Geist. Der Verlust seiner Herden schwächt seine Widerstandskraft; daher ist auch deren Schutz bei ihm Zweck des Kampfes. — Mit seiner angeborenen Wildheit, seiner bedeutenden Körperkraft, Ausdauer und Gewandtheit, sowie seiner in den Hottentottenkämpfen erlangten Kriegserfahrung ist der

Herero im Kampfe um sein Vieh ein nicht zu verachtender Gegner. Sein eigentlicher Charakter ist ein wenig erfreuliches Gemisch von Grausamkeit, Habgier, Verschlagenheit und Selbstüberschätzung, welche letztere sich vor allem in einer maßlosen Verachtung aller Fremden, gleichviel ob schwarz oder weiß, ausdrückt. Groß ist der Herero indes in seiner außerordentlichen Genügsamkeit, namentlich im Trinken; es macht ihm nichts, sich wochenlang mit der kärglichsten Nahrung begnügen zu müssen.

Der Hottentotte ist hingegen schon sehr viel anspruchsvoller. Er hat sich bereits an Genüsse gewöhnt, deren Befriedigung ihm Bedürfnis ist. An Bildungsfähigkeit und Charakter steht er weit über dem Herero. Bestialische Grausamkeiten läßt er sich dank dem wohlthätigen Einfluß der Mission seltener zu Schulden kommen. Er ist nicht der fürsorgliche Viehzüchter wie sein schwarzer Nachbar, sondern verschleudert oft leichtsinnig seine Habe; aber wenn auch an Körperkraft den Herero nachstehend, ist er ihnen doch vermöge seiner unglaublichen Ausdauer und Beweglichkeit, seiner guten Schieß- und Reitfertigkeit, seines ausgesprochenen Geschicks für Geländebenußung und Kleinkrieg, und nicht zum wenigsten durch seinen größeren persönlichen Mut weit überlegen. Der ununterbrochen im Lande herrschende Kriegszustand hat die verschiedenen Hottentottenstämme an Zahl sehr zusammenschmelzen lassen, aber auch die kriegerischen Eigenschaften der Führer und des einzelnen Kämpfers in hohem Maße entwickelt.“





# Woher kommt Liebe?

Märchenhumoreske von Friedrich Thieme.



(Nachdruck verboten.)

I.

Es war einmal ein berühmter Nervenarzt, der namentlich durch seine hypnotischen Kuren einen großen Ruf sich erworben hatte.

Das Sprechzimmer Doktor Bertrams betrat ein junger Mann im Alter von etwa sechsundzwanzig Jahren. Das gesenkte Haupt, der melancholische Blick der braunen Augen bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der Stattlichkeit seiner Erscheinung, dem kräftigen Bau der Glieder, der blühenden Frische seines Aussehens.

Der Arzt warf einen raschen, prüfenden Blick auf den Eingetretenen und fragte kurz: „Nervenleidend?“

„Nein, Herr Doktor,“ entgegnete der junge Mann mit einem tief aus der Brust herauskommenden Seufzer.

Doktor Bertram lächelte. „Aha, hier sitzt es!“ Er deutete auf das Herz.

„Erraten, Herr Doktor,“ bestätigte der Patient.

„Lassen Sie sehen!“ Der berühmte Arzt griff nach seinem, dem neuesten Stand der Wissenschaft entsprechenden Stethoskop und behorchte die Brust des Patienten. „Ja, ja, Sie leiden an unerwidelter Liebe — ein hartnäckiger Fall. Ihr Herzschlag verrät die Spuren einer anhaltenden Neigung, die trotz aller Versuche nicht zum Ziele kommt, aber zu stark ist, um



durch den heilsamen Einfluß der Zeit kuriert zu werden. Sie werden an Ihrer Neigung zu Grunde gehen, wenn es nicht gelingt, ein Heilmittel zu finden. Ich werde Ihnen durch Suggestion Ihre Leidenschaft vollständig aus dem Gedächtnis verlöschen.“

Der junge Mann machte eine abwehrende Armbewegung. „Ach nein, Herr Doktor,“ rief er bestürzt, „das tun Sie ja nicht! Meine Liebe zu Amanda ist ja das größte Glück meines Lebens.“

„Aber sie will ja nichts von Ihnen wissen!“

„Leider nicht, sie hat sogar eine unüberwindliche Abneigung gegen mich.“

„Haben Sie sich denn schon ernstlich beworben?“

„Jawohl. Gestern habe ich sogar einen Fußfall getan. Aber umsonst. Sie wies hochrot vor Zorn mit dem Zeigefinger nach der Tür.“

„Das ist schlimm. Trägt sie eine andere Liebe im Herzen?“

„Nein — wenigstens ist mir nichts davon bekannt.“

„Sind Ihre Verhältnisse genügend für einen Heiratskandidaten?“

„Ich sollte meinen. Ich bin Regierungsassessor, habe ein großes Vermögen, während sie ein armes Mädchen ist, das eine sehr gute Partie machen würde, wenn es mich nähme. Ich bin auch gewiß, ich würde Amanda glücklich machen. Ich bin sanften Gemüts und solid, ihre Eltern hätten mich fürs Leben gern zum Schwiegersohn.“

„Ja, was soll ich denn dabei nun tun?“

„Ihnen sind doch die wunderbarsten hypnotischen Experimente gelungen, auch posthypnotische Suggestionen sensationellster Art. Ich las gestern, daß Sie vor drei Monaten einem Herrn suggeriert haben, er solle nach zehn Wochen an einem bestimmten Tage zu

einer ganz bestimmten Stunde durch die Straße hier in Ihr Haus gehen und das Fenster Ihrer Flurtür einschlagen — und er habe die Handlung wirklich zur bestimmten Minute ausgeführt.“

„Stimmt,“ bestätigte der Arzt, und ein Schatten flog über seine ohnehin ernstern Züge. „Aber er will die Scheibe nun nicht bezahlen.“

„Wenn Sie das können, Herr Doktor, so könnten Sie doch auch, statt mir Vergessen meiner Liebe zu suggerieren, durch Ihre Suggestion —“

„Nun?“

„Amanda bewegen, mich zu lieben und zu heiraten. Auf die Höhe des Honorars soll es mir nicht ankommen.“

Doktor Bertram dachte einige Zeit nach. „Sie fordern etwas außerordentlich Schweres,“ sagte er dann. „Erstens muß ich jemand hypnotisieren, der von der Bornahme des Aktes nichts ahnen darf, und zweitens muß ich darauf hinwirken, daß der erzeugte Zustand längere Zeit anhält. Aber ich verhehle Ihnen nicht, daß mir ähnliche Experimente in der Tat schon gelungen sind. Ich will also versuchen, Sie zufriedenzustellen. Das Honorar würde freilich zehntausend Mark betragen.“

„Kommt mir nicht darauf an.“

„Auf welche Weise soll ich an den Gegenstand Ihrer Neigung herankommen?“

„Ist es durchaus nötig, daß Sie sie in Person vor sich haben? Ich dachte, auf dem Wege suggestiver Fernwirkung —“

Der Arzt schüttelte energisch den Kopf. „Durch Fernwirkung kann ich so starke Eindrücke, als hier erforderlich sind, nicht hervorbringen.“

„Nun, dann stelle ich mich an, als wollte ich bei Amanda mein Heil noch einmal versuchen. Sie be-

gleiten mich, ich stelle Sie als guten Freund vor, der ihr bestätigen soll, daß ich unter ihrer Herzenshärte fürchterlich leide, ja vielleicht sogar dadurch zu Grunde gehen werde. — Ist es auf diese Weise möglich?"

„Gewiß — ich brauche nur eine Minute.“

„Darf ich mir erlauben, Sie morgen um halb elf Uhr Vormittags abzuholen? Das würde die passendste Zeit sein.“

Doktor Bertram nickte lächelnd und sagte dann wieder in geschäftsmäßigem Tone: „Die Hälfte des Honorars ist gleich mitzubringen. Die zweite Hälfte ist zahlbar am Tage nach der Hochzeit. Im Falle der Unwirksamkeit zahle ich das Ganze bis auf fünfhundert Mark Entschädigung für Arbeit und Zeitverlust zurück. — Bitte, unterschreiben Sie diesen Revers.“

## 2.

Pünktlich am anderen Vormittag sprach Regierungsassessor Goswin Sulzer bei Doktor Bertram vor. Dieser stand schon fix und fertig zum Ausgehen gekleidet da.

„Haben Sie das Geld mitgebracht?“ fragte er.

Der Assessor zählte die Summe auf.

Sorgfältig zählte der Doktor nach. „Einhundert — zweihundert — fünfhundert — achthundert — das ist eine Note der deutsch-indischen Luftverkehrsautomatengesellschaft, die nehme ich nicht.“

Der Assessor ersetzte den Schein durch einen anderen.

„Hier ist die Quittung — brechen wir auf!“

Eine halbe Stunde später betraten beide den Garten des Luftmotorcontrolleurs Sperling, dessen Tochter Amanda war. Die junge Dame saß stikend in der weinumrankten Laube.

„Himmel,“ flüsterte der Arzt bewundernd seinem Begleiter zu, „in die hätt' ich mich auch verliebt!“

In der That, Amanda war ein reizendes Geschöpf!

Als sie des Assessors ansichtig wurde, entflammte ihr schönes Gesicht, ihre Augen begannen zu lodern. „Herr Assessor, was wollen Sie schon wieder?“

„Fräulein Amanda, nur einen Augenblick. —“

„Drei Schritte — nein, zehn Schritte vom Leibe!“

Der Assessor blieb mit betrübter Miene in der befohlenen Entfernung stehen. „Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich mich um ein paar Zentimeter geirrt haben sollte,“ erklärte er zerknirscht. „Mein Augenmaß ist nicht besonders entwickelt.“

„Schweigen Sie! Ich will kein Wort von Ihnen mehr hören! Haben Sie meinen Bescheid verstanden oder nicht?“

„Ich habe ihn,“ stammelte er.

„Dann gehen Sie auf der Stelle! Ich wünsche für die fernere Dauer meines Lebens entweder gar nichts von Ihnen oder höchstens Ihren Rücken zu sehen!“

„Gnädiges Fräulein,“ mischte der Arzt sich ein, „wollen Sie nicht wenigstens erst vernehmen, was der Herr Assessor Ihnen zu sagen hat? Und weshalb ich —“

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte sie höflicher. „Sie will ich anhören, aber nicht ihn.“

„Ich bin ein Freund des Herrn Assessors,“ begann der Arzt in eindringlichem Tone, während er zugleich seine faszinierenden Augen fest und energisch auf sie richtete. „Seine Anhänglichkeit an Sie rührt mich, sein Zustand dauert mich. Sie haben ihn in eine Seelenstimmung versetzt, die geradezu erbarmenswert ist. Da bin ich denn gekommen, ein gutes Wort für ihn einzulegen.“

Er näherte sich ihr bei den letzten Worten mehr und mehr. Sie wehrte ihm nicht, sondern saß starr wie eine Bildsäule, die Blicke wie gebannt auf ihn

geheftet. Mehr und mehr veränderten sich dabei die bisher so feindseligen Züge, und als er jetzt sagte: „Diese Treue sollte Sie rühren,“ erwiderte sie zum Erstaunen Goswins in weit liebenswürdigem Tone: „Sie rührt mich tief.“

„Wohlan, wenn Sie ihn auch diesmal nicht anhören, so —“ Sein Blick wurde drohend.

„Um Gottes willen, was geschieht dann?“ flüsterte sie entsetzt.

„Dann nimmt er eine andere,“ vollendete der Arzt.

„Nie — nie darf er das! Ich liebe ihn ja bis zum Wahnsinn!“ rief sie und streckte sehrend die Arme nach ihm aus. „Goswin, Geliebter meiner Seele —“

Goswin beeilte sich, der pantomimischen Aufforderung Rechnung zu tragen. Im nächsten Augenblick lag er an ihrer Brust.

„Also wirklich mein, Amanda? Ganz mein?“

„Ganz dein von der Kehle bis zum Scheitel, Goswin! O du Grausamer, warum hast du so lange gezögert?“

„Ich — ich, Amanda — du hast doch nichts von mir wissen wollen?“

„Wie töricht du redest! Kein anderer Gedanke hat Raum in meiner Brust! Du bist die Wonne meiner Seele, die Luft meines Herzens, das Kleinod meiner Träume!“

„Nun machen Sie, daß Sie die Hochzeit beschleunigen!“ raunte der Doktor jetzt dem Assessor zu. „Mein Werk ist gelungen. Ich bin hier überflüssig.“ Damit ging er.

„Erlaubst du, daß ich sogleich bei deinen Eltern um dich anhalte?“ fragte eifrig der Assessor.

„Tue es, Goswin, tu es im Augenblicke!“

„Und wenn Sie einwilligen —“

„So bestelle sofort das Aufgebot. O, wozu länger warten, du Edelstein meines Herzens! Ich kann ja nicht leben ohne dich! In vier Wochen soll die Hochzeit sein!“ —

Und wirklich: vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Es gab kein glücklicheres Paar als Goswin und Amanda. Sie hing an ihrem Bräutigam mit einer Zärtlichkeit, daß man sie allen Bräuten der Welt als Muster hätte hinstellen können.

Leuchtenden Auges erschien der Assessor am Tage nach seiner Vermählung bei Doktor Bertram und bezahlte die noch restierenden fünftausend Mark, indem er dem großen Arzte selig die Hand drückte und laut ausrief: „Ich bin der glücklichste Ehemann der Welt!“

### 3.

Sechs Wochen nach der Hochzeit feierte Amanda ihren Geburtstag. Wie im Fluge war Goswin die Zeit vergangen, denn sie bedeutete für beide die vollkommene irdische Glückseligkeit. Amanda hing an ihrem Manne wie eine Biene am Blütenkelch, sie lebte nur für ihn, er nur für sie. Darum versteht es sich von selbst, daß er ihr den Geburtstagstisch auf das reichste gedeckt hatte.

Aus einem Meer der prachtvollsten, wunderbar duftenden Blumen ragten große Inseln von Torten und Kuchen hervor, ein feister Truthahn lugte aufmerksam nach einem schmunzelnden Schweinskopf aus, der sich viel auf eine Zitrone in seinem breiten Maule zu gute tat; als Draperie hing vorn herunter eine prachtvolle Seidenrobe, und aus der Mitte blitzte ein kostbarer Schmuck hervor, der im Glanze von einundzwanzig Kerzen — denn der Geburtstag war der einundzwanzigste — wie eine Sonne strahlte.

Amanda war entzückt, sie weinte vor Freude und Rührung und belohnte ihren Gatten mit einundzwanzig Küssen, der Zahl ihrer Jahre entsprechend.

„Du Lieber, Guter, du Einziger!“ sagte sie bei dem ersten Kuß. „Du bist mein höchster Schatz!“ bei dem zweiten. „Du bist das Glück meines Lebens!“ bei dem dritten. So ging es in entsprechender Steigerung fort bis zum fünfzehnten.

Von diesem ab wurden ihre zärtlichen Blicke plötzlich kälter, das Leuchten der Augen verlor sich mehr und mehr, beim zwanzigsten blickte sie ihn plötzlich ganz erstaunt und fremd an, und nach dem einundzwanzigsten löste sie jäh ihren Arm von seinem Halse und gab ihm einen heftigen Stoß, daß er einen Schritt zurücktaumelte.

„Amanda,“ rief der Gatte, der eben noch selig gelächelt hatte, entsetzt, „was ist dir?“

„Was wollen Sie?“ rief sie im Tone höchster Erregung. „Wie kommen Sie hierher?“

„Aber Herzliebchen, ich bin ja dein Gatte —“

„Mein Mann? — O ich erkenne Sie, Sie sind der Assessor Sulzer, dieser aufdringliche Mensch, der mich durchaus zur Frau haben will.“

Erschrocken starrte Goswin sie an. „Amanda, teures Lieb, komm doch zu dir! — Du bist ja meine süße Frau — wir sind ja seit sechs Wochen verheiratet!“

„Unmöglich! — Ich hasse Sie — ich würde nie meine Einwilligung gegeben haben!“ Und an ihre Mutter, die eben hereintrat, um ihr zu gratulieren, wandte sie sich mit der schroffen Frage: „Ist's wahr, Mama, bin ich wirklich mit diesem Manne verheiratet?“

Die Mutter glaubte im ersten Augenblick, ihre Tochter sei irrsinnig geworden. „Natürlich,“ sagte sie, „und du hast ihn doch aus reiner Liebe erkoren. Ihr waret ja wie zwei Turteltauben!“

„Das ist nicht möglich!“ erklärte Amanda heftig. „Jedenfalls liebe ich ihn nicht. Wenn ich wirklich mit ihm verheiratet bin, so will ich auf der Stelle geschieden sein! — Hören Sie, Herr Assessor? Ich will unter keinen Umständen Ihre Frau sein! Sie kennen meine Abneigung gegen Sie.“

Alle Bitten des Assessors, alle Vorstellungen der Mutter blieben fruchtlos, Amanda ließ ihren Gatten gar nicht in ihre Nähe, und betrübt verließ er endlich das Haus, um sofort Doktor Bertram aufzusuchen.

„Sie sehen ja so erregt aus!“ empfing ihn dieser lächelnd. „Was ist denn los?“

„Ein Unglück, Herr Doktor,“ entgegnete Goswin und erstattete Bericht.

„Ja, bester Herr Assessor,“ versetzte der Arzt, „das ist alles ganz in Ordnung. Ihre Frau ist einfach aus dem hypnotischen Zustand erwacht oder richtiger, die Wirkung der Suggestion hat sich erschöpft. Wie stark sie gewesen ist, haben Sie ja selbst erfahren; daß sie ewig dauert, können Sie natürlich nicht verlangen. Je nach der Individualität und der Dosis suggestiver Kraft, die zur Anwendung gelangt, ist der Effekt ein verschiedener. Darum sagte ich Ihnen ja, Sie sollten sich beeilen, zu heiraten.“

„Was soll denn aber nun werden, Herr Doktor?“

„Ja, was soll werden?“

„Können Sie ihr nicht aufs neue Liebe für mich einflößen? Aber auf längere Zeit! Denn daß ich für je sechs Wochen zehntausend Mark zahle, geht doch nicht, da käme mich die Liebe meiner Frau jährlich auf 86,666 $\frac{2}{3}$  Mark — das hält mein Beutel nicht aus.“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Wenn Sie mir auch das Doppelte offerierten, Herr Assessor, so würde ich doch die erneute Behandlung ablehnen. Ich habe



bei jener Gelegenheit so viele suggestive Kraft verbraucht, daß ich drei Wochen total erschöpft war und mir keinerlei Suggestion mehr gelang. Der Schaden, der mir dadurch erwachsen ist, läßt sich gar nicht ersetzen. Ubrigens ist eine dauernde Wirkung nicht zu erzielen, stets nur eine zeitweilige, so daß Sie sich in wenigen Wochen immer wieder in derselben Situation befinden würden. Was also hätten Sie dadurch gewonnen?"

„Was soll ich aber denn da machen, Herr Doktor? Da wäre es doch besser, ich hätte Amanda gar nicht geheiratet. Sie will jetzt geschieden sein.“

Der Arzt schritt einige Augenblicke nachdenklich auf und ab. Dann lachte er und sagte: „Ich will Ihnen einen guten Rat geben, und ich denke, der wird helfen.“

„Wie teuer kommt er, Herr Doktor?"

„Diesmal kostet er nichts, weil er rein privater Natur ist. Ich habe Ihre Frau scharf beobachtet, als ich sie hypnotisierte. Sie gehört zu den demonstrativen Naturen, so sanft sie auch sein mag. Schlagen Sie das Verfahren bei ihr ein, das ich Ihnen empfehlen werde!“

Und Doktor Bertram sprach mehrere Minuten eifrig auf den verzweifelten Ehemann ein.

#### 4.

Der Assessor kam nach Hause. Amanda saß weinend auf dem Sofa, die reichen Geschenke auf dem Tische keines Blickes würdigend.

„Guten Morgen,“ sagte er ruhig beim Eintreten.

„Lassen Sie mich allein, ich will Sie nicht sehen!“

„Ich komme nur, um Ihnen zu melden, daß ich den Antrag auf Ehescheidung eingereicht habe,“ versetzte er gleichmütig.

Sie fuhr ein wenig gereizt in die Höhe. „So?

Sie haben ihn schon eingereicht?“ Dann setzte sie langsame hinzu: „Um so besser.“

„Ich entsprach damit Ihrem vorhin geäußerten Wunsche und, offen gestanden, auch meinem eigenen inneren Verlangen.“

„Ihrem — Verlangen?“

„Na ja. Ich muß rein berauscht gewesen sein, als ich Ihnen meine Liebe erklärte und Sie zur Ehe mit mir veranlaßte. Wir sind beide unschuldig, es ist mir gerade wie Ihnen gegangen. Ich erwache heute wie aus einem Traum. Wo ich nur meine Augen gehabt habe?“

„Ihre Augen?“ erwiderte sie gedehnt. „Sie wollen wohl gar behaupten, Sie hätten sich in mir getäuscht?“

„O, dazu bin ich zu höflich —“

„Sagen Sie es nur gerade heraus! Erscheine ich Ihnen nicht mehr hübsch genug?“ Sie warf einen forschenden Blick in den großen Wandspiegel.

„O gewiß — ganz passabel —“

„Mein Herr!“

„Na, das ist noch das wenigste. Aber der Charakter — ich weiß nicht —“

„Meinetwegen finden Sie mich, wie Sie wollen! Sie werden mich ja bald los werden.“

„Sehr richtig. Ich habe dem Rechtsanwalt gesagt, er solle auf beschleunigtes Verfahren dringen.“

„Ah —“

„Übrigens können Sie mein Haus auch schon eher verlassen.“

„Ich werde tun, was ich will!“ rief sie schroff. „Vorläufig bin ich hier mit den Rechten einer Hausfrau, und es steht bei mir, bei mir ganz allein, was ich tun will.“

Goswin antwortete nichts weiter, sondern trat an den Tisch und steckte den Schmuck in die Tasche.

„Was soll das?“ fragte sie betroffen.

„Ich will den Kram zurückgeben.“

„Ah, Sie nehmen Ihre Geschenke wieder?“

„Sie sind ja verschmäht worden.“

„Wer hat das gesagt?“

„Verschmäht oder nicht, ich werde sie doch nicht einer Frau lassen, von der ich mich scheiden lassen will.“

„S i e wollen sich scheiden lassen? Ha — ha — i c h bin es, die sich —“

„Ganz wie Sie belieben, gnädige Frau.“

„Solange wir verheiratet sind, haben Sie gar kein Recht, mich gnädige Frau zu nennen,“ erklärte sie mit einem wehmütigen Blick auf den kostbaren Schmuck.

„Wir sind doch schon so gut wie geschieden.“

„Nein, wir sind es noch nicht!“

„Ich werde Ihnen nie gestatten, daß Sie eine vertrauliche Anrede gegen mich wieder anwenden.“

„Ich bin zurzeit noch dein Weib, und niemand kann es mir verwehren.“

Sie rauschte stolz hinaus, während der Assessor vergnügt vor sich hin lächelte.

„Die Kur schlägt an,“ murmelte er. „Nur so fort, Goswin!“ —

Und er fuhr fort, bei jeder Gelegenheit seinen Wunsch, ihrer entledigt zu sein, hervorzukehren.

So wandte er sich eine Stunde vor dem Abendbrot mit den Worten an sie: „Du wirfst dich natürlich um das Abendbrot nicht mehr bekümmern.“

„So? Warum denn nicht?“

„Weil du hier weder Rechte noch Pflichten mehr hast.“

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich gegenwärtig noch deine Frau bin. Also werde ich für das Abendbrot sorgen, ob es dir nun paßt oder nicht.“

Als der Tisch gedeckt war, nahm er seinen Hut.

„Wo willst du hin?“

„Zum Essen.“

„Das steht hier.“

„Um — ich esse gern in angenehmer Gesellschaft.“

„Meine steht dir wohl nicht an?“

„So wenig wie dir die meine.“

„O, ich verstehe zu dulden.“

„Dann will ich dir nicht nachstehen.“ Und er setzte sich neben sie an den Tisch. —

Mehrere Tage vergingen so in beständigem Geplänkel. Goswin forderte ihren Widerspruchsg Geist heraus, wo er konnte, denselben immer geschickt gegen sie selbst kehrend.

Eines Morgens steckte er einen Brief in die Tasche, wobei er äußerte: „Er ist an den Rechtsanwalt. Er betreibt mir die Scheidungsklage nicht schnell genug.“

„Hast du es denn so eilig?“ fragte sie tiefverlezt.

„Haben wir es nicht beide eilig?“

„Gewiß. Aber —“ Sie brach plötzlich in Tränen aus. „Bin ich denn so häßlich geworden, daß du mich nicht schnell genug los werden kannst?“

„O das nicht — indessen — wir verlieren keines etwas am anderen. Dir liegt an mir Faunentopf ja auch nichts.“

„Einen Faunentopf hast du nicht! Glaubst du, ich hätte mir je einen Mann mit einem Faunentopf genommen?“

„Na, ein Adonis bin ich nicht —“

„Du bist ein sehr hübscher Mann!“

„Aber mein Charakter, mein Egoismus, meine Geheißigkeit, mein Jähzorn —“

„Ach geh, so ein gutmütiger, edelmütiger Mann

wie du! — Sag doch wenigstens adieu!“ rief sie dem Davoneilenden nach.

„Wozu?“ wandte er sich kalt zurück.

„Bin ich denn nicht einmal das wert? Und erst tatest du, als liebtest du mich bis zum Wahnsinn!“ schluchzte sie.

„Beruhige dich nur, Amanda, ich werde ja alles tun, was in meiner Macht steht, den Prozeß zu beschleunigen,“ tröstete er gutmütig.

„Zu beschleunigen? Barbar — kann ich denn nicht schnell genug aus dem Hause kommen? Da wir einmal verheiratet sind, hätten wir doch auch zusammen bleiben können.“

„Wenn du das meinst,“ rief er in ganz anderem Tone als bisher, „meinetwegen — Amanda! Ich bin dabei.“

Er lachte sie an, sie lachte ihn an, dann lagen sie einander in den Armen und herzten und küßten sich.

„Und du liebst mich nun wirklich, Kind?“ flüsterte er felig.

Sie strahlte ihn aus verklärten Augen an. „Von ganzem Herzen, Goswin — und — ich glaube, ich war dir immer gut!“

Nach einer Weile hob sie das Köpfchen verschämt zu ihm auf und sagte im Tone sanften Vorwurfs: „Das war nicht recht von dir, daß du mir die Geschenke gleich wieder wegnahmst und den schönen Schmuck zurückgabst.“

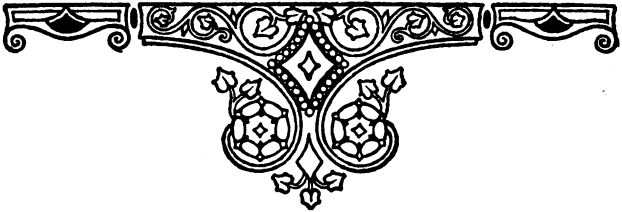
„Die Geschenke? Ich habe sie ja noch!“ rief er lachend.

„Auch den Schmuck?“

„Auch ihn. Du sollst alles wieder haben — auch die Torten und Kuchen bestelle ich wieder.“

Er eilte fort, alles herbeizuholen und den Geburtstagstisch von neuem zu decken.

Als er in seinem Schranke frante, wo er die Sachen aufbewahrte, lächelte er glücklich und sagte leise zu sich selbst: „Des Doktors Mittel hat geholfen. Amanda will durch Demonstration, nicht durch sklavische Anbetung gewonnen sein. Hätte ich das eher gewußt, hätte ich mir am Ende die zehntausend Mark sparen können!“





## Ein neuer Brutapparat.

Kapitel für die Hausfrauen von R. Hendrichs.

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Jede gute Hausfrau weiß, daß ein Brathühnchen, um dem Gaumen des Feinschmeckers wirklich zu behagen, im vierten oder fünften Monat seines kurzen Daseins dem Schlachtmesser geopfert werden muß. Ist es jünger, so mangelt es ihm an dem nötigen Fleischansatz, hat es aber die erwähnte Altersgrenze überschritten, so erfährt der feine Wohlgeschmack, der es bei geschickter Zubereitung zu einem wahren Lederbissen macht, eine wesentliche Verminderung.

Da nun aber selbst die beste Henne nicht während des ganzen Jahres zum Brüten geneigt ist, würden die den berechtigten Anforderungen eines Gourmands entsprechenden Hühnchen während mehrerer Monate ganz von der Tafel verschwinden müssen, wenn nicht der erfinderische Menscheng Geist der Natur neben so vielen anderen Geheimnissen auch das Geheimnis des Brutprozesses aufmerksam genug abgelauscht hätte, um sich für die Hervorbringung jungen Hühnernachwuchses von den mütterlichen Instinkten der Legehennen unabhängig zu machen.

In der Tat ist heute wohl schon die Mehrzahl der auf den Markt gelangenden Hühnchen künstlich erbrütet worden. Und es dürfte darum für viele unserer Leserinnen von Interesse sein, die sinnreiche, dabei aber einfache Einrichtung und Handhabung eines Apparats

kennen zu lernen, dem sie diese schätzenswerte Bereicherung ihres Küchzettels verdanken.

Es war selbstverständlich, daß man sich bei der Konstruktion der „künstlichen Glucke“ so vollständig wie möglich dem von der Natur gegebenen Vorbilde anzupassen suchte, und wenn auch der von uns sowohl im schematischen Durchschnitt wie in den verschiedenen Phasen seiner Behandlung bildlich vorgeführte Brutkasten äußerlich recht wenig Ähnlichkeit mit einer sorglichen Hühnermutter haben mag, so weiß er doch alle natürlichen Berrichtungen einer solchen, sofern sie sich auf das Brutgeschäft beziehen, in nahezu vollkommener Weise zu erfüllen.

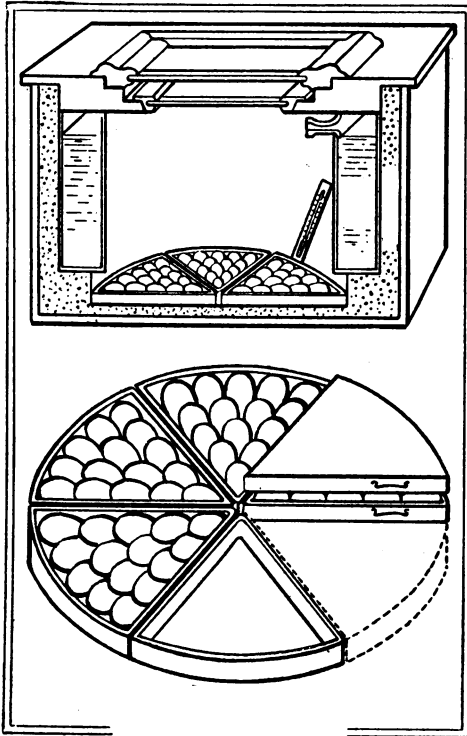
Die Beobachtung hatte gelehrt, daß die von einer brütenden Henne den Eiern mitgeteilte Wärme 39 bis 40 Grad beträgt, daß die Glucke ihr Nest stets auf dem Erdboden anlegt, ohne Zweifel in dem instinktiven Bewußtsein, seiner Feuchtigkeit für das Gelingen ihres wichtigen Geschäftes zu bedürfen, daß sie ihre Eier dem Einfluß der atmosphärischen Luft aussetzt, während sie den Brutprozeß unterbricht, um ihr Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, und daß sie die währenddessen erkalteten Eier, die durch ihren Körper stets nur von oben her erwärmt werden, jedesmal umdreht, ehe sie ihren Platz wieder einnimmt.

Dadurch waren die Grundsätze gegeben, nach denen man bei der Einrichtung des Brutapparats verfahren mußte, und der Erfolg hat gelehrt, daß sich die praktische Nuanwendung der theoretischen Erkenntnis mit den denkbar einfachsten Mitteln bewirken läßt.

Der wichtigste Teil des Apparats ist ein kreisrundes, metallenes Reservoir mit doppelten Wandungen, zwischen die das als beständige Wärmequelle dienende heiße Wasser gegossen wird, und deren innere den für die



Aufnahme der Eier bestimmten Hohlraum, das künstliche Nest, umschließt. Um die Abkühlung des Wassers durch die Außenluft tunlichst zu vermindern, ist dies



Schematischer Durchschnitt durch den Brutapparat.

Reservoir in einem viereckigen hölzernen Kasten angebracht, und der Zwischenraum zwischen den Kastenvänden und der äußeren Wandung des Metallgefäßes ist mit fest eingedrückt, gut ausgetrockneten Sägespänen von Tannenholz ausgefüllt. Der Boden des

Reservoirs ruht auf einer Holzleiste, die höher ist als die auf den Grund des Kastens gelegten Eier, um eine seitliche Erwärmung derselben zu verhindern. Doch werden die als Kreisabschnitte geformten Eierkästchen



Das Einschichten der ausgewählten Eier.

nicht unmittelbar auf den siebartig durchlöcherten Boden des Holzkastens, sondern auf eine 2 bis 4 Zentimeter hohe Sandschicht gesetzt, deren ständige Feuchthaltung eine der wesentlichsten Voraussetzungen für ein Gelingen des Brutprozesses bildet.

Die Warmhaltung des Wassers erfolgt durch einen — auf der schematischen Zeichnung nicht angedeuteten —

Heizapparat, dessen Wärmequelle eine einfache, leicht regulierbare Petroleumlampe ist. Das Auffüllen und Ablassen des erforderlichen Wassers geschieht mittels einiger durch die Wandungen des Holzkastens geführter



Das Einführen der Eier in den Apparat.

Röhrchen und Hähne, die auf unseren photographischen Abbildungen deutlich erkennbar sind, und den oberen Verschuß des ganzen Apparats bilden zwei übereinanderliegende, in Rahmen gefaßte Plättchen aus Fensterglas, die eine ständige Beobachtung des in den Eierbehälter gestellten Thermometers, sowie aller Vorgänge im Innern der „Couveuse“ gestatten und die sich bei

möglichst dichtem Verschuß des Kastens doch leicht abheben und wieder einfügen lassen.

Für die Beschickung und Behandlung des Apparats gelten in der Hauptsache folgende Regeln.

Während das Gelege einer brütenden Henne zu meist aus fünfzehn bis achtzehn Eiern besteht, deren Alter zwischen einem und dreißig Tagen schwankt, empfiehlt es sich, für den Brutkasten nur solche Eier zu wählen, die nicht mehr als fünfzehn Tage alt sind, und bei denen man sicher sein kann, daß sie von jungen und gesunden Hennen stammen. Ob sie befruchtet sind, läßt sich erst im Verlauf des künstlichen Brutprozesses durch ein Prüfungsverfahren feststellen, von dem weiter unten noch die Rede sein wird. Man nehme indessen nur Eier von normaler, länglicher Form und gebe solchen mit dicken Schalen den Vorzug, weil sie in der Regel eine zartere, von dem auschlüpfenden Küchlein leichter zu durchbrechende Eihaut haben. Ungewöhnlich große Eier scheidet man von vornherein aus, weil die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß sie zwei Dotter enthalten, und weil, da eine volle Entwicklung beider Keime ausgeschlossen ist, der zuerst absterbende Embryo durch Fäulnis auch den Tod des anderen herbeiführen würde.

Die Kleinheit eines sonst gesunden Eies ist dagegen in der Regel ohne Einfluß auf die Lebensfähigkeit des Hühnchens, denn wenn es auch beim Auschlüpfen vermutlich kleiner sein wird als seine Nestgenossen, gleicht sich der Größenunterschied doch gewöhnlich schon im Verlauf weniger Tage vollständig aus.

Was die Aufstellung des Apparats betrifft, so braucht man dabei keineswegs allzu ängstlich zu sein. Man vermeide nur die unmittelbare Nähe eines Fensters oder einer häufig geöffneten Tür, zu grelles Licht und

die Gefahr öfterer starker Erschütterung. Ein gleichmäßig erwärmter Raum mit nicht zu trockener Luft ist für die Unterbringung des Brutkastens am besten geeignet.

Will man den Apparat „in Betrieb“ setzen, so fülle



Das Einfügen der Verschlussdeckel.

man zunächst das Reservoir mit heißem Wasser, da bei der Beschickung mit kaltem ungefähr vierundzwanzig Stunden vergehen würden, bevor es durch den Heizapparat auf die erforderliche Temperatur gebracht wäre. Dann schichte man die ausgewählten und vorsichtig gewaschenen Eier derart in die segmentförmigen Kästchen, daß sie mit dem spitzen Ende dem Mittelpunkt des Nestes

zugekehrt sind, und bringe sie durch die obere Öffnung auf den Boden des Kastens, sobald das Thermometer im Innern des Apparats eine Lufttemperatur von 40 Grad anzeigt. Natürlich hat man vorher die Lampe der Heizvorrichtung angezündet und den Hahn geöffnet, der diese Vorrichtung mit dem Wasserreservoir in Verbindung bringt.

Die weitere Behandlung ist die einfachste von der Welt. Abgesehen davon, daß man sich des öfteren mit einem Blick durch den Glasdeckel von dem Stande des Thermometers zu überzeugen und erforderlichenfalls die Temperatur durch Höher- oder Niedriger-schrauben der Lampe zu regulieren hat, braucht man nur von zwölf zu zwölf Stunden dem Apparat einige Minuten zu opfern.

Es handelt sich dabei um das Wenden der Eier, das man, wie schon erwähnt, der brütenden Henne abgesehen hat. Zu diesem Zweck wird der Apparat geöffnet, und die Eierkästchen werden ihm entnommen, um zehn bis fünfzehn Minuten lang der Zimmerluft ausgesetzt zu bleiben. Sobald man bei ihrer leichten Berührung mit dem Rücken der Hand keine Wärme mehr spüren kann, legt man ein bereitgehaltenes leeres Kästchen von gleicher Form mit nach oben gefehrtem Boden auf den ersten Eierbehälter, so daß die Ränder genau aufeinanderschließen, und stülpt durch rasche, vorsichtige Drehung das Ganze um, so daß die Eier in derselben Ordnung, aber in veränderter Lage in das Wechsellästchen gelangen. Wenn diese Prozedur bei sämtlichen Behältern vollzogen ist, gibt man sie wieder in den Apparat und schließt die beiden Deckel desselben, um ihn für die nächsten zwölf Stunden abermals sich selbst zu überlassen.

Wenn die erwähnten einfachen Handgriffe ohne

weiteres auch von jedem Neuling ausgeführt werden können, so erfordert es immerhin einige Übung und Erfahrung, die Eier auf ihre Befruchtung und auf die Lebensfähigkeit des Embryos hin zu untersuchen.



Das Wenden der Eier.

Die Vornahme dieser Untersuchung erfolgt zweckmäßig am vierten oder fünften Tage nach dem Beginn der Bebrütung, und es wird zu dem Behuf unter sofortigem Wiederverschluß des Doppeldeckels immer nur ein Behälter dem Brutkasten entnommen. Auch kann die Prüfung lediglich am Abend oder im verdunkelten Zimmer vor sich gehen. Sie besteht in einer

Durchleuchtung des Eies, das, mit der Spitze nach unten, möglichst nahe an die Flamme einer Lampe oder Kerze zu bringen ist. Man hat für die Zwecke dieser Untersuchung sogar ein besonderes Instrument,



Das Durchleuchten der Eier behufs Feststellung ihrer Befruchtung.

das sogenannte Ovoskop, konstruiert, dessen Anwendung unsere Abbildung auf Seite 199 veranschaulicht.

Es besteht aus einem auf einem Stiel befestigten Eierbecher und einem dahinter angebrachten Schirm mit rundem Ausschnitt, durch den das Licht auf das Ei fällt. Ist dasselbe befruchtet, so läßt sich der Embryo, der ungefähr das Aussehen einer roten Spinne hat,



im Innern deutlich erkennen, und man braucht das Ei nur in eine leicht zitternde Bewegung zu setzen, um das Leben des noch in seinen ersten Entwicklungsstadien befindlichen zukünftigen Hühnchens festzustellen. Eier,



Untersuchung der Eier mittels des Ooskopos.

deren Inneres bei der Durchleuchtung trübe und wolfig erscheint, sind als abgestorben zu entfernen. Solche aber, die bei klarem Aussehen nur die Kennzeichen der Befruchtung vermissen lassen, sind trotz der mehrtägigen Bebrütung zum Genuße noch sehr wohl zu verwenden, ja, sie erfreuen sich sogar bei den Kuchenbäckern einer besonderen Beliebtheit, weil sie sich leichter als andere

zu Schaum schlagen lassen. Bei einiger Übung ist übrigens das Ovoskop für die Untersuchung vollkommen entbehrlich, da der Schirm recht wohl durch die beschattende Hand des Prüfenden (siehe die Abbildung auf Seite 198) ersetzt werden kann.

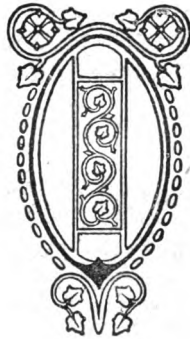
Es empfiehlt sich, die Durchleuchtung am zwölften Tage zu wiederholen und alle Eier mit sehr wässerigem oder trübem Inhalt aus dem Apparat zu entfernen.

Das Ausschlüpfen der Kücklein pflegt sich am neunzehnten oder zwanzigsten Tage dadurch anzukündigen, daß der Schnabel des Tieres die Schale an einer winzigen Stelle durchbricht. Während dieser Tage muß dem Apparat eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet werden. Die Temperatur ist ohne jede Schwankung auf 40 Grad zu erhalten, und der Sand, auf dem die Behälter ruhen, ist noch reichlicher als sonst zu befeuchten. Die Eier dürfen nicht mehr erkalten und darum auch selbstverständlich nicht mehr in der bisherigen Weise gewendet werden. Wo die Öffnung nicht an der nach oben liegenden Seite eines Eies erscheint, ist dasselbe vorsichtig mit der Hand in die für das ausschlüpfende Kücklein bequemste Lage zu bringen, und nachdem am einundzwanzigsten Tage die ersten jungen Tierchen ihr Gefängnis verlassen haben, ist sowohl für ihre sofortige Entfernung aus dem Apparat, wie für die Beseitigung der leeren Schalen gewissenhaft Sorge zu tragen.

Im allgemeinen bedarf das ausschlüpfende Kücklein bei seiner Befreiung nur selten der menschlichen Nachhilfe. Solche, die zu schwach sind, die Eihaut und die Schale zu durchbrechen, beweisen damit zumeist ihre Lebensunfähigkeit und gehen, wenn man ihnen herausschafft, gewöhnlich schon nach wenigen Stunden ein. Höchstens soll man, wo man besondere Schwierigkeiten

für das auschlüpfende Tierchen vermutet, die kleine Anfangsöffnung so weit vergrößern, daß der Schnabel frei wird. Aber man hüte sich sorgsam, das Hühnchen dabei zu verletzen, denn die geringste Blutung würde unfehlbar den Verlust des Tieres nach sich ziehen.

Eine Schilderung der weiteren Aufzucht würde den Rahmen unserer Skizze überschreiten, und wir wollen nur noch erwähnen, daß die Küchlein unmittelbar aus dem Brutapparat am besten in einen mit Watte gefüllten, erwärmten Korb verbracht werden, in dem sie während der ersten sechsunddreißig Stunden ihres Lebens ohne jede Nahrung bleiben können.





## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten)

**Der Murillo.** — Jeden Vormittag um elf Uhr pflegt Herr Dupin, ein ebenso sparsamer als geschäftstüchtiger Pariser Antiquitätenhändler, im Restaurant Bravette in der Rue de Beranger sein Frühstück einzunehmen. So tat er auch an einem schönen Frühlingstage; er ließ sich seine Bouillon gut schmecken und las seine Zeitung dazu.

Seine Aufmerksamkeit wurde aber bald durch die Unterhaltung zweier Gäste in Anspruch genommen, die an einem Nebentische Platz genommen hatten und die laut genug sprachen, um für ihn verständlich zu sein. Ihr Gespräch betraf nämlich einen neu aufgefundenen Murillo, und das mußte ja Dupin, der auch mit alten Bildern handelte, interessieren.

„Ein wahres Meisterwerk ist's!“ erzählte der eine. „Ein paar Zigeunerlinder stellt es dar, aber in solcher Vollkommenheit und Schönheit, wie ich noch nie ein Bild gesehen habe. Auch die Farbengebung ist eines Meisters, wie Murillo es war, würdig, geradezu entzückend! Die Worte fehlen mir, um die Schönheiten des Bildes erschöpfend zu schildern.“

„Du sehest mich in Erstaunen,“ antwortete der andere. „Aber wie hast du es denn entdeckt? Solche Funde sind sehr selten und kommen heutzutage fast gar nicht mehr vor.“

„Ich will dir das erzählen. Vor etwa zwei Jahren bauten wir für eine englische Firma eine sehr komplizierte Maschine, und der Monteur, der sie zusammensetzte, ging vor einem halben Jahre von uns ab. In der vergangenen Woche wurde uns ein Teil ihres Mechanismus zur Reparatur zugeschickt, und unglücklicherweise haben wir jetzt niemand in der Fabrik, der die Reparatur vornehmen kann. Ich erhielt daher gestern den Auftrag, nach Vernace zu fahren, weil wir glaubten, jener Monteur Jules Revers wäre vielleicht bei seinem Vater, dem alten Claude, der dort ein kleines

Gut hat. Zu meinem Bedauern hörte ich jedoch von dem Alten, daß sein Sohn in England sei. Da ich ungefähr eine Stunde auf den nächsten Zug zu warten hatte, forderte mich der alte Revers auf, die Zeit mit ihm zu verplaudern und eine Flasche Wein auf das Wohl seines Sohnes mit ihm zu trinken. Er holte den Wein auch gleich aus dem Keller, und da er sehr vom Reußen geplagt wird, dauerte es eine geraume Zeit, ehe er wieder zurückkam. Beim Warten waren meine Blicke auf das Bild einer Madonna gefallen, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, das ziemlich dürftig gemalte Bild herunterzunehmen und es mir genauer anzusehen. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Leinwand an der Seite sich etwas abgelöst hatte und dadurch ein zweites, dahinter befindliches Bild zum Vorschein kam. Meine Aneiszange hatte ich bei mir, und hätte ich Zeit genug gehabt, so hätte ich den hölzernen Rücken entfernt und die Geschichte näher untersucht. Gerade jetzt aber hörte ich den Alten die Kellertreppe heraufkommen, und mir blieb daher nichts übrig, als das Bild wieder an seinen Platz zu hängen. Da der Wein nicht übel war, hatten wir die eine Flasche bald geleert, und ich forderte den alten Revers auf, noch eine zweite zu holen. Dazu ließ er sich nicht lange nötigen, zumal ich einen Franken auf den Tisch gelegt hatte. Während er zum zweiten Male im Keller war, nahm ich rasch das Bild von der Wand, legte es auf den Tisch, nahm es aus dem Rahmen und brachte so einen zweifellos echten Murillo in das volle Licht des Tages.“

„Was für eine glänzende Entdeckung! Aber fahre nur fort — ich bin ganz Ohr.“

„Mein erster Gedanke war, das Bild an mich zu nehmen, da ja der Alte von seinem Vorhandensein nichts wußte. Es war indessen zu groß, als daß ich es in meiner Tasche hätte unterbringen können, und ich sagte mir auch, daß es unrecht sei, dem Alten, der nicht in den besten Verhältnissen zu sein scheint, etwas wegzunehmen. Raub hatte ich das Bild wieder in dem Rahmen befestigt und an die Wand gehängt, als der alte Revers wieder eintrat. Ich sagte zu ihm, daß mir das Bild sehr gut gefiele und ich es gern von ihm kaufen möchte. Der Alte lachte und fragte, was ich dafür zu geben willens sei.“

„Hundert Franken,“ sagte ich und legte gleichzeitig den Betrag auf den Tisch. Ich glaubte, dem Anblicke des Geldes würde er nicht widerstehen können, und bemerkte dazu, daß sicherlich niemand ihm mehr zahlen würde.

„Vielleicht nicht,“ war seine kurze Antwort, „aber ich habe gar nicht die Absicht, es zu verkaufen. Sein Verkauf würde mir Unglück bringen, und Unglück habe ich nachgerade schon genug in meinem Leben gehabt, denn mein kleines Gut ist mit zehntausend Franken Schulden belastet. Aber davon ganz abgesehen, warum soll ich denn um ein paar lumpige Franken die Madonna verkaufen, die meine liebe, gute Frau immer so gern gehabt hat? Ich will Ihnen aber etwas sagen. Wenn Sie das alte Bild wirklich haben wollen, so bezahlen Sie dafür die Schulden, die auf meinem Gute stehen. So was zu tun werden aber weder Sie noch sonst jemand in der Welt dumm genug sein. Und jetzt adieu, lieber Herr, denn Ihr Zug geht in zehn Minuten.“

„Adieu, Vater Revers! Ich besuche Sie vielleicht wieder einmal,“ sagte ich beim Abschiede und beeilte mich, auf den Bahnhof zu kommen.“

„Was beabsichtigst du nunmehr in der Sache zu tun?“

„Borge mir die zehntausend Franken und ich bin überzeugt, daß ich den alten Revers bestimmen kann, mir dafür das Bild zu verkaufen. Angenommen, wir erhalten nur dreihunderttausend Franken für das Gemälde, so können wir immerhin einen schönen Gewinn unter uns teilen. Was meinst du dazu?“

„Ich verlasse mich so sehr auf dein Urtheil, daß ich dich bitte, mich nach meinem Bureau zu begleiten, wo ich dir sogleich das Geld geben werde. Wann kannst du fahren?“

„Mit dem Zug um drei Uhr dreißig. Ich muß zuvor nochmals nach der Fabrik gehen.“

Erst als die beiden Herren das Lokal verlassen hatten, wagte Dupin aufzusehen. „Ja:ques,“ rief er dem Kellner zu, „rasch ein Kurzbuch!“

Der Kellner brachte das Gewünschte, und Dupin blätterte darin. „Das trifft sich gut,“ dachte er voller Freude, „da geht ja ein Zug um zwölf Uhr vierzig, mit dem bin ich noch früher da.“

Dupin zahlte und ging. Verwundert schaute ihm der Kellner

nach, denn der alte Knauser hatte ihm einen Sou Trinkgeld gegeben. Das war noch nie vorgekommen.

Auf raschestem Wege begab sich Dupin nach seinem Laden und setzte sich an sein Pult. „Zehntausend Franken! Sicherer ist es, ich nehme für alle Fälle fünfzehntausend mit, man kann ja nie wissen. Dafür ist ein Murillo immer noch gefunden.“

Mit offener Genugthuung steckte er die Noten in seine Brieftasche und machte sich auf den Weg.

Aber merkwürdig — die beiden Herren, deren Unterhaltung er im Restaurant mitangehört hatte, waren ihm nicht nur nach seinem Laden, sondern auch zum Bahnhof nachgegangen, und sobald sie ihn hatten abfahren sehen, hatte der eine ein Telegramm aufgegeben. . . .

In bester Stimmung kam Dupin in Vernace an, und wenige Minuten später klopfte er an die Tür des kleinen Hauses, in dem der alte Revers wohnte. In dem Greise, der ihm öffnete, erkannte er sofort die Person, die zu besuchen er gekommen war.

„Treten Sie gefälligst näher,“ sagte der Alte.

Dupin hatte Platz genommen, und Revers richtete seine durchdringenden grauen Augen auf seinen Besucher und fragte: „Und welches Geschäft führt Sie zu mir?“

„Ich bin kein Freund von langen Vortreden und komme daher gleich auf den Zweck meines Besuches,“ antwortete Dupin. „Einer meiner Bekannten, der neulich bei Ihnen war, hat mir von einem Bilde erzählt, das Sie besitzen sollen und das ich auch dort an der Wand hängen sehe. Er ist in das Bild ganz vernarrt, und obgleich ich nach besten Kräften versucht habe, es ihm auszureden, läßt er sich doch davon nicht abbringen. Der dumme Kerl behauptet nämlich, das Bild würde ihm Glück bringen. Haben Sie je schon solchen Unsinn gehört?“

„Dann hat Ihnen wohl Ihr abergläubischer Freund auch den Preis genannt, den ich dafür verlangte. Die Summe nannte ich nur, weil ich ihn los werden wollte, denn es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, das Bild zu verkaufen.“

„Aber wenn es Ihnen doch so gut bezahlt wird?“

„Warum sollte ich es wohl verkaufen? Ich bin alt, und mein Sohn hat dieses Stück, das seine alte Mutter so liebte, recht gern

und hat mir ausdrücklich gesagt, ich soll mich nicht von ihm trennen.“

Voller Rührung fuhr der Alte mit dem Taschentuch nach den Augen, und auch Dupin wischte sich mit gut gespielter Teilnahme eine Träne fort.

„Nein, lieber Herr, ich kann noch arbeiten, und mit Hilfe meines Sohnes können wir auch unsere Hypothekenzinsen zahlen. Weswegen soll ich es also verkaufen?“

Mit tiefstem Mitgefühl antwortete Dupin: „Es ist doch recht traurig, wenn man bedenkt, daß so ein alter, ehrenwerter Bürger, wie Sie es sind, sich noch auf seine alten Tage abmühen und abplagen muß! Und wozu? Um so einem erbärmlichen Wucherer die Zinsen zu zahlen! Aber hören Sie wohl auf mich. Ich komme zu Ihnen als Befreier, und ich will Ihnen — hören Sie wohl — elftausend Franken geben. Damit können Sie Ihre Schulden bezahlen und haben noch einen hübschen Groschen übrig. Was sagen Sie dazu?“

Aber weder ein Gebot von elftausend noch ein solches von zwölftausend Franken vermochten den alten Revers zu bewegen, das Bild, an dem seine liebe, gute Frau so sehr gehangen hatte, herzugeben, und erst als Dupin, dessen Gesicht immer länger und dessen Stimmung immer schlechter wurde, dreizehntausend Franken bar auf den Tisch zählte, konnte der Alte dem Reize der verlockenden Banknoten nicht mehr widerstehen. Mit Tränen in den Augen nahm er das Bild von der Wand, küßte es inbrünstig und überreichte es dann dem Kunsthändler, der seinen Schatz eiligst in seine vorsorglich mitgenommene Tasche packte.

„Adieu, lieber Revers!“ rief Dupin und öffnete die Thür.

Aber der alte Revers hatte sich erschöpft auf einen Stuhl fallen lassen, Hände und Arme hatte er auf den Tisch gelegt, sein Gesicht darin verborgen und schluchzte laut.

Voller Furcht, daß den Alten der Handel gereuen möge und er das Bild vielleicht würde wieder haben wollen, rannte Dupin, so rasch ihn seine Beine trugen, nach dem Bahnhofe, und nach einer Viertelstunde bereits saß er in dem Zuge, der ihn nach Paris zurückbrachte.

Hätte aber Dupin den alten Revers zwei Minuten nach seinem



Weggange gesehen, so hätte er wohl vor Schreck einen Schlaganfall bekommen. Denn der alte Mann stand plötzlich auf, lachte aus vollem Halse und begann dann schnell einen kleinen Handkoffer zu packen.

In seiner Wohnung angekommen, zeigte Dupin seinen Kauf seiner Frau, die ja von der ganzen Geschichte noch nichts wußte.

„Was hast du denn da, Charles?“ fragte sie, als sie neugierig das Bild betrachtete.

„Das da oben darauf, lieber Schatz, ist ja weiter nichts wert,“ antwortete er auf das Bild zeigend, „aber dahinter — da sollst du sehen! Du wirst Augen machen, wenn ich dir das zeige!“

Mit einer Zange löste er das Bild aus dem Rahmen, und in größter Aufregung suchte er nach dem Meisterwerk, dem neu entdeckten Murillo.

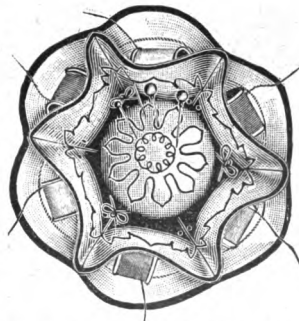
Und was fand er?

Hinter dem Bilde war ein Zettel verborgen, auf dem die Worte standen: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“

Seine Nachforschungen nach dem alten Revers blieben erfolglos. Oder vielmehr, er hätte ihn schon finden können, aber nur unter der Erde, denn der Mann war schon seit zehn Jahren tot. Den aber, der seine Rolle so geschickt gespielt hatte, den fand er nirgend.

J. C.

**Neue Erfindungen.** I. Garnrollenträger „Feinzelmännchen“. — Es ist allgemein bekannt, daß im Näh-, Stich- und Stopfkasten, gleichviel ob im Herrschafts- oder Arbeiterhaushalte, oder in Stich- und Nähateliers, meist eine gewisse Unordnung herrscht, die, selbst beim besten Willen, in Anbetracht der verschiedensten Seiden-, Zwirn-, Woll- und Baumwollrollchen nicht zu verhindern ist. Zeitverluste und Unannehmlichkeiten sind die Folgen, namentlich dann, wenn ein vergebliches Suchen stattfindet. Durch den abgebildeten Apparat



Garnrollenträger „Feinzelmännchen“.

der Firma Richard Wehers in Köln-Ehrenfeld, Kerpplerstraße 10, ist diesem Übel abgeholfen, die Spulen werden im „Heinzelmännchen“ stets am richtigen Plage zu finden sein, ein Verlorengelien ist gänzlich ausgeschlossen, und der Faden kann bequem abgezogen werden, ohne daß man die Röllchen abnehmen muß. Da der Apparat aus weichem Material angefertigt wird, eignet sich derselbe auch vorzüglich für die Reise, und man ist so des Mitführens unbequemer Näh- und Sticckasten enthoben. Je nach Bedarf wird sich die Hausfrau einen oder mehrere Apparate anschaffen, denn derselbe ist, wenn einmal bekannt, unentbehrlich. „Zeit ist Geld“ ist ein Grundsatz, der heutzutage mehr als je zu seiner Geltung gekommen ist, nicht nur im geschäftlichen, viel mehr auch im häuslichen Leben. Der neue Garnrollenträger ist in der Tat zeitsparend, und da er billig und auch äußerst praktisch ist, so ergibt das „Heinzelmännchen“ ein Geschenk für Damen, das jederzeit hochwillkommen sein wird.

II. „Überall“, zerleg- und verstellbare Wärm- und Kühlflasche. — Unter der Bezeichnung „Überall“ wird von der Werkstatt Rudolf Leopold in Zwickau (Sachsen) eine gelenkige, zerleg- und verstellbare Wärm- und Kühlflasche zur

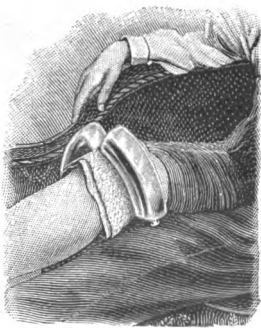


Fig. 1.

Bereitung von warmen und kalten Packungen an allen Körperteilen auf den Markt gebracht, über die bereits viele praktische Erfahrungen und Anerkennungen von Ärzten und Leidenden vorliegen. Genannte Flasche, welche in keiner Familie und Haushaltung fehlen sollte, ist aus besten Stahlblechen gestanzt, innen und außen gut verzinkt und besitzt infolge ihrer soliden Konstruktion eine große Dauerhaftigkeit. Wie unsere Ab-

bildungen (Fig. 1—7) zeigen, ist die Flasche sehr vielseitig in ihrer Anwendung. Ihre Wirkung ist ausgiebig, und sie übertrifft bei verhältnismäßig geringem Gewicht in Bezug auf Wärme- und Kühldauer die sonst gebräuchlichen

Wärmflaschen und Eisbeutel von weit größerem Inhalt um nahezu das Doppelte. So wurden zum Beispiel von der staatlich wissenschaftlichen Materialprüfungsanstalt die folgenden Ergebnisse fest-



Fig. 2.



Fig. 3.

gestellt: Eine mit Wasser von  $93,5$  Grad Celsius gefüllte Flasche zeigte in Zimmerluft von  $16,6$  Grad liegend nach einer Stunde noch  $50,4$  Grad, nach zwei Stunden noch  $33$  Grad, erst nach neun Stun-



Fig. 4.



Fig. 5.

den war die Temperatur des Wassers auf die des Versuchstraumes gesunken. Eine mit Eisstückchen gefüllte Flasche wurde in einen Versuchstraum von  $37,5$  Grad, also Körpertemperatur, gebracht.

Nach achtundfünfzig Minuten erst war das Eis geschmolzen, das Schmelzwasser hatte aber noch die Temperatur 0 Grad, nach einer Stunde und zwanzig Minuten 20,5 Grad, nach elf Stunden erst



Fig. 6.

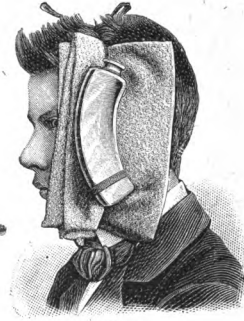


Fig. 7.

36,7 Grad Celsius. Vorzügliche Dienste leistet die Flasche bei Halserkrankungen, Ohrenentzündung, Zahngeschwüren, bei Migräne und Augenleiden, bei rheumatischen Beschwerden, Erkrankungen des Kniegelenkes und so weiter.

**Eine reiche Kriegsbeute.** — Wohl niemals ist Siegern eine reichere Beute in einer einzigen Schlacht zu teil geworden als den Schweizern bei Granjon, wo sie im Jahre 1476 Karl den Kühnen, Herzog von Burgund, schlugen und sich seines Lagers bemächtigten. Karl war mit einer unerhörten Prachtentfaltung in den Krieg gezogen. In dem Lager, das er bei Granjon aufschlug, standen über vierhundert seidene Zelte. Das Zelt des Herzogs war inwendig mit Samt ausgekleidet und mit Gold und Perlen besetzt. Im Zelte stand des Herzogs goldener Stuhl, daneben lag der reiche Hut, der edelsteinbesetzte Orden des goldenen Bließes und sein Prachtschwert, dessen Griff ebenfalls mit großen Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen besetzt war. Im Speisezelt standen hoch aufgetürmt die goldenen und silbernen Pokale, Schüsseln, Teller und anderes Gerät. In vierhundert Kisten lagen die silbernen und goldenen Kleiderstoffe mit hundert gestickten goldenen Röcken des Herzogs, dazu die feinste Leinwand und Seide im Überfluß. Auch den größten damals bekannten Diamanten, den

„Florentiner“, wie er heute genannt wird, hatte Karl mitgebracht. Ähnlich ausgerüstet wie Karl war seine Gefolgschaft, die Blüte des burgundischen und niederländischen Adels.

Alle diese Kostbarkeiten fielen den Schweizern in die Hände. Karl schätzte den Verlust an seinem persönlichen Eigentum auf eine Million Dukaten. Die Höhe des Verlustes wird verständlich, wenn man hört, daß allein sein mit Edelsteinen und Perlen übersätes Prachtgewand, das er sonst zu Hof bei festlichen Gelegenheiten trug, nicht weniger als 200,000 Dukaten gekostet hatte.

Die Schweizer Bauern wußten allerdings den Wert der Beute nicht zu würdigen. Die kostbaren Seidenstoffe wurden zu Bauernröden verarbeitet und die künstlerisch ausgezeichneten Tafelgeräte zerschlagen. Der Krieger, der den „Florentiner“, einen etwas gelblichen Diamanten von 138 Karat und jetzt im Besitz des Kaisers von Österreich, fand, verkaufte ihn für einen Gulden. Th. S.

**Eine Hinduafabel von der Erschaffung des Weibes.** — Im Anfang erschuf der Gott Iwaschtri die Welt. Als er aber das Weib erschaffen wollte, sah er, daß er allen Stoff bereits für den Mann verwandt hatte, und daß keine Bestandteile mehr für das Weib vorhanden waren. Iwaschtri sann lange nach, und als er nachgedacht hatte, tat er folgendes. Er nahm die Rundung des Mondes, die Wellenlinie der Schlange, des Grazes Zittern, des Schilfes Schlantheit, der Blume Samtweiche, des Blattes Feinheit, des Rehes Blick, des Sonnenstrahls spielende Munterkeit, die Tränen der Wolken, die Unbeständigkeit des Windes, die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfau, die Weichheit der Flaumfeder, die Härte des Diamanten, die Süßigkeit des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Wärme des Feuers, die Kälte des Eises, die Geschwägigkeit der Eister und das Wirren der Turteltaube.

Aus all diesem schuf er das Weib. Als es fertig aus seinen Händen hervorgegangen war, schenkte er es dem Manne.

Acht Tage später kam der Mann zu Iwaschtri und sagte: „Herr, das Geschöpf, das du mir geschenkt hast, vergiftet mein Leben. Es spricht unaufhörlich und bringt mich um meine Zeit. Es jammert um ein Nichts. Es ist immer krank. Ich bin gekommen, um dich zu bitten, deine Gabe wiederzunehmen. Ich kann nicht mit dem Weibe leben.“

Und Waschtri nahm das Weib zurück.

Nach abermals acht Tagen kam der Mann wieder zu seinem Schöpfer und sagte: „Herr, mein Leben ist einsam, seit ich dir das Weib zurückgegeben habe. Ich kann nicht umhin, immer daran zu denken. Stets sehe ich sein Lächeln und gedenke daran, wie es mich durch seinen Tanz beglückte.“

Und der Schöpfer gab die Frau dem Manne wieder.

Es waren aber nur drei Tage verflossen, da fand sich der Mann wieder ein. „Herr, ich habe es nun wieder versucht, aber ich sehe ein, daß die Frau, die du für mich geschaffen hast, mir nur zum Unglück ist. Die Argernisse, die diese Frau mir bereitet, überwiegen weit die Freuden, die sie mir schenkt. Herr, nimm sie zurück!“

Jetzt aber war die Geduld des Gottes zu Ende. „Geh,“ rief er, „und richte dich mit dem Weibe ein, so gut du eben kannst; ich nehme es nicht nochmals zurück!“

Der Mann aber sprach: „O, ich Unglückseliger! Ich kann nicht mit dem Weibe leben, aber ich kann auch nicht mehr ohne dasselbe sein! Was wird daraus werden?“

B. C.

**Tote Sieger.** — Vor kurzem fand in Aris, an der Rosario-eisenbahn, ein Pferderennen statt, an dem auch ein Fockei namens Mario Oliva teilnahm. Als bereits die halbe Strecke zurückgelegt war, sahen die Zuschauer plötzlich, daß er im Sattel schwankte, als wenn er die Herrschaft über das Pferd verloren hätte. Doch er blieb im Sattel, und sein Pferd, welches als erstes das Ziel passierte, hielt von selbst an und wandte sich plötzlich um. Der Fockei fiel herab — ein Leichnam. Oliva war schon vor Erreichung des Zieles tot gewesen.

Im Februar 1899 war James Sommerville einer der Teilnehmer an einem Radrennen. In der letzten Runde wurde verzweifelt gekämpft, bis Sommerville endlich nach vorne schoß. Fünfundzwanzig Meter vorm Ziel verlor er plötzlich die Lenkstange, aber obwohl er gleich darauf auch die Pedale verlor, blieb er doch auf der Maschine sitzen und gewann das Rennen mit einer halben Länge. Doch während die Menge in wütende Beifallsrufe ausbrach, fiel Sommerville tot vom Rade. Ein Arzt, der zur Stelle war, erklärte, er müsse das Ziel bereits als Leichnam passiert haben.

Carter, ein bekannter Faustkämpfer, der ebenfalls ein guter

Läufer war, forderte John Power, einen Athleten aus Lancaster, zu einem Wettlauf über eine englische Meile mit fünfzig Meter Vorgabe. Die Herausforderung wurde angenommen und auch zum Austrag gebracht. In der Mitte der Strecke befanden sich die Läufer auf gleicher Höhe. Bis fünfzig Meter vor dem Ziel blieb das Verhältnis das gleiche, dann schoß Power mit verzweifelterm Anlauf nach vorn. Kurz vor dem Ziel strauchelte er, fiel und rollte hinter den Pfahl als Sieger, doch eine Leiche.

Jonathan Kentfield, ein berühmter Billardspieler, wurde einst in Brighton von einem Leichnam besiegt. Er spielte mit einem Einwohner des Ortes eine Partie bis 200. Kentfield zählte bereits 196, als er einen Ball ausließ. Unter großer Aufregung der Zuschauer beugte sich der andere, der bereits 199 Bälle hatte, über das Billard und machte seinen Stoß, der auch gelang. Er selbst fiel, bevor noch die Kugel ihr Ziel erreicht hatte, zum allgemeinen Entsetzen tot zur Erde.

Vor längerer Zeit fand in Brunn ein außergewöhnlicher Vorfall statt. In einer Bude trat dort eine Ringtruppe auf, die nach Beendigung des gewöhnlichen Programms das Publikum zu einem Kampf herausforderte. Einer der Zuschauer, ein Mann von riesigem Gewicht und großer Körperstärke, stand auf und betrat die Bühne. Der Ringer fand bald, daß er seinen Meister gefunden. Nach kurzem Kampf wurde er geworfen und lag hilflos unter dem erdrückenden Gewicht seines Gegners. Doch der leptere machte keine Miene, sich zu erheben. Er hatte gesiegt und war — tot.

M. N.

**Eine bringende Frage.** — Als Jackson britischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten war, hielt er sich hauptsächlich in New York auf, wo er ein Haus am Broadway besaß. Neil M'Kinnon, ein bekannter New Yorker Humorist, kam eines Nachts zu sehr später Stunde mit einer Gesellschaft von Freunden am Hause des Botchafters vorbei, das von oben bis unten festlich erleuchtet war.

„Hallo!“ rief Neil. „Was ist denn bei Jackson los?“

Einer der Begleiter bemerkte, Jackson gäbe heute eine Gesellschaft.

„Was!“ rief Neil. „Bei Jackson ist eine Gesellschaft, und ich bin nicht eingeladen? Wie kommt denn das?“

Mit diesen Worten schritt er auf das Tor zu, läutete, worauf ein Diener öffnete.

„Ich muß den britischen Botschafter sprechen,“ sagte Neil.

„Da müssen Sie schon zu einer anderen Zeit kommen,“ erwiderte der Bediente lächelnd, „er sitzt gerade beim Whist. Da darf ich ihn nicht stören.“

„Reden Sie nicht lange,“ fuhr Neil auf, „sondern gehen Sie sofort zum Botschafter und bestellen Sie, ich möchte ihn in einer dringenden Angelegenheit sofort sprechen.“

Der Diener gehorchte und überbrachte seinen Auftrag in so wichtigem Tone, daß Jackson ihm sofort an die Tür folgte.

„Nun,“ sagte der Botschafter, „was wünschen Sie denn von mir, daß Sie mich zu so später Stunde stören?“

„Sie sind Mr. Jackson?“

„Ja.“

„Der britische Botschafter?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie geben eine Gesellschaft?“

„Ja, ich gebe eine Gesellschaft.“

„Eine große Gesellschaft vermute ich?“

„Ja, eine große Gesellschaft.“

„Sie spielen gerade Whist?“

„Ja, ich spiele Whist.“

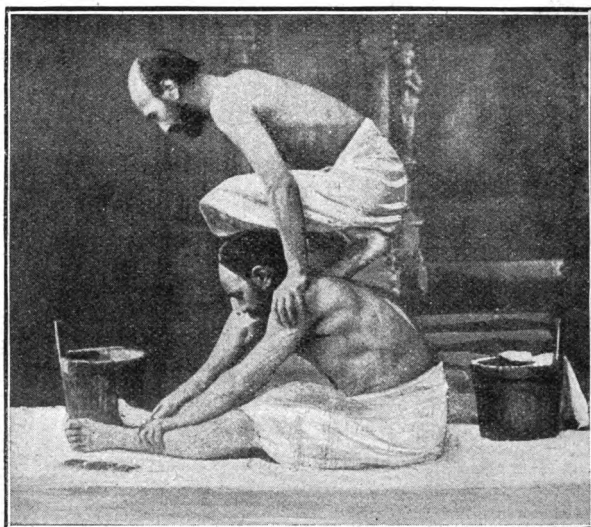
„So,“ sagte Neil, „da möchte ich gar zu gerne von Ihnen wissen, was gerade Trumpf ist?“

Jetzt schloß sich die Thür sehr rasch wieder, und Neil mit seiner Gefolgschaft zog lachend von dannen. M. N.

**Wertwürdige Massage.**— Seit der wissenschaftlichen Begründung der mit Massagekuren erzielten Heilerfolge durch den Holländer Mezger und andere wird die Massage, das Bestreichen und Kneten erkrankter Körperstellen mit den Händen, auch bei uns in Deutschland von den Ärzten und in Sanatorien gegen zahlreiche Leiden angewandt. Im Orient hat die geheime Heilkunde der Priesterschaft vieler Völker schon im Altertum sich der Vorteile dieser physikalischen Heilmethode bedient, und diese hat dort nie aufgehört, ein allgemein geschätztes Element der hygienischen Körperpflege zu bilden. Auf Grund der alten Traditionen wagt man dabei dem Körper weit mehr zuzumuten, um ihn elastisch und schlank zu erhalten, als dies nach unseren Lebensgewohnheiten bei Aus-



übung der Massage an Patienten angebracht wäre. Einer der am weitesten vorgeschobenen Posten echt orientalischen Lebens im russischen Reich ist die von Bodenstedt in den „Liedern des Mirza Schaffy“ so schön gefeierte Hauptstadt des russischen Generalgouvernements Kaukasien, Tiflis. Der Name stammt aus dem Georgischen und heißt so viel wie „die Stadt der warmen Quellen“



Phot. Exclusive News Agency.

#### Massage in den Bädern von Tiflis.

Es finden sich in Tiflis Naphthaquellen und Schwefelquellen, aber auch schöne öffentliche Badeanstalten, in denen Gesundheitsbäder aller Art im Geschmacke des Orients zu haben sind. In jeder derselben ist eine größere Zahl geschulter Masseure beschäftigt, deren Dienste nach genommenem Bad auch viele Europäer gern in Anspruch nehmen.

Bis zu welchen anstrengenden Übungen sich die Massage dort versteigt, davon bietet unser eine photographische Aufnahme wieder-

gebendes Bild ein drastisches Beispiel. Zum Zwecke der Einwirkung auf die Bauchmuskeln hat der Badende mit ausgestreckten Armen sich vorzubeugen und, um in dieser Stellung zu verharren, sich mit den Händen an den Unterschenkeln möglichst nahe den Füßen festzuhalten. Zur Unterstützung dieser Übung tritt der Masseur in gebückter Stellung auf den Nacken des Vorgebeugten und verleiht, indem seine Knie Halt auf dessen Kopf, seine Hände Halt auf dessen Schultern finden, jenen Bemühungen durch sein Körpergewicht Nachdruck.

J. P.

**Aristokratische Ladeninhaberinnen.** — In Großbritannien ist es nichts Seltenes, daß sich die vornehmsten Lords mit Handelsgeschäften befassen, und ebenso gibt es offene Läden mit den verschiedensten Industrieartikeln, deren Inhaberinnen Damen vom höchsten Adel sind. In den meisten Fällen handelt es sich hierbei allerdings um den Zweck, Werke der Wohltätigkeit und der Barmherzigkeit zu unterstützen. So hat Lady Wimborne kürzlich im westlichen Teil von London einen Buchladen von künstlerischer Schönheit errichtet, der sich speziell mit der Verbreitung religiöser Literatur beschäftigt. Ein anderer wohlbekannter Laden, dessen Firmenschild in großen Lettern die Gräfin Warwick als Eigentümerin bezeichnet, befindet sich in einer anderen Straße und bildet die Niederlage und das Verkaufsmagazin für die Handarbeitserzeugnisse der Grafschaftsschulen. Ein dritter großer Kaufladen ist in Newcastle von der Herzogin von Sutherland gegründet worden. Das Unternehmen stellt sich die Aufgabe, Krüppeln zu einem bescheidenen Lebensunterhalt zu verhelfen, indem ihnen dort allerlei Handarbeiten zur Anfertigung überwiesen werden, die dann zu angemessenem Preise verkauft werden. In allen Teilen der Bevölkerung ist man bestrebt, dieses wohlthätige Handelsgeschäft zu unterstützen.

D. v. B.

**Das römische Frühstück.** — Die Kaiserin Josephine hatte eines Tages die außerlesenen Delikatessen rühmen hören, aus denen ein antikes römisches Frühstück bestand. Was waren alle Lederbissen des französischen Hofes gegen diese kulinarischen Genüsse der alten Römer, diese phantastischen Einfälle, den originellen Tafelluxus! Eogleich beschloß die Kaiserin, um jeden Preis — das heißt, an den Preis dachte die anmutige, liebenswürdige Kreolin eigentlich

niemals bei ihren Einfällen — auch ihrerseits die kostbare Seltenheit eines römischen Frühstückes kennen zu lernen, zum Beispiel also Flamingozungen, die feinen Zünglein der Reiher, sowie milchweißes Vogelhirn kleiner Singvögel, oder gebratene Silberpfauen und Goldfasanen, Papageien, Nachtigallen und so weiter. Wozu war denn die kaiserliche Menagerie da mit ihren vielen seltenen Tieren? Da mußte sich ja alles Nötige finden lassen.

Man kann sich die Bestürzung des Direktors der kaiserlichen Menagerie vorstellen, als er den ausdrücklichen Befehl erhielt, das gewünschte Material zu liefern. Aber was hätte eine Weigerung genügt? Der Kaiser war, während des Krieges mit Preußen, für längere Zeit von Frankreich abwesend; man mußte diesen launenhaften Anforderungen seiner Gemahlin also Folge leisten.

Der Oberküchenmeister begann dann sein Werk, ein altrömisches Frühstück herzurichten. Als es fertig war, setzte die Kaiserin sehr vergnügt sich mit ihren Damen zur Tafel, um voll hochgepanntester Erwartung die ungewöhnliche und ungewohnte Mahlzeit zu genießen. Bald aber verzog sich das Gesicht. Vrrr! — solche antike Delikatessen waren nicht nach französischem Geschmack.

Schließlich mußte ein normales Gabelfrühstück auf die gewohnte Art serviert werden. Das war das Ende dieses so heiß ersehnten altrömischen Mahles.

Der Kaiser erfuhr natürlich nach seiner Heimkehr, was sich zgetragen. Vierzigtausend Franken für ein mißlungenes Frühstück — die schöne Menagerie zerstört! Erzürnt hielt Napoleon seiner verschwenderischen Gemahlin das alles vor, indem er ärgerlich hinzufügte: „Sogar den prächtigen Papagei, der in sieben Sprachen Worte sprach, hast du —“

„Ach ja, den haben wir auch gebraten,“ fiel mit Tränen in den Augen Josephine ein und sah dabei so rührend aus, daß Napoleon gegen seinen Willen lachen mußte und — sie küßte. Das römische Frühstück war vergeben!

C. L.

**Brautgewicht und Mitgift.** — Eine sehr wertvolle Frau bei den augenblicklichen teuren Zeiten ist die Dame, mit der ein Pariser Seifenhändler vor kurzem in den heiligen Stand der Ehe trat. Die schöne Braut, die die Tochter eines sehr wohlhabenden Seifenfabrikanten ist, empfing von ihrem Vater nicht nur eine hübsche

Summe in Geld, sondern außerdem noch ihr eigenes Gewicht in feinsten Toilettenseife. Dasselbe Quantum soll sie jedes Jahr an ihrem Hochzeitstage erhalten, eine mahnende Aufforderung an den jungen Ehemann zur liebevollsten Pflege seines Weibchens.

Als einer der berühmtesten Tabakpflanzler auf den westindischen Inseln seinen zukünftigen Schwiegersohn fragte, was er ihm zum Hochzeitstage schenken solle, bat ihn dieser um einige Kisten Zigarren. „Gut, du sollst das Gewicht meiner Tochter in Zigarren haben,“ sagte der alte Herr. Er hielt Wort. Am Tage vor der Hochzeit ließ er die Braut wiegen und sandte noch am selben Abend dem jungen Mann nicht weniger als zweihundertvierzehn Kisten mit Zigarren.

Das Geschenk eines Kohlenhändlers in Yorkshire an seine Tochter zu ihrer Hochzeit richtete sich ebenfalls nach ihrem Gewicht, denn für jedes Pfund erhielt sie eine Tonne der besten Kohlen. Seine Absicht, die er ihr an ihrem Verlobungstage mittheilte, spornte sie, da sie sehr berechnender Natur war, an, ihr Körpergewicht nach Möglichkeit zu erhöhen, so daß sie während der sechsmonatlichen Verlobungszeit einen Gewinn von zehn Tonnen zu verzeichnen hatte.

Der Vater eines jungen Mädchens in Königgrätz versprach demjenigen, der seine Tochter heiraten würde, sie mit ihrem Gewicht in Silbergulden zu beschenken. Da die Dame, wenn auch nicht außergewöhnlich stark, so doch ganz wohlgenährt war, so fand sich mehr als ein Bewerber. Nachdem der annehmbarste Kandidat ausgewählt worden, fand die Trauung statt. Dann kam die Hauptsache, das Wiegen der Braut, die zum Entzücken ihres Gatten hundertfünfundfünfzig Pfund wog. Die Mitgift betrug demgemäß dreizehntausendfünfhundert Gulden. M. N.

**Zuwelendiebe.** — Von allen Verbrechern und Spitzbuben ist wohl keiner mehr gefürchtet und bitterer gehaßt wie der professionelle Zuwelendieb, denn keiner fügt dem Kaufmann größeren Schaden zu, als gerade diese Spitzbubenklasse. Jeder Tag fördert neue Tricks zu Tage, durch die es ihnen gelingt, die ersehnte Beute zu erlangen. So ereignete sich vor ganz kurzer Zeit ein Fall dieser Art, der wegen der Kühnheit und Geschicklichkeit seiner Ausführung bekannt zu werden verdient, um dadurch eine Wiederholung desselben Manövers zu verhindern.

Bei einem der bedeutendsten Londoner Juweliere und Diamantenhändler erschien an einem Nachmittage des vergangenen Herbstes, als das Geschäftslokal gerade nicht besonders stark besucht war, ein älterer, sehr elegant gekleideter Herr von vornehmster Haltung und aristokratischem Auftreten. In überaus höflicher und gewählter Form bat er um die Vorlegung einiger ungefaßter Diamanten, die er mit sich nach Amerika zurücknehmen wolle. Er befände sich, so setzte er gesprächsweise hinzu, auf seiner alljährlichen Herbstreise nach dem europäischen Kontinent und halte sich vor seiner Weiterreise nach Paris nur einige Tage in London auf, um hier in der Weltmetropole einige schöne Edelsteine mitzunehmen, wie sie eben nur hier zu finden seien.

Bereitwilligst wurden dem alten Herrn eine große Anzahl der schönsten Edelsteine vorgelegt. Er kaufte auch einige kleinere, aber von den größeren fand kein einziger den Beifall dieses hervorragenden Kenners, obwohl einige sehr prächtige darunter waren. Da der Kaufmann verlauten ließ, daß er im Laufe der nächsten Tage schon eine neue Sendung großer Diamanten aus Amsterdam erwarte, wo sie jetzt geschliffen würden, bezahlte der Herr die gekauften Steine und versprach bei seiner Rückkunft von Paris, in etwa drei Wochen, noch einmal wiederkommen zu wollen, um dann vielleicht etwas Passendes auszuwählen.

Während der alte Herr bedächtig seine Brieftasche wieder einsteckte und dann seine hellen Handschuhe anzog, packte der Kaufmann seine Steine wieder zusammen. Plötzlich bemerkte er zu seinem Schrecken, daß von seinen größten Edelsteinen gerade der aller schönste und wertvollste fehlte. In heller Aufregung öffnete er noch einmal die bereits wieder zusammengfalteten Pakete und durchsuchte sie, aber in keinem fand sich der vermißte kostbare Edelstein. Auch der vornehme Käufer beteiligte sich eifrigst an der Suche, und da der Stein sich trotz aller aufgewendeten Mühe nirgends finden wollte, forderte er erregt, man möge die Ladentür schließen und sogleich einen Polizeibeamten holen.

Als dieser erschien, bestand er sogar darauf, daß dieser ihn einer genauen Leibbesichtigung unterziehe, damit ja ein Verdacht, daß er vielleicht den wertvollen Stein genommen habe, nicht auf ihm haften bleiben möge. Nach einer allerdings etwas lahm ausfallenden

Abwehr des Juweliers, er sei auch ohnedies von der Ehrlichkeit des Herrn vollkommen überzeugt, drang der Käufer doch mit seine in Begehren durch, und der in solchen Sachen sehr erfahrene Kriminalbeamte durchsuchte ihn aufs genaueste, natürlich ohne eine Spur des verschwundenen Steines zu entdecken. Er war und blieb verschwunden.

Mit vielen Ausdrücken des Bedauerns empfahl sich der alte Herr endlich und versprach noch einmal, spätestens in drei Wochen, wiederzukommen, um zu erfahren, ob der vermißte Edelstein sich wiedergefunden habe.

Zu der von ihm bestimmten Zeit fand sich der alte Herr richtig wieder im Geschäfte ein. Es habe ihm keine Ruhe gelassen, meinte er, Tag und Nacht habe er an den verschwundenen Diamanten denken müssen, und er komme nun, um zu fragen, ob der Stein sich wiedergefunden habe. Der Besitzer verneinte es, und da die aus Amsterdam erwarteten neuen Steine auch noch nicht eingetroffen waren, entfernte sich der alte Herr wieder unter erneuten Ausdrücken seines lebhaften Bedauerns über den Verlust und ward nicht mehr gesehen.

Da niemand bei der ersten Anwesenheit des Herrn den Laden betreten hatte, der Stein auch weder bei der Leibbesichtigung noch später gefunden wurde, so blieb die ganze räthelhafte Verlustgeschichte in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, bis eines Tages, wenige Wochen nach dem letzten Besuch des alten Herrn, das Geschäftslokal einer gründlichen Säuberung unterzogen wurde. Da entdeckte die Scheuerfrau unter dem Vorsprung der Ladentischplatte ein dickes Stück Schusterpech, das in der Mitte einen Eindruck zeigte, der mit den Umrissen des verschwundenen Diamanten genau übereinstimmte.

Jetzt klärte sich die geheimnisvolle Geschichte auf einmal. Der vornehme alte Herr hatte bei seinem ersten Besuch das Pechstück unter der Tischplatte befestigt und unbemerkt den Diamanten hineingedrückt. So konnte er sich mit Seelenruhe der gründlichsten Leibbesichtigung unterwerfen. Seine Beute brachte er erst beim zweiten Besuch in Sicherheit. —

Ein anderer Fall von geschickter Ausführung eines großen Juwelendiebstahls wurde in Amsterdam von einer Bande ameri-

kanischer Diamantendiebe verübt. Einer der reichsten Händler in ungeschnittenen Edelsteinen erhielt eines Tages eine Zuschrift, worin ein ihm dem Namen nach unbekannter Herr ihm mitteilte, daß er von Amerika nach Amsterdam gekommen sei, um für mehrere Tausend Pfund Sterling rohe, ungeschliffene Diamanten zu kaufen. Er reflektiere ausschließlich auf erstklassige, große, schöne Steine, für die er einen bedeutenden Auftrag habe, und wünsche daher von dem Besitzer selbst bedient zu werden. Herr J. möge also, wenn ihm an einem großen Bargeschäft gelegen sei, die Freundlichkeit haben, dem Schreiber eine bestimmte Tagesstunde anzugeben, wann er ihn empfangen wolle. Darauf folgte der Name des Brieffschreibers und die Adresse eines der vornehmsten Hotels von Amsterdam.

Der Diamantenhändler war ein sehr tüchtiger und dabei auch ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann. Er erkundigte sich sogleich nach Empfang des Briefes telephonisch bei dem ihm persönlich bekannten Direktor des Hotels nach dem Amerikaner und erhielt die beruhigende Antwort, daß der betreffende Herr vor zwei Tagen als Passagier erster Kajüte von New York angekommen sei. Er mache einen durchaus vertrauenerweckenden Eindruck. Er selbst habe dem Amerikaner auf seine Frage nach den Namen der bedeutendsten Juwelenhändler Amsterdams den Namen des Herrn J. genannt.

Obwohl er schon seit Jahren nicht mehr persönlich zu verkaufen pflegte, glaubte der Juwelier in diesem Falle eine Ausnahme machen zu sollen. Er ließ dem Anfragenden also erwidern, daß er es sich zur Ehre schätzen würde, dem Herrn am nächstfolgenden Tage, Nachmittags um drei Uhr, falls ihm diese Stunde passe, persönlich zu Diensten zu stehen. Zu seiner eigenen Sicherheit befahl er dann noch zwei seiner Angestellten, sich ebenfalls zur selben Zeit in seinem Privatkontor einzufinden.

Pünktlich auf die Minute erschien der Amerikaner. Anscheinend ein noch ziemlich junger Mann, dessen scharfgeschnittenes, glatt-rasiertes Gesicht sein jugendliches Aussehen noch verstärkte, erwies er sich, als der Händler seine Schätze auspackte und vorlegte, doch als ein hervorragender Kenner von Edelsteinen. Auf jeden noch so kleinen Fehler, den der eine oder andere Stein aufwies, vermochte

er den Händler aufmerksam zu machen. Hierbei ließ es sich natürlich nicht vermeiden, daß über den Einfluß der Fehler auf den Wert des betreffenden Steines nach dem Schliff Meinungsverschiedenheiten entstanden, die nach und nach ziemlich heftig aufeinanderprallten. Auf einmal, als der Händler, um eine eben ausgesprochene Ansicht durch Beweise zu bekräftigen, einige der bereits gezeigten größeren Steine noch einmal wieder vorzeigen wollte, fehlten diese. Hitzig, wie er war, sagte er dem Amerikaner den Diebstahl der vermißten Steine auf den Kopf zu. Sofort sprangen auch die beiden Angestellten herzu und hielten den Mann fest, während der Kaufmann selbst in die Taschen des Amerikaners griff und schon im nächsten Augenblick die Steine daraus hervorholte.

Zum größten Erstaunen der Holländer behauptete der Amerikaner nun plötzlich, diese Steine seien sein Eigentum. Er habe sie am Vormittage in einem anderen Geschäft gekauft. Habe Herr J. Diamanten verloren, so möge er sie suchen, wo er wolle, aber er lasse sich nicht berauben. Damit hatte er dem ob dieser Frechheit verblüfften Holländer die Edelsteine wieder entrisßen und in die Tasche gesteckt. Schon wollte er zur Thür hinaus, als der eine der Angestellten, ein großer, kräftiger Mann, den Amerikaner am Kragen packte und festhielt. Der andere war hinausgeeilt, um einen Polizisten zu holen. Ganz in der Nähe fand er auch schon zwei Konstabler im Gespräch beieinander stehen. In fliegender Eile teilte er ihnen das Vorkommniß mit und forderte die Beamten auf, mitzukommen und den Dieb zu verhaften. Diese folgten ihm sogleich, und als gerade eine leere Droschke die Straße herausgefahren kam, winkte der eine der Polizisten dem Kutscher zu und ließ ihn vor dem Geschäftshause halten.

Mit unaufhörlichem Wortschwall hatte der Amerikaner fortgesetzt den Besitz der Diamanten verteidigt und der Holländer aus Leibeskraften dagegen geschrien. Erst die Ankunft der Polizisten machte dem Geschimpfe und Geschrei ein Ende. Kurzerhand packten sie den diebischen Amerikaner beim Kragen, schleiften ihn, der sich mit Händen und Füßen sträubte, zum Laden hinaus, steckten ihn in die Droschke, setzten sich auf jede Seite neben den Verhafteten, und der Kutscher fuhr los.

Aber der Wagen soll noch heute am Justizpalast ankommen!



Polizisten, Kutscher und Käufer steckten allesamt unter einer Decke, wie die Polizei später ermittelte. Aber die Diebe selbst ermittelte sie nicht!

W. St.

**Befrafung der Götter.** — Die Naturvölker denken sich ihre Götter so menschlich, daß sie dieselben für ihre Taten belohnen, aber auch bestrafen. Charakteristisch ist schon der Umstand, daß man Göttern, die den Menschen gut gesinnt sind, meist überhaupt keine Opfergaben darbringt; die guten Götter tun eben nichts als ihre Pflicht und Schuldigkeit. Wozu hätte man sie denn sonst?

Wie einst der Perserkönig das Meer mit Ruten peitschen ließ, so prügeln fast alle Negervölker die Götzen, die sich nicht bewähren, und bei diesem Prüegeln wird dem Gotte unter Schmähungen zugleich mitgeteilt, wofür er diese Strafe empfangen. Am Kongo schlägt man dem hölzernen Götzenbilde, das sich widerwillig zeigt, einen großen Nagel in den Leib, damit der Gott, von Schmerzen gequält, sich des Bittstellers erinnere. Bei anderen Afrikanern wird der Gott, der nicht die erbetene Hilfe geleistet hat, einfach entthront und fortgeworfen. In China werden die Götzenbilder bei anhaltender Dürre oft auf die offene Straße gestellt, damit sie sich selbst überzeugen, wie Hitze tue. Als in dem Buddhistenkloster zu Wongtschu einmal gestohlen worden war, legten die Priester ihrem Buddhabilde einen Strick um den Hals, hängten den Gott an einen Nagel auf und zerbläuten ihn tüchtig, weil er nicht besser achtgegeben hätte, und damit er sich bemühe, den Dieb ausfindig zu machen. Werden dem chinesischen Landmann vom Marder oder Fuchs Hühner geraubt, so begießt er seinen Hausgott für seine Unachtsamkeit mit — Sauche.

Auch im Belohnen einer Gottheit verfährt man meist recht menschlich. Wenn zum Beispiel der Papua von Neuguinea von nächtlichem Diebeszuge glücklich heimgekehrt ist, opfert er dem Gott der Diebe unter den Worten: „Sag's nicht weiter!“ ein „Stück Schwein“; dieses besteht freilich meist nur aus dem äußersten Endteil des Schwänzleins.

D. v. B.

**Der Mut des Igels.** — Der Igel ist nicht nur ein ungemein nützlich kleines Tier, sondern er besitzt auch einen Mut, der uns in Staunen versetzt. Den küssigsten Hamster in die Flucht zu treiben,

ist ihm eine Kleinigkeit, und selbst vor der giftigen Kreuzotter fürchtet er sich nicht. An einem warmen Sommerabend konnte ich einen Kampf zwischen Igel und Kreuzotter beobachten, der sehr interessant verlief. Ich saß am Waldestrand und pflückte Erdbeeren. Da gewahrte ich einen Igel, der allerlei sonderbare Bewegungen machte, und bald erkannte ich, daß er hinter einer Kreuzotter her war. Er schnüffelte lüftern hinter ihr drein, und wie sie sich mit heftigen Windungen, aber doch langsam auf dem Boden hin bewegte, schoß er plötzlich mit ein paar schnellen Sätzen auf sie zu und biß sie in den Schwanz. Mit wütendem Fauchen fuhr die Viper herum, richtete sich empor, so weit sie konnte, und schlug mit ihren Giftzähnen nach ihrem Feinde. Dieser aber hatte sich, immer ihren Schwanz mit den Zähnen festhaltend, hastig zusammengerollt, und die Schlange traf beim Zuschlagen mitten in das Stachelgewirre des Igels, aus dem sie mit blutendem Maul zurückfuhr. Der Igel aber ließ nicht los. Die Schlange wurde natürlich immer wütender, wußte jedoch nichts anderes zu tun, als zu ihrem eigenen Nachteil immer wieder auf den Stachelknäuel loszuschlagen. Nach einem Kampfe von etwa zehn Minuten war das Reptil so übel zugerichtet, daß es nicht mehr schlagen konnte und jede Verteidigung aufgab. Sein ganzer Kopf war von Blut und Wunden ganz unkenntlich geworden; allein den Igel rührte dies nicht. Dieser wickelte sich langsam auseinander, schlich an das Vorderende seiner Feindin heran, beschnüffelte es und biß mit einem Bisse ihren Hals durch. Darauf begann er sie mit großem Behagen zu verzehren und befand sich nach seiner Heldentat äußerst wohl. L. St.

**Der „isern Hirt“.** — Zur Zeit als zwischen Philipp von Frankreich und Eduard III. von England ein Krieg ausbrach, erschien in London der „isern Hirt“, der älteste Sohn des Grafen Gerhard des Großen von Holstein, mit einem stattlichen Gefolge von Rittern und Bogenschützen und bot dem Könige seine Dienste an. Der britische König hieß den jungen tatensüchtigen deutschen Grafen willkommen und räumte ihm willig eine Oberbefehlshaberstelle in seiner Armee ein. Als bald nachher die mörderische Schlacht bei Cressy geschlagen wurde, waren es die Holsteiner, die im ersten Treffen standen und ihren jungen Grafen so tapfer unterstützten, daß selbst „der schwarze Prinz“ von ihrem Mut

entzündet war und ihrem Anführer das Zeugnis gab, daß er mit seinen Holsteinern den Sieg entschieden habe.

Nicht lange nach dem glänzenden Sieg bei Cressly erfochten die Engländer neue Vorteile über die Franzosen, und wieder war es der „iserne Hinrit“, welcher durch seine Bogenschützen Calais erobern half; er hatte durch seine unerschrockene Tapferkeit die Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, daß er vom englischen Könige mit Ehren überhäuft und zum Oberfeldherrn des Reiches ernannt wurde.

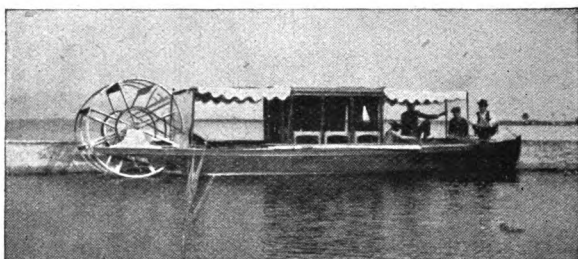
Die eifersüchtigen Engländer, die nie bei der Hand gewesen sind, wenn es galt, fremde Verdienste anzuerkennen, konnten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß ein fremder Ritter ihre eigenen Helden überstrahlte, und versuchten alles mögliche, um ihn aus dem Wege zu räumen oder ihn bei dem Könige zu verdächtigen.

„Ifern Hinrit“ hatte längst gemerkt, wo die stolzen Lords hinaus wollten, und beschloß, sich glänzend zu rächen. Als daher eines Tages großes Gelage beim Könige war und einzelne Höflinge wieder laut genug äußerten, der fremde Ritter sei gar kein Graf, sondern ein Mietsoldat und Söldner, der für Geld in den Krieg zöge, lud der tapfere Holsteiner die Anwesenden ein, ihm in des Königs Zwinger zu folgen, wo er ihnen etwas zeigen wolle, was sie gewiß alle interessieren würde. Da der König der Einladung sofort Folge leistete, sahen sich die Lords gezwungen, auch mitzugehen, und nach wenigen Augenblicken stand die ganze Schar vor einem großen eisernen Käfig, in welchem ein Löwe des Königs gefangen gehalten wurde. Als „isern Hinrit“ sah, daß die Gäste des Königs alle zur Stelle waren, öffnete er rasch die Thür zum Löwenzwinger und trat der Bestie mit unerschrockenem Mute entgegen. Der Löwe sprang brüllend gegen den Ritter und schlug mit seinen Tagen nach ihm; aber „isern Hinrit“ donnerte ihn mit den Worten an: „Leg dich, Hund!“ und als der Löwe sich kurz end in die Ecke seines Käfigs zurückzog, bedeckte der kühne Holsteiner das Löwenhaupt mit seinem Hute und sagte: „Wer von euch, meine Herren, den holsteinischen Grafenhut hier anzurühren wagt, den will ich für einen ebensoguten Edelmann halten wie mich selber.“

Als keiner der Anwesenden Neigung verriet, das Wagestück zu bestehen, nahm „isern Hinrit“ den Hut mit fester Hand von dem

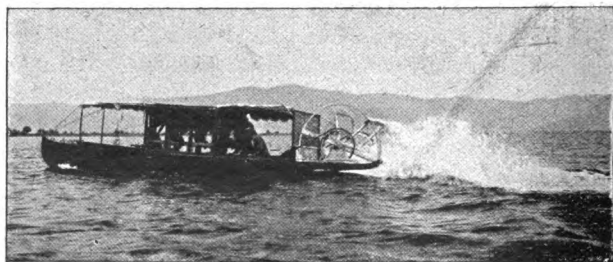
Haupte des Löwen und trat ruhig und gelassen aus dem Käfige heraus. Von diesem Tage an hatte er Ruhe. C. L.

**Das Orlando-Sternradmotorboot.** — Auf italienischen Binnengewässern beginnt sich ein merkwürdiges Motorboot einzubürgern, das seinen Charakter durch ein großes, am Stern,



Das Orlando-Sternradmotorboot.

das heißt am Hinterteil des Schiffes angebrachtes Rad erhält, welches an den Radbetrieb unserer Flußdampfschiffe erinnert. Am entgegengesetzten Ende des Schiffes befindet sich ein Motor,



Das Motorboot in Fahrt.

der in ganz gleicher Weise behandelt wird wie andere Bootmotoren. Das Boot mit seiner Kajüte ist verhältnismäßig sehr leicht. Es ist schön und schlank gebaut. Bei tiefem Wasserstand läßt sich mit ihm eine Fahrtgeschwindigkeit von sieben Knoten auf die Stunde erreichen. Das Rad erzeugt bei schneller Fahrt viel Schaum und eine beträchtliche Wellenbewegung. B. G.

**Selbstanklage im Schlaf.** — Ein gefürchteter Feind der Verbrecher ist der Schlaf oder deutlicher ausgedrückt das Sprechen im Schlaf. Für Leute mit einem bösen Gewissen gibt es keinen gefährlicheren Verräter als eben diese unkontrollierbare Neigung, die schwarze Tat, die sie beschwert, im Traum nicht nur wieder und wieder zu durchleben, sondern auch auszulaudern. Es ist daher nicht zu verwundern, daß schwere, aber noch unentdeckte Verbrecher es vorziehen, wachzubleiben, wenn sie aus irgendwelchem Grunde mit einem anderen das Schlafzimmer teilen müssen, ja daß sie lieber zu Grunde gehen, als sich einer Operation unterziehen, bei der eine Narkose nötig wäre, denn im Hinüberdämmern zur Bewußtlosigkeit und umgekehrt nach geschetzener Operation zum wiederkehrenden Bewußtsein hat der Mensch gleichfalls die Kontrolle über seine Zunge verloren und erzählt Dinge, die er bei wachen Sinnen nie und nimmer über die Lippen kommen lassen würde.

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, als eine Matrosenschenke der Schauplatz einer solchen Selbstbezüglichung im Schlaf war. Ein junger Matrose war nach einer langen Seereise zum ersten Male wieder an Land, konnte aber in der ungewohnten Umgebung nicht einschlafen. Er hatte das Zimmer, in dem er untergebracht war, nicht allein für sich, und wie er so wach dalag, hörte er auf einmal seinen Schlafkameraden so schauerlich aufstöhnen, daß dem Matrosen angst und bange wurde. Es blieb aber nicht bei dem Stöhnen, sondern der schlafende Mann gab eine lange, wirre Erzählung von einem Morde zum besten, den er begangen habe, und dessen Einzelheiten so haarsträubender Natur waren, daß der junge Seemann es in seinem Bette und im selben Zimmer mit einem so unheimlichen Menschen nicht aushielt. Er kleidete sich leise an und suchte den Wirt auf, dem er seine Wahrnehmung mitteilte. Der durchschaute die Sache sogleich und ließ einen Schutzmann rufen. Als dieser zu dem Schläfer geführt wurde, erkannte er auf der Stelle in ihm den Menschen, der wegen des Verbrechens, dessen er sich im Schlaf angeklagt hatte, steckbrieflich verfolgt wurde. —

In neuerer Zeit benutzte ein bekannter Detektiv während einer nächtlichen Reise einen Schlafwagen. Er lag im unteren Bette,

und als er gerade im Begriff war, einzuschlafen, hörte er den Schläfer über sich in ein langatmiges Selbstgespräch ausbrechen, in dessen Verlauf er mehrere kühne Banddiebstähle, die er auf dem Kerbholz hatte, noch einmal an seinem Geistesauge vorbeigehen ließ. Der Beamte verlor nach diesem nächtlichen Erlebnis den Mann nicht mehr aus den Augen. Die Nachforschungen, die er über sein Vorleben und über die in den Jahren vorher geschehenen Räubereien in größeren Banken anstellte, führten zu der Entdeckung, daß der Verbrecher im Schlaf nur buchstäblich ausgesagt hatte, was im wachen Zustande von ihm begangen worden war, und er entging der wohlverdienten Strafe nicht. —

Reich an dramatischen Episoden war die folgende Kriminalgeschichte, die noch in der Erinnerung mancher Leser sein dürfte. Sie liest sich wie ein Roman, ist aber wirkliche Tatsache. Eine reizende und liebenswürdige junge Frau hatte das Unglück, ihren Gatten nach kurzer Ehe zu verlieren. Er verschwand auf geheimnisvolle Weise aus seinem Hause und kam trotz allen Nachforschens nicht wieder zum Vorschein. Die Sache war und blieb unaufgeklärt. Ein gewisser Schmidt, der an demselben Orte wohnte und vormalig der jungen Dame sehr entschieden den Hof gemacht hatte, erschien nun wieder auf dem Plane und zeigte sich so zart und teilnehmend in seinen Aufmerksamkeiten gegen die trauernde Witwe, daß diese schließlich seine Werbung annahm und seine Frau wurde.

Am zweiten Abende nach der Hochzeit lag die junge Frau ernster Gedanken voll in ihrem Bett, ohne einschlafen zu können. Ihr Mann schlief bereits. Da hörte sie ihn plötzlich im Traum einen gurgelnden Schrei ausstoßen und nach einer kleinen Pause mit heiserer Stimme sagen, daß er ihren ersten Gatten erwürgt und in einem nahen Gehölz verscharrt habe. Sogar die Stelle bezeichnete er unzweideutig, wo er begraben lag.

Die bedauernswerte Frau, die ihren ersten Mann aufrichtig geliebt hatte, war ganz außer sich über das Bekenntnis, das durchaus den Stempel der Wahrheit an sich trug. Sie fand in dieser Nacht keinen Schlaf mehr, und als der Tag angebrochen war, berichtete sie auf dem Polizeiamt, was sie in der Nacht gehört hatte. Die Beamten gingen vorerst ins Wäldchen und suchten an der vom Schläfer angegebenen Stelle nach. Als sie dort wirklich den ge-

töteten Mann fanden, wurde der Mörder dingfest gemacht und schließlich hingerichtet. C. D.

**Eine natürliche Seife**, die als ein vollkommener Ersatz des künstlichen Produktes gelten kann, liefert ein in Algier heimischer Baum der Gattung *Sapindus*. Dieser Baum, *Sapindus utilis* genannt, bringt eine glatte, fleischige Frucht von der Größe einer Kastanie zur Reife, die beim Trocknen an der Luft ein leder- oder vielmehr gummiartiges Aussehen erhält und fast durchsichtig wird. Die Farbe dieser Frucht ist von Gelbgrün bis Braun verschieden. In ihrem Innern befindet sich ein schwarzer, glatter, kugelförmiger Samenkern mit einem öligen Inhalte. Der Seifenbaum, von dem es hinsichtlich der Fruchtbarkeit verschiedene Arten gibt, wächst sehr schnell; ein Sößling erreicht in zwei Jahren eine Höhe von nahezu drei Meter und trägt, wenn er in einem frischen Boden steht, schon mit sechs Jahren die ersten Früchte. Ein ausgewachsener Baum liefert dreißig bis hundert Kilogramm Früchte, die leicht eingesammelt werden können. In China, Japan, Indien und auf den Antillen werden ähnliche Früchte schon seit undenklichen Zeiten als Seife gebraucht. Ein gleichartiger Baum kommt in Panama vor, dessen Früchte aber gleich jenen des fernen Ostens viel weniger Saponin enthalten. Die Frucht des algerischen Baumes liefert überdies eine gummiartige Substanz, die zur Appretur von Seiden- und Wollwaren brauchbar ist. Um aus den Früchten Seife zu gewinnen, werden zuerst die Samenkern entfernt, dann das Fleisch der Früchte gedörrt, wozu eine Temperatur von 130 bis 140 Grad Celsius durch drei bis vier Stunden genügt. Man erhält auf diese Weise eine spröde, leicht zerreibbare Masse, die sodann zu Pulver zermahlen wird, das bis zu 38 Prozent Saponin enthält, während die Früchte der Seifenbäume Chinas, Japans und so weiter bloß 14 Prozent, jene auf der Landenge Panama höchstens 8 1/2 Prozent Saponin aufweisen. Das Pulver läßt sich, wenn 26 bis 28 Prozent Wasser hinzugesetzt werden, leicht in feste Stücke formen, die nach dem Trocknen eine vorzügliche Seife bilden, welche besonders zum Waschen farbiger Gewebe geeignet ist, weil sie keine alkalischen Zusätze enthält, welche die Farben angreifen. Wenn man das Pulver mit mehr Wasser versetzt, für je 15 Gramm ein Liter Wasser, erhält man eine sehr gute Waschlauge. Das in den Kernen ent-

haltene Öl kann als Feuerungsmaterial bei der Röstung der Fruchtschalen verwendet werden. U. G.

**Die Zahl 13 als Glückszahl.** — Es muß sonderbar erscheinen, woher die Zahl 13 ihre üble Bedeutung erhalten hat, die man ihr allgemein entgegenbringt. Um so auffälliger ist dies, als man zum Beispiel im Orient schon von alters her glaubte, daß gerade dieser Zahl etwas Göttliches, somit Gutes innewohne. In der Geschichte der Perser, Indier, Juden und so weiter läßt sich dies durch allerhand Merkmale feststellen. Bei den Juden waren 13 Städte besonders für den Priesterstamm geweiht, 13 hohe Priester stammten von Aaron ab, 13 Fürsten saßen im Räte der Alten, am 13. Tage des Monats Nisan bereitete man sich zum Passahfeste vor, und der heilige Weihrauch, der im Tempel zu Jerusalem angewandt wurde, bestand aus 13 besonderen Wohlgerüchen. Diese Hochhaltung der Zahl 13 hat sich in der Alten Welt von Land zu Land verpflanzt, bis im Mittelalter plötzlich die Ansicht zur Geltung gelangte, 13 sei eine Unglückszahl.

Übrigens ist es merkwürdig, daß auch schon bei den Ureinwohnern der Neuen Welt, den Inkas und Azteken, die Zahl 13 eine heilige Bedeutung hatte. So war in Peru das Jahr in vier Abteilungen zu je 13 Wochen eingeteilt. In einem Buche, das ein mütterlicherseits von den Inkas abstammender Spanier hinterlassen hat, heißt es, daß bei den Azteken die Wochen aus 13 Tagen mit besonderen Namen bestanden. Das Jahrhundert zählte bei ihnen 52, also viermal 13 Jahre. Sie besaßen Archive, die in Kreisform angelegt waren. Auf jeder Seite der Archive befand sich in der Mitte die Sonne, und jede Seite war in 13 Teile geteilt, die wieder 13 Unterabteilungen aufwiesen. D. v. B.

**Die Lederhose.** — Am 1. Juli 1723, am Morgen nach seinem Einzuge in Prag, empfing Kaiser Karl VI. die böhmischen Stände. In prächtigen Karossen fuhren die Ritter des Landes zur Burg auf dem Grabschin, und sie waren in Damast und Seide gehüllt, wie Puppen verschmückt und schwer mit Edelsteinen beladen. Im spiegelnden deutschen Saale fand der Empfang statt. Die Herren des Landes schritten an dem Throne vorbei, und jeder wurde mit gnädigen Worten belohnt.



Nun kommt auch an Graf Anton Spard die Reihe. Bewundert gleitet des Kaisers Blick an der Gestalt des Edelmannes hinab, und seine weit auseinanderstehenden Lippen kneifen sich zusammen, denn der Graf steht im Jägerkostüm mit lebrner Hose vor dem Throne Seiner Majestät.

„Ihr kommt wohl aus den böhmischen Wäldern geradezu in Eures Kaisers Haus?“ rebet der Monarch ihn an. „Die anderen Herren wußten diese Stunde mehr zu schätzen.“

„Entschuldigt, Majestät, ich glaubte, daß man, um seinen Kaiser, wie sich's geziemt, zu ehren, das teuerste Kleidungsstück, das man sein eigen nennt, anlegen soll. Ich hab' kein teureres Kleid in meinen Schränken als diese Lederhose.“

Ungnädig blickt ihn die Majestät an.

„Nun, Euch kam es wohl gar nicht zu Ehren,“ setzt der Graf seinen Bericht fort. „Es war im letzten Herbst; ich jagte in den Wäldern meiner Herrschaft Lysa, die an das Revier Eurer Majestät anstoßen. Ein mächtiger Hirsch fiel eines Tages unter meinem Schuß. Doch kaum hatte ich ihn nach Hause gebracht, da hieß es auch schon, der Hirsch stamme aus den kaiserlichen Forsten, und ich wurde als Jagdfrevler angeklagt. Majestät, ich habe Feinde im Lande; man hängt mir einen langwierigen Prozeß an, und schließlich mußte ich mehr als dreißigtausend Gulden für den einen Hirsch zahlen und mußte dabei noch froh sein, daß man mich nicht als Hochverräter henkte. Aus dem Fell dieses kostbaren Hirsches ließ ich mir die Hose schneiden, die ich heute zum ersten Male trage. Ist sie nicht das teuerste Kleid?“

Der Kaiser lacht laut auf: „Ihr habt Wit, Graf!“

„Aber der Jagdfrevel sitzt noch auf mir. Darum will ich eine Bitte Euch zu Füßen legen. Erweist mir die Gnade und seid in Lysa bald mein Gast. Es gibt dort Wild wie nirgend, und ich weiß, Ihr liebt die Jagd.“

„Wenn jener Hirsch,“ antwortet lachend der Monarch, „am Ende wirklich sich verirrt und mein gewesen sein sollte, soll ich wohl nun einen Hirsch aus Euren Wäldern töten und mit dreißigtausend Gulden bezahlen. Dann sind wir quitt, Graf — nicht wahr, so ist's gemeint?“

Und in der Woche darauf erschallten in der Tat die kaiserlichen

Fanfaren in den Forsten bei Lysa an der Elbe. Der Kaiser erlegte einen gewaltigen Sechzehnder, und die Rechnung ward ausgeglichen. N. C.

**Die Kunst der Spinnen** hat der Naturforscher Linné auf folgende Weise belauscht. Er nahm eine kleine Flasche, klebte auf deren Fußplatte eine kleinere Papierscheibe und hing nun die Flasche an der Zimmerdecke auf. Nun fing er eine Spinne ein und setzte sie an die Pappscheibe, den Faden aber, durch den die Spinne noch mit dem Gegenstande, von dem er sie weggenommen, in Verbindung war, schnitt er mit der Schere ab. An dem Glase konnte die Spinne nicht in die Höhe, auf den Fußboden sich herabzulassen wurde sie dadurch verhindert, daß eine Schale mit Wasser untergesetzt wurde. Sie war also gezwungen, ihre Kunst zu zeigen. Sie ließ sich eine Strecke weit herunter, doch nicht an einem einzigen Faden, sondern an gegen zehn Fäden. Sobald sie sich weit genug herabgelassen, trennte sie mit einem Drucke sämtliche Fäden bis auf einen von sich ab; an diesem einen Faden lief sie wieder in die Höhe, die anderen Fädchen aber flogen nach allen Richtungen hin auseinander, bis sie irgendwo hängen blieben. Nun lief die Spinne das eine dieser Fädchen entlang, setzte hier zu einem neuen Fädchen an, lief damit zu dem ursprünglichen Ausgangspunkte zurück und, ohne hier abzusetzen, ein anderes Fädchen entlang und befestigte den neuen Faden an der Pappscheibe. Ein Dreieck war nun hergestellt, und nun konnte die weitere Ausfertigung des Netzes vor sich gehen. C. L.

**Der tausendjährige Rosenstock zu Hildesheim.** — Der Dom von Hildesheim, der im Innern wie außen als ein Hauptwerk altdeutscher Baukunst so viele Sehenswürdigkeiten enthält, bekommt alljährlich zur Sommerszeit noch ein ganz einzig schönes Schaustück, das aus Hunderten blühender Rosen besteht. Malerisch schlingt sich auf der Friedhofsseite des Doms ein tausendjähriger Rosenstock an dem ehrwürdigen Gemäuer empor. Dieser weltberühmte Rosenstock, der jedem echten Hildesheimer teuer ist, fing vor einigen Jahren zu kränkeln an, und man fürchtete schon, daß er dem Untergang geweiht sei. Der königliche Gartenmeister Wendland in Hannover hat es jedoch verstanden, die Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen, und in den letzten Jahren entfaltete das altherwürdige Hildes-

heimer Naturdenkmal wieder seine vielbewunderte Blütenpracht. Der Hildesheimer Dom, eine kreuzförmige Basilika, stammt aus der Mitte des elften Jahrhunderts, also aus der Zeit, in der die



Rich. Klepzig phot.

Der tausendjährige Rosenstock zu Hildesheim.

beiden Bischöfe Sankt Bernward, der Erzieher und Kanzler Kaiser Ottos III., und Sankt Godhard, Kanzler Heinrichs II., das Hochstift Hildesheim zu hoher Blüte gebracht hatten. Die Kirche hat eiserne, vom Bischof Bernward gestiftete Türflügel mit sechzehn Reliefs

von bedeutendem Kunstwert. Im Innern steht der Sarkophag des heiligen Godehard. J. P.

**Diplomatische Ausrüstungen.** — In den Augen des großen Publikums ist bei einem Botschafter oder Gesandten das Wichtigste die Uniform, zu der unbedingt ein Degen gehört. Dessen Klinge ist meist eine gewöhnliche Papierklinge mit abgestumpfter Spitze. Man will wissen, daß dieser Degen oft recht harmlosen Zwecken dienen soll; von einem Diplomaten wird zum Beispiel erzählt, daß er das Feuer damit schürt, von einem anderen, daß er seine unbezahlten Rechnungen daran aufreißt, und manche Botschafter sollen sich schon, wie böse Zungen wissen wollen, deswegen längere Degen angeschafft haben, als sie mitgebracht.

Die amerikanischen Gesandten, die, beiläufig gesagt, schlechter als ihre Kollegen bezahlt werden, sind die einzigen Diplomaten, die keine Uniform tragen, sondern im gewöhnlichen Frackanzug erscheinen. Als der erste Gesandte der großen transatlantischen Republik, Benjamin Franklin, die europäischen Höfe besuchte, erschien er bekanntlich vor Ludwig XVI., der bei dieser Gelegenheit in höchster Gala war und einen mit Diamanten besetzten Rock trug, deren Wert man auf die Kleinigkeit von achthunderttausend Mark schätzte, in seinem einfachen Bürgerrock. Die altmodische Tracht, in der sich damals Franklin vorstellte, hat man nun als Uniform für die amerikanischen Gesandten vorgeschlagen, doch hat dieser Vorschlag in diplomatischen Kreisen wenig Beifall gefunden.

Ein merkwürdiges Vorrecht des Botschafters ist das, daß er, und zwar nur er allein, dem Monarchen, bei dem er beglaubigt ist, nachdem dieser ihn entlassen, den Rücken zuzukehren darf. Das vollzieht sich auf folgende Art. Wenn die Audienz vorüber ist, wartet der Botschafter, bis ihm der Monarch das Zeichen zur Entlassung gibt. Ist dieses erfolgt, so verbeugt er sich und macht drei Schritte rückwärts, dann verbeugt er sich abermals, und nach weiteren drei Schritten verbeugt er sich zum dritten Male, wendet sich dann um und schreitet durch die weitgeöffneten Flügeltüren aus dem Saale. Man hat jedoch empfunden, daß es eine große Unhöflichkeit ist, dem gekrönten Haupte den Rücken zuzukehren, falls dieses eine Dame ist, und nach langem Nachdenken hat man einen Ausweg gefunden, wie der Botschafter seine Vorrechte wahren kann, ohne

dabei gegen die Gesetze der Höflichkeit zu verstoßen. In einer seitlichen Stellung, das eine Auge auf den Herrscher, das andere auf die Thür gerichtet, verläßt der Botschafter den Saal. Manchmal ist dieser aber schon ein bejahrter Herr, dessen Augen bereits schwach geworden sind, und dann soll es vorkommen, daß er statt durch die Thür zur Wand hinaus will.

Ein anderes Vorrecht des Botschafters ist, daß, wenn er zur Audienz erscheint, ihm beide Flügeltüren des Gemaches, in dem der Herrscher ihn empfangen will, geöffnet werden müssen. Einzig und allein Botschafter haben dieses Recht zu beanspruchen, und bloße Gesandte müssen sich mit dem Öffnen nur einer Flügeltür begnügen. Woher sich dieses Vorrecht schreibt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, es gibt darüber verschiedene Vermutungen. Folgendes Recht des Botschafters aber, der doch bekanntlich die Person seines Herrschers vertritt, könnte mitunter zu Unzuträglichkeiten führen. Auf sein Verlangen muß er nämlich jederzeit, gleichviel ob Tag oder Nacht, von dem Herrscher, bei dem er beglaubigt ist, empfangen werden. Wenn also beispielsweise der chinesische Botschafter unsern Kaiser Nachts zwei Uhr zu sprechen wünschte, müßte man ihm die Audienz anstandlos gewähren.

Der Grund, auf dem eine fremde Gesandtschaft steht, gilt als zu dem Lande gehörig, dessen Flagge vom Dache der Gesandtschaft weht. Würde also beispielsweise der Angehörige einer ausländischen Gesandtschaft in Berlin ein Verbrechen begehen, so könnten die deutschen Behörden nichts weiter tun, als sich mit dem höflichen „Ersuchen“ an die betreffende Regierung wenden, den Übeltäter abzurufen und nach seinen Landesgesetzen zu bestrafen. Vor einigen Jahren gab ein kleiner Mops, der einem Mitgliede einer fremdländischen Gesandtschaft in London gehörte, und den ein Mädchen, das bei dem Gesandtschaftsmitgliede in Diensten stand, auf der Straße spazieren geführt hatte, zu diplomatischen Verhandlungen Anlaß. Weil der Hund keinen Maulkorb trug, erhielt das Mädchen eine Vorladung vor den Polizeirichter. Sie erschien indessen nicht und wurde daher in Strafe genommen. Darüber beschwerte sich der Gesandte bei dem Minister des Auswärtigen, Lord Salisbury, der zwar seinen englischen Beamten einen Verweis erteilen mußte, gleichzeitig aber an sämtliche in London befindlichen

ausländischen Gesandtschaften das ergebene Ersuchen richtete, daß sie doch mit Rücksicht auf die zwischen Großbritannien und den anderen Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen die den Gesandtschaften gehörigen Hunde nicht ohne Maulkorb auf die Straße lassen möchten.

J. E.

**Ein Begräbnißplatz in der Wüste Atacama.** — Mit Salztheilen überladene Luft konserviert Körper, die man ihr aussetzt. Davon haben die alten Bewohner Perus Gebrauch gemacht, indem sie ihre Toten auf der Erde ließen, statt sie in dieselbe zu begraben. In der Wüste Atacama entdeckte Doktor Reid, einer der Durchforscher Perus, durch Zufall einen solchen Totenplatz. Männer, Weiber, Kinder, über 600 an der Zahl, alle völlig gut erhalten, waren in Halbkreisen, wie in Betrachtungen versunken, niedergesetzt. Seit Jahrhunderten sitzen sie da, jeder Leichnam hat neben sich einen Krug Mais und ein Kochgefäß.

E. T.

**Plünderung einer Kriegskasse.** — Unmittelbar hinter Wilna führte die Landstraße, auf welcher sich nach dem unglücklichen Feldzuge von 1812 die Trümmer der sogenannten „Großen Armee“ fortbewegten, über eine ziemlich steile, in jenen Schreckenstagen mit Glatteis bedeckte Anhöhe, vor der alles im Stich gelassen wurde, was die Flucht der zu Tode erschöpften Truppen aufhalten konnte. Wagen mit Verwundeten standen da, Kanonen, Munitionsk- und Proviantwagen, die aus Moskau mitgeführten Siegestrophäen, das Tischgeräthe der Marschälle und anderer hoher Offiziere, sowie die ungeheure Beute an kostbaren Gegenständen aller Art, welche die Soldaten bis dahin mit sich geschleppt hatten. Nur die Kriegskasse des großen Hauptquartiers wollte man auf jeden Fall weiterschaffen und auf preußischem Gebiet in Sicherheit bringen, weil der Kaiser Napoleon es vor seiner Abreise ausdrücklich befohlen hatte. Aber obwohl die Bespannung der mit dem Gold beladenen Wagen eine verhältnismäßig gute war und zum Vorspann sogar frische Pferde zur Verfügung standen, blieb doch alles Anspornen ohne Erfolg, auf der Spiegelglatten Straße waren die schweren Wagen nicht über den Berg zu bringen. Die bestürzten Führer und Zahlmeister kamen bald zu der für sie sehr unangenehmen Überzeugung, daß sie hier mit der ihnen anvertrauten Kriegskasse wahrscheinlich stecken bleiben würden und dann mit ziemlicher

Sicherheit auf die Ungnade des Kaisers, ja auf schwere Bestrafung rechnen könnten. In ihrer Ratlosigkeit wandten sie sich an einen General, der gerade in seinem eigenen Wagen die Anhöhe passieren wollte und sich durch das laute Schreien der Bedienungsmannschaften bewegen ließ, seinen mit Pelzwerk sorgfältig verhüllten Kopf aus dem Fenster seiner Kalesche zu stecken. Auf die Bemerkung eines Zahlmeisters, man wisse aus der verzweifelten Lage keinen Ausweg, erwiderte er, es könne keine Rede davon sein, gegen den bestimmten Befehl des Kaisers die Kriegskasse des Hauptquartiers in die Hände der Feinde fallen zu lassen.

Mit diesem billigen Rat wollte der General weiterfahren, als eine mit augenscheinlich frischen Pferden bespannte Batterie sich näherte. Der Vorschlag eines Zahlmeisters, lieber die Kanonen im Stich zu lassen und mit den frischen Pferden die Kriegskasse zu retten, fand zwar die Zustimmung des Generals, jedoch keineswegs die des Hauptmanns, der die Batterie führte. Dieser weigerte sich entschieden, ohne einen Befehl seines unmittelbaren Vorgesetzten die Geschütze preiszugeben, und blieb auch bei seiner Weigerung, nachdem der General sich ihm als Flügeladjutanten des Kaisers zu erkennen gegeben und versucht hatte, ihn mit der Drohung einzuschüchtern, er werde ihn für den etwaigen Verlust der Kasse verantwortlich machen. Mit dem Rufe: „Vorwärts, Leute!“ wandte er sich wieder seiner Batterie zu, die dann auch ihren Weg fortsetzte.

In diesem Augenblicke stieß eine Stimme den seit Moskau so gefürchteten Ruf aus: „Die Kosaken!“ Alles suchte sofort in wahnsinniger Angst sein Heil in der Flucht. Doch gleich darauf wendeten sich die letzten Soldaten wieder zurück und begannen, als sie nirgends einen Kosaken erblickten, die herrenlose Kriegskasse zu plündern. Nur weniger Minuten bedurfte es, um die Schlösser zu sprengen, dann stopften sich die Plünderer ihre Taschen voll mit dem Gelde ihres eigenen Heeres. Ringsum war der Schnee mit Goldstücken bedeckt, die immer mehr Habgierige herbeilodeten, bis es schließlich nichts mehr zu plündern gab. Aber die, welche zuletzt und deshalb zu kurz gekommen waren, zogen ihre Säbel und hieben auf ihre mit Gold beladenen Kameraden ein, bis die endlich wirklich eintreffenden Kosaken der widerlichen Szene ein Ende machten.

Napoleon ließ sich später einen genauen Bericht über diese

Blünderung des Kriegsschatzes seines Hauptquartiers durch seine eigenen Soldaten vorlegen, aber bevor er ihn noch zu Ende gelesen hatte, zerriß er das Schriftstück in ohnmächtiger Wut. C. T.

**Komponist und Drechorgelspieler.** — Eines Tages stellte sich ein Leierkastenmann gerade unter den Fenstern Rossinis auf und begann in der denkbar abscheulichsten Verzerrung Melodien aus „Wilhelm Tell“ zu spielen. In höchster Wut über diese Verstümmelung seines Wertes warf der Komponist dem Leierkastenmann zwar einen Franken hinab, ersuchte ihn aber zugleich in entschiedenem Tone, an anderer Stelle den Leuten das Trommelfell zu bearbeiten. Dabei kam ihm plötzlich ein lichtvoller Einfall.

„Spielt Ihr Leierkasten auch die ‚Jüdin‘ von Halévy?“ fragte er den Mann.

„Natürlich!“

„Nun gut, hier haben Sie noch einen Franken. Dafür gehen Sie auf der Stelle zu der Wohnung Halévy's und spielen unter seinen Fenstern das Stück aus der ‚Jüdin‘ mindestens sechszmal!“

Da erwiderte der biedere Leierkastenmann: „Das kann ich nicht gut, Herr Rossini, denn Herr Halévy hat mich ja soeben zu Ihnen hierher geschickt. Er war aber freigebiger, denn er hat mich der ‚Tell‘ nur dreimal zu spielen beauftragt.“ C. T.

**Photographien berühmter Leute.** — Wenn irgend eine Persönlichkeit es auf irgend eine Weise zur Berühmtheit bringt, so kommen auf einmal eine Unmenge Photographien von ihr in den Handel, so daß der Uneingeweihte sich wundert, wie der berühmte Mann oder die berühmte Dame neben all den sonstigen zeitraubenden Verpflichtungen, die ihr neuer Ruhm ihnen auferlegt, noch so viele Zeit erübrigen können, allen diesen Photographen zu sitzen.

Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß sie das tun. Man kann auch ohne das Bilder von ihnen anfertigen.

Die vermittelnde Hand dazu bietet der Wachsformer. Er ist sofort eifrig damit beschäftigt, eine möglichst ähnliche Büste der betreffenden Person anzufertigen, vervielfältigt sie, sobald sie gelungen ist, so oft er will und verkauft sie dann allen den Photographen, die er vielleicht schon so und so oft ähnlich bedient hat.

Oft machen die Verfertiger dieser Art von Bildern, sowohl



der Modelleur wie der Photograph, ein Bombengeschäft, wie zum Beispiel im Fall des ermordeten Präsidenten Carnot. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ein Pariser Photograph soeben ein Wachsmodell des Präsidenten zum Zweck der Anfertigung wohlfeiler Bilder erworben und bereits zu photographieren angefangen hatte, als das Attentat auf diesen französischen Präsidenten verübt wurde. Selbstverständlich ging er sofort nach der Greuelthat mit allen Arbeitskräften, deren er habhaft werden konnte, an die Massenfabrikation von Bildern Carnots, und so kam es, daß fast unmittelbar nach Bekanntwerden des Attentats ganz Paris und ganz Frankreich mit Photographien des Ermordeten versorgt war.

Diese Art von Photographien ist den nach dem Leben angefertigten fast täuschend ähnlich. Es erfordert einen ganz geübten Blick, um den Unterschied herauszufinden.

Noch eine andere Methode gibt es, um Photographien zu erhalten, zu denen die darauf dargestellten Personen niemals geseffen haben. So ist unter anderen eine Photographie von einem sehr bekannten Londoner Schauspieler viel gekauft worden, der einen Arm um die Schultern einer nicht minder bekannten Kollegin schlingt. Man kann sich nichts Lebenswahreres und Sprechenderes denken als diese beiden Porträts, und doch haben die betreffenden Künstler nie dazu geseffen. Es wurden hier zwei recht ähnliche Figuren unter den Londoner Berufsmodellen ausgesucht, die sich in der betreffenden Stellung photographieren lassen mußten, und diesen Photographien wurden dann die Köpfe des Künstlers und seiner Kollegin aufgesetzt.

Daß fürstliche Personen sich nicht entfernt so oft photographieren lassen, wie neue Bilder von ihnen herauskommen, ist bekannt. Man hilft sich da manchmal durch Stellvertretung. Der alte Kaiser Wilhelm zum Beispiel hatte eine Art von Doppelgänger in der Person eines bejahrten Schuhmannwachtmeisters. Wüßte ein Photograph ein neues Bild von Seiner Majestät in den Handel zu bringen, so ließ er sich den Wachtmeister kommen, der dann in einer passenden Generalsuniform, die mit den notwendigen Orden geschmückt war, aufgenommen wurde. Die dadurch erzielten Bilder waren nach geeigneter Retusche täuschend porträtähnlich.

Manchmal werden auch Personen, die nur in ihrer Gestalt der betreffenden fürstlichen Persönlichkeit gleichen, photographiert, das Gesicht oder der ganze Kopf aber wird nach einem echten Porträt gemacht und auf dem ersten Abzuge statt des Originalkopfes dem Bilde einverleibt. Die so umgeänderte Photographie wird nun nochmals photographiert, und die neue Platte dient zur Herstellung der für den Verkauf bestimmten Bilder. C. D.

**Die Dankbarkeit des Geretteten.** — Zur Zeit, da Alba in den Niederlanden wütete, wurde Richard Willemsen, ein Arzt aus Asperon, im Winter durch einen Gerichtsdienner verfolgt. Er floh über das Eis, welches noch sehr schwach war und ihn kaum tragen konnte; allein er kam glücklich ans jenseitige Ufer. Nicht so sein Verfolger. Das Eis brach unter demselben, und der Gerichtsdienner wäre unfehlbar ertrunken, da kein Beistand in der Nähe war. Kaum sah jedoch Willemsen die Not seines Verfolgers, als er zurückkehrte und ihn mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete. Und was tat der Gerettete? Er verhaftete Willemsen und führte seinen Lebensretter ins Gefängnis. Am 16. Mai 1569 wurde Willemsen unter den entsetzlichsten Qualen lebendig verbrannt. C. L.

**Abgeführter Weltschmerz.** — Eines Tages besuchte Diderot den Philosophen Jean Jacques Rousseau in seinem Landhaus zu Montmorency, und Rousseau führte ihn in seinem Park spazieren. Sie kamen an einen Abhang, an dessen Fuß sich ein Teich befand.

„Von diesem Platze aus,“ sagte Rousseau, indem er stehen blieb, „habe ich mich wohl schon zwanzigmal herabstürzen wollen, um einem Leben ein Ende zu machen, das ja doch keinen Wert hat.“

Diderot, der das sentimentale Pathos seines Freundes kannte, blieb eine Weile stumm, dann versetzte er im gleichgültigsten Tone von der Welt: „Warum haben Sie es denn nicht getan?“

Betroffen von der Kaltblütigkeit, mit der sein Freund diese Worte sprach, sah Rousseau diesem erstaunt ins Gesicht und sagte schließlich lachend: „Ich habe immer erst die Hand in das Wasser gesteckt, und es war mir zu kalt.“ M. N.

---

Verausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von  
Theodor Freund in Stuttgart,  
in Oesterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

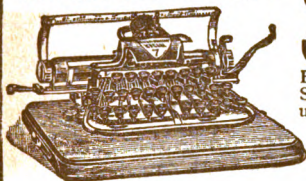
# Neueste Seiden

wundervolle Auswahl. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

**Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)**

Ueber **125 000** im Gebrauch!



Filiale: **BERLIN**  
Leipzigerstr. 29 (Ecke Friedrichstr.)

## **S** Blickensderfer Schreibmaschine

Bestes System, erstklassig, mit sichtbarer Schrift, Tabulator, auswechselbaren Typen und allen letzten Neuerungen. Katalog frei.

**Auf Wunsch monatl. Teilzahlung.**

Preis 200 und 250 Mk.

**Groyen & Richtmann, Köln.**

Zu haben in Drogerien u.  
Haushaltungsgeschäften.

*Für Küche Haushalt, Badezimmer  
Laden, Hôtel, Restaurant ist*

# SAPONIA

*ein vorzügliches Putz- u. Scheuermittel  
besonders für Gegenstände aus  
Email, Porzellan, Holz, Marmor, Glas etc.  
Saponia-Werke in Offenbach a. M.*

Zu haben in Drogerien u.  
Haushaltungsgeschäften.

**Dr. Oetker's** { **Backpulver,**  
**Vanillin-Zucker,**  
**Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

**Dr. A. Oetker**  
Bielefeld.





# „Benefactor“ verfolgt das Prinzip

**Schultern zurück, Brust heraus!**

bewirkt durch seine **sofort gerade Haltung** ohne Besinnreiche Konstrukt. schwerdeu.

**erweitert die Brust!** Für Herren, Damen, Knaben und Mädchen.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse. Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maassang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonveniens Geld zurück.

**E. Schaefer Nchf., Hamburg 72. illustr. Brosch.**

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein neuer Roman von

## W. Heimbürg.

# „Wie auch wir vergeben...“

Geheftet M. 3.—, elegant in Leinen geb. M. 4.—.

Dieser neueste Roman der gefeierten Schriftstellerin wird Aufsehen erregen. Er trägt ein von den früheren Erzählungen der Verfasserin abweichendes Gepräge; sein auf einen ernsten Grundton gestimmter Inhalt ist die Geschichte zweier Stiefschwestern, die denselben Mann lieben. Die packende und eindrucksvolle Gestaltung der Handlung nimmt die Spannung des Lesers bis zum Schluß gefangen. Die Stimmungen und Konflikte sind meisterhaft erfasst; W. Heimbürg zeigt sich dabei auch als feine Seelenkennnerin, der Menschliches — auch Mitzumenschliches nicht fremd ist.

Ferner erschien soeben:

## Sei so wie ich. Roman von H. v. Hippel.

Mit Buchschmuck von Hanns Anker.

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Sei so wie ich! So lautet in diesem Roman die Mahnung des Gatten an die Gattin. Er läßt es bei allen Gelegenheiten durchklingen, und die Gefährtin muß täglich in oft harter Weise den Vorwurf hinnehmen, daß sie nicht ist, wie sie nach seiner Auffassung sein soll. Er ist Offizier, im Einerlei des Dienstes der kleinen Garnison, in welcher auch Geselligkeit „Dienst“ bedeutet, pedantisch in Formen erstarrt; sie eine ursprüngliche, reine und unbefangene Natur, die in ihrer Unschuld oft die konventionellen Fesseln ihres Kreises vergißt und sich anmaßt, auch ein „Ich“ zu sein. Und sie kann nicht sein wie er, das wird ihr zur Gewißheit in der Begegnung mit Menschen, die sie verstehen und wie sie fühlen; darum muß sie sich lösringen aus den Fesseln einer Ehe, die für sie nur noch unwürdige Erniedrigung bedeuten kann.

Das ist der Inhalt des in einer kleinen Garnison und in einem bekannten Kurort Thüringens handelnden Romans, in dem auch neben der Hauptfigur eigenartige und prächtige Menschen zur Geltung kommen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Vor der Kur.

Nach 6 Monaten.



DESSAU (Anhalt).  
**Raschen's** orthopädische  
Kellanstalt \*



**Rückgratverkrümmungen,** Gelenkentzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Hüftleiden, Rückenmarksleiden, Verkrümmungen nach Gicht und Rheumatismus sowie nach Verletzungen usw. werden mit Erfolg unter Anwendung für den einzelnen Fall konstruierter mechanischer Apparate behandelt, ohne dass Patient zu Bett liegen muss. **Zander- und Röntgen-Institut!** Schwedische Massage, Licht- u. andere Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens.

**Prospekte in allen Sprachen durch das Bureau Dessau.**

Herr Hofrat HESSING in GÖGGINGEN hat unsere oben illustrierten Heilerfolge für absolut unmöglich erklärt und deshalb Anzeige gegen uns bei der herzoglichen Staatsanwaltschaft hier erstattet. Auf den von uns geführten Wahrheitsbeweis ging uns folgender Bescheid zu:

**„Das auf Anzeige des Hofrats Hessing in Göggingen gegen Sie wegen unlauteren Wettbewerbes eingeleitete Strafverfahren ist eingestellt worden.“**

Dessau, den 16. Mai 1907.

**Der erste Staatsanwalt.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Amtlich empfohlen.

## **Erbe** \* Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.

Nebst einer eingehenden Darstellung der neuen Rechtschreibregeln und der Lehre von den Satzzeichen. Zugleich ein Handbüchlein der deutschen Wortkunde und der Fremdwortverdeutschung, sowie ein Ratgeber für Fälle schwankenden Sprach- und Schreibgebrauchs. Enthält über 100 000 Wörter. Für jeden Schreibtisch unentbehrlich. In dauerhaftem Einband M. 1.60. \* Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 904 W

**WILSON  
ANNEX**